



Netzwerk Frauenforschung NRW

THEMEN:

- Promovieren – (k)ein Türöffner für Frauen?
- MEDUSE – das Mentorinnennetzwerk der Universität Duisburg-Essen
- Karrierewege von Professorinnen an deutschen Hochschulen
- Männlichkeit in den Ingenieurwissenschaften Europas – Theorie, Empirie und Veränderungspotenziale
- Schöne Aussichten? Gender Studies im deutschsprachigen Raum
- Being part of a transnational academic network
- Therapeutisierung der familialen Altenfürsorge?
- Kastraten in der Musikgeschichte und ihre Rezeption im 20. Jahrhundert
- Feministische Ökonomie: Eine wissenschaftstheoretische Diskussion

Journal Netzwerk Frauenforschung NRW

Nr. 16

Impressum:

Koordinationsstelle
NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW
Prof. Dr. Ruth Becker
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Dortmund
Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen
in der Raumplanung
44221 Dortmund
Tel: (0231) 755-5142
e-mail: kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

Redaktion
Dr. Beate Kortendiek

Dortmund, Mai 2004

ISSN 1617-2493

„Unheilige Allianz“ - Aus für die katholisch-theologische Frauenforschung in der Bundesrepublik?

Das Netzwerk Frauenforschung NRW protestiert gegen die geplante Streichung der beiden einzigen Professuren für katholisch-theologische Frauenforschung in NRW und in der Bundesrepublik.

Auch wenn es keine koordinierte Aktion sein mag - die zeitliche Nähe der Beschlüsse an den Universitäten Bonn und Münster zur Streichung der Netzwerkprofessuren für theologische Frauenforschung ist mehr als eine zufällige Koinzidenz. Sie ist sichtbares Zeichen dafür, dass trotz der inzwischen zahlreich vorliegenden verbalen Bekenntnisse von Hochschulleitungen und Wissenschaftspolitik zur Bedeutung von „Genderaspekten“ in allen Disziplinen, trotz vielfacher Beschlüsse zur Einführung von Gender Mainstreaming auf allen Ebenen der Politik immer noch zu gelten scheint: Wenn gespart werden soll, dann wird die Frauenforschung zum angeblich verzichtbaren Luxus. Entsprechende Sparvorstellungen wurden bereits im Zuge des „Qualitätspakts“ an einigen Universitäten entwickelt, konnten damals allerdings noch durch den unermüdlichen Einsatz vieler Kolleginnen aus dem Netzwerk Frauenforschung NRW sowie der Koordinationsstelle des Netzwerks abgewendet bzw. rückgängig gemacht werden. Nun wird in der durch Arbeitszeiterhöhung und „Hochschulkonzept 2010“ ausgelösten Sparrunde erneut versucht, die den Hochschulen seitens der Politik auferlegten Einsparungen einseitig auf Kosten der Frauen- und Geschlechterforschung zu erfüllen.

Dies kann nicht im Sinne einer zukunftsorientierten Wissenschaftspolitik sein. Gerade für die wie kaum eine andere Institution in Deutschland männerdominierte katholische Theologie sind die Beiträge der Frauenforschung unverzichtbar – sowohl im Interesse der wissenschaftlichen Weiterentwicklung als auch im Interesse der unumgänglichen Entwicklung gendersensibler Ausbildungskonzepte für angehende Theologinnen und Theologen. Das gilt sowohl für die Universität Bonn, an der die durch die Berufung der bisherigen Lehrstuhlinhaberin Prof. Dr. Irmtraut Fischer vakant gewordene Professur für „Altes Testament und theologische Frauenforschung“ nicht wiederbesetzt werden soll, als auch für die Universität Münster, an der das „Seminar für Theologische Frauenforschung“ aufgelöst und die bisherige Direktorin des Seminars, Prof. Dr. Therese Wacker, auf eine Professur für „Exegese des alten Testaments“ umgesetzt werden soll. Zwar ist in Münster die Einrichtung einer „Arbeitsstelle Feministische Theologie und Genderforschung“ vorgesehen, allerdings stehen Seitens der Universität hierfür keine Mittel zur Verfügung. Auch der Hinweis, die bisherige Lehrstuhlinhaberin könne nach ihrer Versetzung ihren Forschungs- und Lehrschwerpunkt „Theologische Frauenforschung“ beibehalten erscheint uns – das Wort sei uns in diesem Kontext erlaubt - ziemlich „schein-heilig“. Denn wenn sich die Aufgabengebiete der beiden Lehrstühle nicht unterscheiden, wenn sich also auf dem Lehrstuhl „Exegese des Alten Testaments“ problemlos theologische Frauenforschung betreiben lässt, warum bedarf es dann der Versetzung? Warum wird dann nicht der offenbar vakante Lehrstuhl „Exegese des Alten Testaments“ gestrichen?

Als Koordinatorinnen des Netzwerks Frauenforschung NRW fordern wir alle Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger auf, es nicht bei verbalen Bekenntnissen des Bedauerns zu belassen, sondern mutige Schritte zu unternehmen, die nicht immer wieder die Frauen- und Geschlechterforschung als die leider nicht (weiter) finanzierbare randständige Disziplin erscheinen lassen, sondern das „Gender Mainstreaming“ auch und vor allem bei der Verteilung von Ressourcen ernst nehmen.

Wir fordern mit allem Nachdruck den Erhalt der beiden einzigen Professuren für theologische Frauenforschung in Deutschland!

Prof'in Dr. Ruth Becker, Dr. Beate Kortendiek Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW

Editorial	3
------------------	----------

Netzwerk-News

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor

Marie-Jahoda-Gastprofessorin Dr. Myra Marx Ferree	4
Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen	4
Prof. Dr. Sabine Scheffler	5
PD Dr. Andrea Dorothea Bührmann	6

Kurznachrichten	7
------------------------	----------

Beiträge

Renate Petersen: Promovieren – (k)ein Türöffner für Frauen?!	11
Renate Klees-Möller: MEDUSE – das Mentorinnennetzwerk der Universität Duisburg-Essen	18
Anett Schenk: Karrierewege von Professorinnen an deutschen Hochschulen	20
Felizitas Sagebiel, Gabriele Hoeborn: Männlichkeit in den Ingenieurwissenschaften Europas – Theorie, Empirie und Veränderungspotenziale	27
Ilona Pache, Gabriele Jähnert: Schöne Aussichten? Gender Studies im deutschsprachigen Raum	37
Susanne Zwingel: Being part of a transnational academic network	42
Katharina Gröning: Therapeutisierung der familialen Altenfürsorge?	44
Corinna Herr: Kastraten in der Musikgeschichte und ihre Rezeption im 20. Jahrhundert	54
Hella Hoppe: Feministische Ökonomie: Eine wissenschaftstheoretische Diskussion	57

Tagungsberichte

Ece Göztepe: Europeanisation of Higher Education and Gender	63
Ursula Müller, Silja Polzin: „VINGS: Innovation und Implementierung“ in der Universität Bielefeld	65
Angela Koch/Angelika Saupe: Feministische Visionen und Körperpolitiken	72

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

Ulrike Nollmann rezensiert: Simone Hess, Entkörperungen – Suchbewegungen zur (Wieder-) Aneignung von Körperlichkeit.	80
Ines Schell-Kiel rezensiert: Heide von Felden, Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne.	82

Gudrun Schäfer rezensiert: Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hg'innen), Feministische
Kommunikations- und Medienwissenschaft. 84

Neuerscheinungen

Birgitta Wrede (Hg'in): Geld und Geschlecht – Tabus, Paradoxien, Ideologien	85
Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg'innen): Netzwerk Frauenforschung - Forschungsbericht 2001-2002	88
Yvonne P. Doderer: Urbane Praktiken	89
Ulrike Hänsch: Individuelle Freiheiten	89
Ilse Lenz, Lisa Mense, Charlotte Ullrich (Hg'innen): Reflexive Körper?	89
Eszter Belinszki, Katrin Hansen, Ursula Müller (Hg'innen): Diversity Management	90
Sabine Marx: Kommunikation im Arbeitsteam.	90
Edelard Kutzner: Die Un-Ordnung der Geschlechter	90
Christa Schmalzhaf-Larsen: Geschlechtersozialisation im Kontext	91
Irina Novikova, Dimitar Kambourov (Hg'in): Men in the Global World	92
Susanne Kröhnert-Othman: Lebensführung und Identitätsbestimmung	92
Christiane Erlemann: Ich trauer meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach – Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln	92

Liebe LeserInnen,

mit Freude überreichen wir Ihnen das 16. Journal des Netzwerks Frauenforschung NRW, das mit einer Reihe von Beiträgen zum Thema „Frauen in Hochschule und Wissenschaft“ einen, wie wir meinen, sehr aktuellen Schwerpunkt hat. Nach dem einleitenden Artikel von Renate Petersen zu der Frage, ob die Promotion sich als „Türöffner“ erweisen kann, zeigt Renate Klees-Möller die Bedeutung von Mentorinnennetzwerken bei der Förderung studierender und promovierender Frauen. Auf der Basis der Erfahrungen als Visting Fellow am Five College Women's Studies Research Center (South Hadley, Massachusetts) vermittelt Susanne Zwingel, wie sehr die Eingebundenheit in ein transnationales Netzwerk die wissenschaftliche Qualifizierung unterstützen kann.

Dass aktuell die Karrierewege von Professorinnen an deutschen Hochschulen immer noch durch Hindernisse gekennzeichnet sind, zeigt Anett Schenk auf der Basis empirischer Daten. Unter dem Blickwinkel des „doing gender“ fragen Felizitas Sagebiel und Gabriele Hoeborn nach der „Männlichkeit in den Ingenieurwissenschaften“, während Ilona Pache und Gabriele Jähnert sich mit Gender-Studies im deutschsprachigen Raum auseinandersetzen. Auch in den Tagungsberichten werden in zwei Beiträgen Wissenschaft und Hochschule in den Blick genommen – zum einen berichtet Ece Göztepe von der internationalen Konferenz „Europeanisation of Higher Education and Gender“ und zum anderen vermitteln uns Ursula Müller und Silja Polzin einen Überblick über die Implementation der virtuellen Gender Studies im Rahmen des VINGS Projektes.

Eine Beleg für die erfolgreiche Qualifizierungsarbeit im Kontext des Netzwerks Frauenforschung NRW liefern die Neuerscheinungen im Schlusskapitel des Journals. Die Promotionen junger Wissenschaftlerinnen in den Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ und „Geschlechterdemokratie und Organisationsformen im globalen Kontext“, haben vielfältige und beachtliche Buchveröffentlichungen nach sich gezogen, auf die wir hier explizit aufmerksam machen wollen.

Neben dem Schwerpunktthema zu Hochschule und Wissenschaft enthält das Journal noch drei interessante Beiträge aus unterschiedlichen Feldern des Netzwerks Frauenforschung NRW. Katharina Gröning plädiert für einen neuen Blick auf die familiäre Altenfürsorge, die derzeit mit einem gesellschaftlichen Anerkennungsdefizit konfrontiert sei, das sich auch in der Frauenbewegung fortsetze. Corinna Herr berichtet über Kastraten in der Musikgeschichte und Hella Hoppe entwickelt einen wissenschaftstheoretischen Diskurs aus dem Blickwinkel der feministischen Ökonomie.

Tagungsberichte und Kurznachrichten aus dem Netzwerk ergänzen das Heft. Auch diesmal zeigt sich, dass um die Erhaltung der Netzwerkprofessuren immer wieder neu gerungen werden muss. Nachdem die Professur „Feministische Philosophie“ an der Universität Siegen gesichert werden konnte, ist mit der Weggang von Prof. Dr. Irmtraud Fischer die Netzwerkprofessur „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ an der Universität Bonn gestrichen worden (siehe dazu die Kurznachricht auf Seite 8). Wir protestieren mit Nachdruck gegen diese Streichung und fordern entschieden den Erhalt der Netzwerkprofessur an der Bonner Universität!

Last but not least, begrüßen wir in unserem Netzwerk drei neue assoziierte Netzwerkmitglieder, PD Dr. Andrea Dorothea Bührmann, Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen, Prof. Dr. Sabine Scheffler, die sich in diesem Heft vorstellen ebenso wie die jetzige Maria-Jahoda-Gastprofessorin Dr. Myra Marx Ferree.

Wir hoffen, dass das vorliegende Journal mit seinen vielfältigen Artikeln und Informationen die Netzwerkbildung weiter unterstützt und wünschen Ihnen eine produktive und anregende Lektüre.

Ruth Becker und Beate Kortendiek

Dortmund, Mai 2004

Hinweis in eigener Sache:
In der Koordinationsstelle
sind noch einige (kostenlose)
Exemplare des Forschungsberichts
2001-2002 verfügbar.

Bestellungen unter
kortendiek@netzwerk-
frauenforschung.de

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor

Marie-Jahoda-Gastprofessorin Dr. Myra Marx Ferree

Im kommenden Sommersemester 2004 wird mit Myra Marx Ferree eine der Pionierinnen der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung als Marie-Jahoda-Gastprofessorin für Internationale Frauenforschung in Bochum zu Gast ein.

Myra Marx Ferree ist zurzeit Professorin für Soziologie an der Universität Wisconsin-Madison, USA und war viele Jahre als Professorin und Mitarbeiterin der Soziologie und Women's and Gender Studies u. a. an den folgenden Universitäten tätig: University of Connecticut, Harvard University, Johann Wolfgang Goethe University, Frankfurt und Flinders University, Adelaide, South Australia. Zahlreiche ihrer Veröffentlichungen – insbesondere zu den Themen Frauenbewegung und Globalisierung – sind grundlegend in der internationalen Geschlechterforschung.

Zu ihren wichtigsten Veröffentlichungen zählen:

Shaping Abortion Discourse: Democracy and the Public Sphere in Germany and the United States. (mit William A. Gamson, Jürgen Gerhards and Dieter Rucht), Cambridge University Press, 2002.

Revising Gender: New Directions in the Social Sciences. (Hrsg. mit Beth B. Hess und Judith Lorber). Sage Publications, 1998.

Controversy and Coalition: The New Feminist Movement. (mit Beth B. Hess). Boston: G. K. Hall/Twayne/Routledge, 1985/1994/2000.

Analyzing Gender: A Handbook for the Social Sciences. (Hrsg. mit Beth B. Hess). Beverly Hills: Sage Publications, 1987.

Während ihres Aufenthaltes an der Ruhr-Universität Bochum (Mai bis Juli 2004) wird Myra Marx



Ferree gemeinsam mit Prof. Dr. Ilse Lenz ein Seminar zum Thema „Womens' Movements in International Perspective“ an der sozialwissenschaftlichen Fakultät unterrichten. Es wird auf Deutsch und Englisch stattfinden und steht Interessierten aller Fachrichtungen offen. Während dieser Zeit steht Myra Marx Ferree Institutionen für Vorträge u. a. zu den folgenden Themen zur Verfügung und ist gerne bereit, sich in Netzwerke fachlicher Art einzubringen:

- German and American Feminism: Metaphors of Class and Race
- Women & Wombs: Framing Abortion in Germany and the US
- Resonance & Radicalism: Feminist Abortion Discourses

Weitere aktuelle Informationen auf Deutsch und Englisch sind auf der Homepage der Marie-Jahoda-Gastprofessur: www.rub.de/femsoz; zu Myra Marx Ferree auch auf ihrer Instituts-homepage

<http://www.ssc.wisc.edu/~mferree/> zu finden.

Kontakt und Information

Charlotte Ullrich
Koordination Marie-Jahoda-
Gastprofessur für Internatio-
nale Frauenforschung
GC 04/501
Universitätstr. 150
444801 Bochum
Tel: +49 (0) 234 3 22 29 86
Fax: +49 (0) 234 3 21 45 02
charlotte.ullrich@rub.de,
<http://www.rub.de/femsoz>

Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen

Assoziierte Professur im Netzwerk-Fachbereich Sozialwesen

Brigitte Hasenjürgen ist Soziologin und lehrt und forscht zu den Schwerpunkten Gender und soziale Arbeit, soziale Ungleichheit und Migration. Sie interessieren insbesondere Fragen, die auch für die Studierenden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik wichtig sein könnten: Wie beeinflussen die Geschlechterverhältnisse die Entwicklung der sozialen Arbeit und wie sind Genderfragen in Theorien, Methoden und Konzepten der Profession sowie in die Entwicklung der neuen modularisierten B.A.- und M.A.-Studiengänge integriert? Wie ver-

hält sich Geschlecht zu anderen Formen sozialer Ungleichheit wie soziale Herkunft, Ethnie oder kulturelle Zugehörigkeit? Wie werden die Zielgruppen sozialer Arbeit von den Akteuren auch selbst sozial konstruiert? Wie sind „Genderkompetenz“ und „transkulturelle Kompetenz“ als Schlüsselkompetenzen für die Praxis sozialer Arbeit kritisch zu füllen?

Zurzeit arbeitet sie zu folgenden Projekten:

- Gender im Bolognaprozess: Untersuchung der Integration von Genderfragen in Diskussionen zu Studienreformen an Fachbereichen der sozialen Arbeit, zusammen mit Prof. Dr. Gudrun Ehlert (Hochschule Mittweida)
- Leben in der Illegalität – Leben in Netzwerken: Biographische Interviews mit polnischen Frauen, zusammen mit Anja Gumprecht
- Entwicklung eines Forschungsschwerpunktes „Gender und Soziale Arbeit“ an der Kath. Fachhochschule NW, zusammen mit KollegInnen an den Standorten Münster, Aachen, Paderborn und Köln: www.kfhnw.de/zentrale/forschung/
- Soziale Arbeit – Profession und Gender: Eine Arbeitsbibliographie mit deutschen und englischen Titeln in thematischer und alphabetischer Ordnung, kontinuierliche Aktualisierung, zusammen mit Marsha Mertens, Judith Rösing u. a.

Veröffentlichungen

Hasenjürgen, Brigitte/Engler, Steffani (Hg.) 2003: Marie Jahoda „Ich habe die Welt nicht verändert“. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung, 2. überarb. Aufl., Weinheim und Basel

Hasenjürgen, Brigitte 2002: Profession und Geschlecht – Entwicklungslinien eines Diskurses in der Sozialen Arbeit, in: Jahrbuch der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen 2002, Nr. 1, Münster, Hamburg, London, 128-149

Hasenjürgen, Brigitte 1998: Doing Gender und Doing Class. Unterschiede zwischen Sozialwissenschaftlerinnen, in: Plöger, Lydia u. a. (Hg.): Gleichstellungspolitik als Element innovativer Hochschulreform, Bielefeld, 52-67

Hasenjürgen, Brigitte 1998: Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. SozialwissenschaftlerInnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule, Münster

Hasenjürgen, Brigitte/Lenz, Ilse/Germer, Andrea 1996 (Hg.): Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Reihe Geschlecht und Gesellschaft, Opladen

Projekt- und Forschungsberichte

Hasenjürgen, Brigitte 2003: Soziale Arbeit – Profession und Geschlecht, Arbeitsbibliographie mit ca. 400 Titeln in deutscher und englischer Sprache, Kath. Fachhochschule NW, Abt. Münster (Online-Text)

Hasenjürgen, Brigitte 2002: Gender in der Lehre. Eine Befragung der Dozentinnen und Dozenten an der KFH NW, Kath. Fachhochschule NW, Abt. Münster

Hasenjürgen, Brigitte/Paß, Rita 2002: Praxisprojekte an der KFH NW, in: „Migranten und Migrantinnen in Münster“. Dokumentation der Stadt Münster, Münster

Hasenjürgen, Brigitte/Gumprecht, Anja 2001: Diplomarbeiten. Eine Themenanalyse der Diplomarbeiten 1998-2000 – mit geschlechtsspezifischem Blick, Kath. Fachhochschule NW, Abt. Münster

Gumprecht, Anja 2001: Diplomarbeiten. Eine Themenanalyse der Diplomarbeiten 1998-2000 – mit geschlechtsspezifischem Blick, Kath. Fachhochschule NW, Abt. Münster

Hasenjürgen, Brigitte 1999 (mit Andrea Tafferner): Alltägliche Gewalt – Eine Herausforderung für eine geschlechtsbezogene Soziale Arbeit, Kath. Fachhochschule NW, Abt. Münster

Kontakt und Information

Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen
Fachbereich Sozialwesen
Kath. Fachhochschule NW,
Abt. Münster
Plusallee 89
48147 Münster
b.hasenjuergen@kfhnw.de

Prof. Dr. Sabine Scheffler (Dipl.-Psych.)

Sozialpsychologie und Frauenforschung, Frauen- und Genderarbeit

Forschungsschwerpunkte

- Auswirkungen häuslicher Gewalt
- Frauen und Gesundheit
- Mädchen- und Jungenarbeit, Traumatisierung

Forschungen/Projekte

- Curriculum frauenspezifischer Beratung und Sozialtherapie
- Projekt: Entwicklung und Evaluation eines Curriculums zur Beratung von Flüchtlings- und traumatisierten Frauen
- Frauenhandel und Zwangsprostitution – Forschungsprojekt in den Balkanländern in Zusammenarbeit mit der Child and Women Abuse Studies Unit, University of North London

Aktuelle Publikationen

Frauengemäße Therapie. in: Beckermann, M. et al. (Hrsg.): Frauen-Heilkunde und Geburts-Hilfe, Schwabe & Co. AG, Basel 2001

Neue Konzepte in der Beratungsarbeit mit Frauen. Fachforum Frauenhaus des DPWV, 2001

We can ever do not gender“ – Zur Verknüpfung von Geschlecht und Macht in Gruppen, in: Majce-Egger, M.; Trotz, R. (Hrsg.): Jahrbuch für Gruppendynamik und Dynamische Gruppenpsychotherapie: Visionen und Wege. Die Macht begehren – Politische Haltungen in der Gruppendynamik, Studienverlag, Innsbruck – Wien – München, 2000, S. 157-169

Gewalt im Geschlechterverhältnis – ein blinder Fleck in der Ausbildung von Professionellen?, in: Frauen helfen Frauen e.V. Lübeck (Hrsg.): Bei aller Liebe ... Gewalt im Geschlechterverhältnis. Eine Kongressdokumentation. Wissenschaftliche Reihe Band 126, Kleine Verlag, Bielefeld 2002, S. 229-237

PBW NRW e.V. (Hrsg.): Hilfen und Maßnahmen gegen häusliche Gewalt; Vergleich Deutschland – Großbritannien. Transnationale Vernetzung von Multiplikatorinnen aus NGO-Frauenprojekten in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland zur Optimierung der Hilfsmaßnahmen gegen häusliche Gewalt. Dokumentation. Gefördert von der Europäischen Kommission im Rahmen der europäischen DAPHNE-Initiative zur Bekämpfung von Gewalt gegen Kinder, Jugendliche und Frauen 1998-1999, Wuppertal 1999, S. 31-36

„Nur der Schluck und der Druck sind geschlechtslos“. Veröffentlichter Vortrag in: Koordinierungsstelle der bayerischen Suchthilfe (Fachausschuss der Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in Bayern) (Hrsg.): Sucht – der KLEINE Unterschied. Fachtagung zum geschlechtsspezifischen Ansatz in der Suchtarbeit. Dokumentation der Fachtagung vom 23. Februar 1999, November 1999, München, S. 3–14

Krieg, die Krise des Lebens. Trauma, die Inhalte der Arbeit. Der Sinn und die Ergebnisse frauenspezifischer Fortbildung, in: Forschungsinstitut Frau

und Gesellschaft (Hrsg.): Zeitschrift für Frauenforschung, 17. Jg., H. 1+2, Kleine Verlag, Bielefeld 1999 (zusammen mit A. Büchele) S. 109-126

War, life crisis and trauma: Assessing the impact of a women-centered training program in Bosnia, in: Women and Therapy, Vol. 22, No. 1/99, Howarth Press 1999 (zusammen mit A. Büchele), p. 121-138

Supervision und Geschlecht – Kritische Anmerkungen aus sozialpsychologischer Sicht, in: Pühl, H. (Hrsg.): Supervision und Organisationsentwicklung, Handbuch 3, Leske + Buderich, Opladen 1999, S. 181-195

Vita

- Jg. 1943
- Professorin für Sozialpsychologie und Frauenforschung, Fachhochschule Köln, Fachbereich Sozialarbeit;
- Dipl.-Psychologin, approb. Psychotherapeutin, Supervisorin (DGSv);
- Fortbildungen in klientenzentrierter Psychotherapie, Gestalttherapie und Psychoanalyse;
- Trainerin in frauenspezifischer Beratung und Therapie;
- Leiterin des Studienschwerpunktes Frauen an der Fachhochschule Köln;
- Gastprofessorin für Frauenforschung an den Universitäten Wien und Innsbruck. Zentrum für Angewandte Psychologie und Frauenforschung, Köln-Wien.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sabine Scheffler
 Fachhochschule Köln
 Mainzer Str. 5
 50678 Köln
 Tel: (0221) 82 75 33 39
 sabine.scheffler@dvz.fh-koeln.de
 http://www.zap-frauenberatung.de

PD Dr. Andrea Dorothea Bührmann

Vertretungsprofessur im Fach Frauenforschung, FB 12 Erziehungswissenschaften und Soziologie

Aktuelle Forschungsgebiete

- Frauen- und Geschlechterforschung: feministische Gesellschaftsanalyse, Wissenschaftskritik sowie Problembereiche der Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere Frauenbewegungsforschung
- Soziologie sozialer Probleme: insbesondere die historische Entstehung der sozialen Arbeit und ihrer Professionalisierung sowie die Gouvernementalisierung der Sozialpolitik in postfordistischen Gesellschaften
- empirische Sozialforschung, insbesondere qualitative Methoden zur Analyse der Genealogie und Archäologie moderner Subjektivierungsweisen

Aktuelle Projekte (Auswahl)

- Die ‚Geburt‘ der sozialen Arbeit aus dem Kampf um eine ‚weibliche Individualität‘. Überlegun-

gen zur Genese der sozialen Arbeit um 1900 und ihrer Professionalisierung

- Vielfalt in der Unternehmerschaft: Facetten des Unternehmerinnenbildes in Deutschland
- Hoffnungsvoller Aufbruch oder gescheiterte Ansprüche? Eine Evaluationsstudie zur Impementierung der Women's Studies an bundesdeutschen Hochschulen
- Die Politik des Selbst. Rezeptionssperren und produktive Aneignungen der Foucaultschen Macht- und Diskursanalyse

Veröffentlichungen (Auswahl):

Bührmann, Andrea D.: Der Kampf um „weibliche Individualität“. Ein Beitrag zur Analyse des (Trans-) Formierungsgeschehens moderner Subjektivierungsweisen im Deutschland um die Jahrhundertwende, Münster 2002 (Habilitationsschrift)

Datenbank Mädchen- und Frauenlektüre der Arbeitsstelle für Leseforschung und Kinder- und Jugendmedien (ALEKI) der Universität zu Köln

In der 1998 eingerichteten und laufend bearbeiteten Datenbank sind die für die Frauen- und Geschlechterforschung relevanten Materialien der ALEKI (Primärliteratur, weitere Quellen, Forschungsliteratur; einschließlich Mikrofilme, Mikrofiches und Xerokopien) verzeichnet und nach Schlagwörtern aufgeschlüsselt. Die Datenbank enthält gegenwärtig 6385 Einträge. Den Schwerpunkt bildet die ‚Mädchenforschung‘, mit einer großen Sammlung historischer Mädchenliteratur. Die Periodika der ALEKI sowie die Primärliteratur sind bislang noch nicht systematisch ausgewertet und verschlagwortet worden. – Das Projekt wird mit Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW unterstützt. Seit Januar 2004 existiert eine erste CD-Rom-Version der Datenbank, die unter Windows 2000 und XP lauffähig ist. Die Version wird kostenlos zur Verfügung gestellt.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Gisela Wilkending
Arbeitsstelle für Leseforschung und Kinder- und Jugendmedien (ALEKI) der Universität zu Köln
Bernhard-Feilchenfeld-Str. 11
50969 Köln (s.a. Homepage der ALEKI).

gender forum – Online Journal zu Gender Studies

Im März 2004 erschien unter dem Titel *Anybody's Concerns II* die siebte Ausgabe der multidisziplinären, englischsprachigen Online-Zeitschrift *gender forum* (<http://www.genderforum.uni-koeln.de>). *Gender forum*, herausgegeben und konzipiert von Frau Prof. Beate Neumeier, bietet als virtuelles Medium eine weltweit zugängliche Plattform für die Diskussion literarischer, kultureller und politischer Entwicklungen im Rahmen der Gender Studies. Die im Netz abrufbaren Beiträge zu aktuellen Fragestellungen werden durch einen mit der Literaturdatenbank *gender Inn* verknüpften Rezensionsteil sowie durch aktuelle englischsprachige Lyrik oder Prosa ergänzt. In Verbindung mit einer regelmäßig aktualisierten Link- und Konferenzliste wird so ein kommunikatives, globales Netzwerk für WissenschaftlerInnen und Studierende aus einer Vielzahl akademischer Bereiche geboten.

Für das kommende Jahr sind Ausgaben mit folgenden Schwerpunkten geplant, zu denen wir uns noch über Beiträge freuen würden: Queer Studies (Gender Queeries), Masculinity Studies (Male Accounts), Gender und Krankheit (Ill-uminating Gender), Gender und Visualisierung (ImaGendering) sowie Gender und Postkolonialismus/Interkulturalität (Rac(e)ing Questions II).

Kontakt und Information
gender forum – Online Journal zu Gender Studies
Universität zu Köln
Englisches Seminar /
Lehrstuhl Prof. Dr. B. Neumeier
Albertus-Magnus-Platz
D-50923 Köln
Tel: +49 (0) 221 4 70-30 30
Fax: +49 (0) 221 4 70-69 31
gender-forum@uni-koeln.de
www.genderforum.uni-koeln.de

Netzwerkprofessur „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ gestrichen!

Der zum Netzwerk Frauenforschung NRW gehörige Lehrstuhl für „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“ an der Kath. Theologie in Bonn soll nach dem Wechsel von Frau Prof. Dr. Imtraud Fischer an die Universität Graz zum 1.3.2004 nicht wiederbesetzt werden. Das Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen und Kardinal Joachim Meisner haben mit Einverständnis des Rektorats der Universität Bonn mit sofortiger Wirkung die Abwicklung des Lehrstuhls beschlossen. Kardinal Meisner hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass er universitäre theologische Frauenforschung für verzichtbar hält. Die Bereitwilligkeit der Wissenschaftsbehörden, die theologische Frauenforschung widerstandslos aufzugeben, zeigt das mangelnde Bewusstsein dafür, dass die Religionen heute wiederum eine unheilvolle Rolle in Bezug auf die Gleichberechtigung der Geschlechter spielen. Gerade für die Theologie ist der Wegfall des Frauenforschungslehrstuhles besonders einschneidend, da es in ganz Deutschland dann nur noch zwei Lehrstühle mit einem Frauen- und Genderforschungsschwerpunkt gibt.

Kontakt und Information
Dr. Claudi Rakel
An der Schlosskirche 1
53113 Bonn
Tel: +49 (0) 228 73-7392
Fax: +49 (0) 228 73-4847
atfrauenforschung@uni-bonn.de

Auf der Internetseite:
www.atfrauenforschung.uni-bonn.de wurde ein Forum für Proteste eingerichtet.

Fortbildung „E-Learning“ des Netzwerks Mittelbau

Im Februar 2004 fand an der Universität Duisburg eine Fortbildung zum Thema „E-Learning“ und ein Treffen des Netzwerks Frauenforschung Mittelbau statt. Frank v. Danwitz (eCompetence-Team) gab zunächst einen Überblick über die Möglichkeiten des elektronischen Lernens und Ines Schell-Kiehl berichtete über Erfahrungen mit elektronischen Semesterapparaten. Eine sinnvolle, unter didaktischen Gesichtspunkten auch erfolgreiche Integration des E-Learning in den Präsenzbetrieb der Universität benötigt sowohl bei den Studierenden, als auch bei den DozentInnen Wissen über die Möglichkeiten und Kompetenzen im Umgang mit den neuen Technologien. Um die Vermittlung didaktischer Planungen ging es in dem Beitrag von Dr. Susanne Kröhnert-Othman, in dem sie sich mit Aspekten der didaktischen Konzeption und Durchführung von netz-basierten Gruppenarbeiten beschäftigte.

Kontakt und Information
kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

„Feministische Philosophie“ gesichert

Nicht zuletzt dank der massiven Proteste und der breiten Unterstützung seitens der akademischen Öffentlichkeit - u.a. auch des Netzwerks Frauenforschung - konnte der Bestand des Fachs Philosophie an der Universität Siegen gesichert werden. Das Rektorat hat sein Streichungskonzept zurückgezogen; das bedeutet, daß das Fach weiterhin regulär studiert werden kann und die neukonzipierten BA/MA-Studiengänge in die Akkreditierung gehen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Marion Heinz
heinz@philosophie.uni-siegen.de

Internationales

Auf Einladung der Association pour le développement de l'histoire des femmes et du genre MNEMOSYNE nahmen Dr. Birgitta Wrede, Dr. Anina Mischau (beide vom Interdisziplinären Frauenforschungszentrum der Universität Bielefeld, IFF) und Gudrun Schäfer (Bochum) als Mitgliedsfrauen des Netzwerks Frauenforschung NRW im Oktober 2003 an der Jahrestagung der MNEMOSYNE in Paris teil. Sie berichteten über die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland. Die Vorträge sind veröffentlicht in der Zeitschrift der Association: Bulletin d'information nr. 3 vom Januar 2004: "Vingt ans de recherche sur les femmes et le genre. Le Centre Interdisciplinaire de Recherche Feministe (IFF) de l'Université de Bielefeld" (von A. Mischau und B. Wrede) und "De la recherche féministe aux études sur le genre. Reflexions sur le changement de paradigme dans la science des medias" (von G. Schäfer).

Kontakt und Information
Dr. Birgitta Wrede
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

BACHELOR/MASTER – CHANCENGLEICHHEIT VON FRAUEN

Prof. Dr. Sabine Hering (Universität Siegen, Erziehungswissenschaft) hat 2003 in Zusammenarbeit mit dem BMBF eine Tagung zum Thema „BACHELOR/MASTER: DIE CHANCENGLEICHHEIT VON FRAUEN AN DEUTSCHEN HOCHSCHULEN UNTER NEUEN BEDINGUNGEN“ durchgeführt. Die Ergebnisse der Tagung stehen ab Mai 2004 zur Verfügung und können angefordert werden.

Kontakt und Information:
Hering@paedagogik.uni-siegen.de

Soziale Arbeit in Osteuropa

Seit Herbst 2003 läuft der Universität Siegen (Leitung: Prof. Dr. Sabine Hering) ein Forschungsprojekt zur Geschichte der Sozialen Arbeit in Osteuropa, an dem acht Länder des ehemaligen Ostblocks teilnehmen. Das Projekt, das von der VolkswagenStiftung gefördert wird, hat eine Laufzeit bis Ende 2005.

Kontakt und Information:
Hering@paedagogik.uni-siegen.de

„Gender und Weiterbildung“

Das Heft 4/2003 des Pädagogischen Blicks (Juventa Verlag) hat das Heftthema: „Gender und Weiterbildung“. Es enthält Beiträge von Angela Venth (Verdeckte Geschlechterkonstruktionen: Zur Relevanz des Gender-Diskurses für die Erwachsenenbildung), Simone Hess (Gesundheitsbildung – Ein umstrittener Programmbereich), und anderen zum Schwerpunkt. Das Heft kann über den Buchhandel bezogen werden. Mitherausgeberin der Zeitschrift ist die Netzwerkprofessorin Dr. Anne Schlüter, Universität Essen-Duisburg: schlueter@uni-duisburg.de

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
schlueter@uni-duisburg.de

Arbeitskreis „Geschlechterverhältnisse und Soziale Arbeit“ anerkannt

Der bundesweite AK „Geschlechterverhältnisse und Soziale Arbeit“ ist seit kurzem als Arbeitskreis des Fachbereichstages Soziale Arbeit anerkannt. Sprecherinnen sind Prof. Dr. Gudrun Ehlert (Hochschule Mittweida) und Prof. Dr. Lotte Rose (FH Frankfurt), StellvertreterInnen Prof. Dr. Michael May (FH Wiesbaden) und Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen (KFHNW, Münster). Der AK trifft sich einmal pro Semester. Auf dem letzten Treffen wurde mit den Gästen Prof. Dr. Michel (BUKOF) und Dr. Angelika Schade (Akkreditierungsrat) über Gender als Qualitätsmerkmal bei Akkreditierungsprozessen diskutiert, am 15. Oktober 2004 11-18 Uhr in der FH Frankfurt steht die Entwicklung von Modulen zum Thema Gender und Soziale Arbeit auf der Tagesordnung. Mitglied dieses Arbeitskreises ist Netzwerkprofessorin Dr. Brigitte Hasenjürgen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen
b.hasenjuegen@kfhnw.de

www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de
 Dr. Anja Voss, Universität
 Dortmund, Emil-Figge-Str. 50
 44227 Dortmund
 Tel: (0231) 755-7120
 anja.voss@uni-dortmund.de

Kontakt und Information
 Koordinierungsstelle
 c/o Fachhochschule Köln
 Ubierring 40
 50678 Köln
 Tel: (0221) 82 75-36 11
 Fax: (0221) 82 75-39 38
 lakofnrw@zv.fh-koeln.de
 www.lakofnrw.fh-koeln.de

Ringvorlesung „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ im SoSe 2004

Der interdisziplinäre Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“, der seit April 2002 an der Universität Dortmund installiert ist, bietet im SoSe 04 eine gleichnamige Ringvorlesung an. Nähere Informationen zum Programm finden sich auf der Homepage des Forschungsschwerpunktes.

Gleichstellungsbeauftragte an Hochschulen in NRW wählen neue Sprecherinnen

Die Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen in NRW (LaKoF) hat ein neues **LaKoF** Sprecherinnengremium. Das neue Quartett besteht aus: Uschi Baaken von der Uni Bielefeld, Marlies Diepelt von der RWTH Aachen, Gabriele Drechsel von der FH Köln und Dr. Ute Zimmermann, Gleichstellungsbeauftragte der Universität Dortmund.

Bildungs- und Karrierewege von Frauen: Wissen – Erfahrung – biographisches Lernen

Call for papers: Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DgF an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg vom 26.-28. Mai 2005

Das Wissen um die Potentiale von Frauen im Hinblick auf deren Bildungs- und Karrierewege ist gestiegen. Die Erfahrungen mit der Gleichstellungsstrategie des Gender Mainstreaming hat das Wissen dazu manchmal eher auf strategisches Denken in Bezug auf Karrieren fokussiert. Manche Frau, die schließlich in den erstrebten „Männerberufen“ gelandet oder in der Berufshierarchie nach oben gekommen ist, sieht sich einer Konkurrenz- statt einer Anerkennungskultur ausgesetzt. Was bedeutet diese Erfahrung für die Ausgestaltung von Biographien? Was bedeutet dies für die vielfältigen Beratungsprozesse z. B. im Rahmen von mentoring, coaching oder generell in Identitätsbildungsprozessen? Wie wichtig ist für den beruflichen Aufstieg die Einbindung in Frauennetzwerke? In welcher Form ist die Tradierung einer weiblichen Genealogie (noch) wesentlich, nachdem erfolgreiche Berufs-Frauen sich über die Zuschreibungen von Weiblichkeit und über Ausgrenzungen aus beruflichen Positionen, z. B. aufgrund der Praxen von Macht, hinwegsetzen können?

Während einerseits Gender Mainstreaming als Gleichstellungsstrategie immer selbstverständlicher in institutionelle Kontexte eingebunden wird, ist andererseits der Wille, sich mit den damit verbundenen Verhältnissen und daraus entstehenden Verpflichtungen zu beschäftigen, nicht tiefgehend verändert. Einerseits kann immer noch behauptet werden, man komme ohne Gender Mainstreaming aus. Andererseits wird argumentiert, dass der Diskurs über das Geschlechterverhältnis für die Person oder das Fach oder den Studiengang statusmindernd und mittlerweile überflüssig sei, denn die Mädchen und jungen Frauen haben im Bildungsbereich nicht nur aufgeholt, sondern sie haben die Jungen überflügelt. Die 14. Shell Jugendstudie formuliert aufgrund der Tatsache, dass Mädchen und junge Frauen hinsichtlich ihrer Bildungsqualifikation bessere Ausgangspositionen am Arbeitsmarkt haben, die mittel- und langfristige Prognose, dass sie damit politisch in der Lage sind, ihre Eigeninteressen, die Chance auf Gleichberechtigung z. B. die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zu erhöhen. Doch aufgrund der Erosion der Arbeitsverhältnisse, der Anforderungen einer globalisierten Arbeitswelt auf der einen und den Anforderungen von Erziehungs- und Beziehungsarbeit in der Familie auf der anderen Seite und der nach wie vor sehr ungleichen Verteilung häuslicher Arbeit, ist die Situation berufstätiger Eltern mit dem Anspruch von „Work-Life-Balance“ wenig ausgeglichen. Die Entscheidung, Kinder in die Welt zu setzen, tangiert die Berufswege von Männern nach wie vor erheblich weniger, während viele Frauen zwischen Kind und Karriereknick wählen müssen – hier ist die herrschende Auffassung über „gesellschaftlich notwendige Arbeit“ weit hinter der Veränderung des Geschlechterverhältnisses zurückgeblieben. Was bedeutet es für Heranwachsende und junge Erwachsene, dieses Problem auf sich zukommen zu sehen? Wie gehen sie damit um? Und wie kann diese Thematik so in die Bildungsgeschichten von Mädchen und Jungen Eingang finden, dass beide begreifen, dass Kinder und soziale Verantwortung füreinander ein gesellschaftliches Thema sind, das alle angeht?

Mit dem Thema der Bildungs- und Karrierewege von Frauen sind viele Aspekte verbunden, die in ihrer Vielfalt auf der Jahrestagung diskutiert werden können und sollen. Es ist daran gedacht, neben zentralen Vorträgen am ersten Tag, am zweiten und dritten Tag Arbeitsgruppen zu sowohl historischen als auch aktuellen Themen durchzuführen. Eine Exkursion mit Kulturprogramm ist ebenfalls eingeplant.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Tagung sollten bis zum 1. Oktober 2004 eingehen. Wer referieren möchte, sollte umgehend das Interesse anmelden.

Anmeldungen zum Vortrag
 und zur Tagung bitte an: Prof.
 Dr. Anne Schlüter,
 schlueater@uni-duisburg.de

Kontakt und Information
 Prof. Dr. Anne Schlüter
 Gerhard-Mercator-Universität
 Fakultät 1
 Professur für Erwachsenenbildung
 Lotharstr. 65
 47057 Duisburg

Renate Petersen

Promovieren – (k)ein Türöffner für Frauen?!

Einflüsse auf die Entscheidung zur Promotion

Nach wie vor sind die Hochschulen keineswegs Vorbilder einer gleichberechtigten Geschlechterpolitik. Der Weg dorthin ist zwar formal geebnet, aber im Handeln der Beteiligten noch nicht wirksam. Durch das frühe Ausscheiden von Frauen aus dem universitären Qualifikationssystem geht zum einen ein großes Innovationspotenzial verloren, das neben einer besseren Nutzung der Humanressourcen den Wissenschaftsbetrieb um neue Themen und Perspektiven bereichern könnte. Zum anderen ist dies nicht im Sinne sozialer Gerechtigkeit, die auf eine Gleichstellung der Geschlechter zielt.

Mit einer empirischen Untersuchung an der Universität Duisburg-Essen, Campus Essen, welche unter der Leitung von Prof. Dr. Heidrun Hoppe (Soziologie) und Prof. Dr. Werner Nienhäuser (Wirtschaftswissenschaften) durchgeführt wurde, wollten wir die Entscheidungen für bzw. gegen eine wissenschaftliche bzw. hochschulische Laufbahn männlicher, vor allem aber weiblicher Studierender aufdecken¹.

Es galt, bereits zu einem frühen Zeitpunkt den Gründen dafür genauer nachzuspüren, warum sich die Biografien von Frauen und Männern bis zum Erreichen eines akademischen Abschlusses inzwischen zwar weitgehend ähneln, aber im Verlauf der akademischen Qualifizierung zunehmend voneinander abweichen und die gleichberechtigte Repräsentation von Frauen in Wissenschaft und Forschung nur allmählich wächst. Gegenstand der qualitativen Studie sind Mechanismen und Funktionsweisen komplex wirkender Kräfte, die eine Entscheidung für oder gegen eine Promotion beeinflussen: Welche Rolle spielt der enge Kontakt zu HochschullehrerInnen in Bezug auf weiterführende Qualifizierungswege? Welche Perspektiven haben Frauen entwickelt, die sich am Ende ihres Studiums befinden? Gibt es Ansätze der Veränderung, die eine Erhöhung der Beteiligungsraten von Frauen im Wissenschaftsbetrieb erwarten lassen? Neben den zielstrebigen Frauen gilt dabei die Aufmerksamkeit denen, die bereits während des Studiums trotz eines grundsätzlichen Interesses keine weiterführenden Perspektiven entwickeln oder sie verwerfen.

Ziele und methodisches Vorgehen der Untersuchung

Bei der Untersuchung handelt es sich um eine Pilotstudie mit einem qualitativen Zugang, die im Sinne der Aktionsforschung einen Veränderungsanspruch verfolgt. Statt Hypothesenprüfung steht ein praktisches Forschungsziel im Vordergrund: die Verbesserung der Bedingungen für Frauen, ein Promotionsvorhaben zu beginnen (und erfolgreich abzuschließen). Wir sehen empirische Daten als ein Element im Forschungs- und Veränderungsprozess, d. h. die gewonnenen Daten wurden im Rahmen einer Gruppendiskussion an die Betroffenen rückgekoppelt, mit ihnen kommunikativ validiert und als Ausgangspunkt für die Planung verändernder Maßnahmen verwendet.

In einer vergleichenden Analyse zweier Fächer (Erziehungswissenschaften und Wirtschaftswissenschaften der Universität Duisburg-Essen, Campus Essen), die sich in der Frequentierung von Frauen in der Studien- und weiteren wissenschaftlichen Qualifikationsphase maßgeblich voneinander unterscheiden, führten wir insgesamt 30 Leitfadenterviews mit Studierenden (22 Frauen; 8 Männer)² und sechs ExpertInneninterviews mit ProfessorInnen beider Fächer.

Da im Prozess der Karriere- und Biografieplanung strukturelle, soziale und individuelle Bedingungen miteinander verknüpft sind, fragen wir nicht nur Studierende nach den von ihnen wahrgenommenen Einflüssen auf ihre Entscheidung pro und contra Promotion, sondern auch ProfessorInnen, die als VertreterInnen der ‚Institution Universität‘ Signale ihres Faches senden, die zur vertieften wissenschaftlichen Mitarbeit einladen und möglicherweise auf weibliche und männliche Studierende unterschiedlich wirken. Bei der Befragung der Studierenden gingen wir von der Betrachtung ihrer Gesamtsituation zum Zeitpunkt der Befragung aus und fokussierten die von ihnen subjektiv wahrgenommenen Alternativen, Folgen und Barrieren/Hürden eines Promotionsvorhabens. In den Interviews mit den FachvertreterInnen konfrontierten wir die GesprächspartnerInnen mit ausgewählten Ergebnissen aus den Studierenden-Interviews und interessierten uns dafür, wie sie ihrerseits die Dinge sehen.

Die gewonnenen Daten wurden in einer gemeinsamen Gruppendiskussion an die Studierenden und FachvertreterInnen rückgekoppelt. Die StudentInnen hatten Gelegenheit, die unterschiedli-

1 Forschungsbericht zu dieser Untersuchung: Hoppe, Heidrun; Nienhäuser, Werner; Petersen, Renate (2003): Promovieren an der Uni Essen – eine Frage des Geschlechts? Weitere ProjektmitarbeiterInnen: Beate Rummel; Marie Kuhl. Download als PDF unter www.uni-duisburg-essen.de/promovieren-mit-meduse

2 Auswahl der Befragten: Studierende Frauen und Männer mit unterschiedlichen Studienschwerpunkten, kultureller Zugehörigkeit und aus allen Altersgruppen, die sich kurz vor dem Abschluss ihres Studiums befanden.

chen Perspektiven ihrer KommilitonInnen zum Thema ‚Promotion‘ kennen zu lernen und hierdurch ihr Spektrum an Problematisierungs- und Lösungsmöglichkeiten zu erweitern. Es bestand die Möglichkeit, Analysen und Erkenntnisse, die aus Reflexionen anderer gewonnen wurden, auf die eigene Situation zu übertragen und somit die Chancen und Grenzen, sowie die subjektiven und objektiven Bedingungen eigenen Handelns zu erkennen und selbst gesteuerte Lernprozessen zu initiieren. Die befragten ProfessorInnen lernten die Positionen der StudentInnen kennen und hatten in diesem Forum Gelegenheit zum Austausch. Gleichzeitig konnten sie ihre eigene Rolle in diesem Interaktionsgefüge überprüfen und gegebenenfalls korrigieren. Hier ist mit einem weiteren Multiplikatoreffekt zu rechnen: Sowohl die Studierenden als auch die ProfessorInnen werden im Wege des organisationalen Lernens (Probst, 1998) die in der Gruppendiskussion gewonnenen neuen Impulse in ihr studentisches bzw. institutionelles Umfeld einbringen.

Ausgewählte Ergebnisse

Es kristallisieren sich drei zentrale Wirkungsfelder heraus, die in die jeweilige persönliche Entscheidung Studierender eingehen:

- individuelle biografische Konstruktionen
- universitäre und fachkulturelle Standards, die im Wege der Hochschulsozialisation internalisiert werden
- aktuelle Arbeitsmarktstrukturen, die im Zusammenhang mit der antizipierten Berufskultur stehen.

Die subjektzentrierte Perspektive zeigt, wie die befragten Frauen und Männer die Promotion für ihre weitere berufliche Laufbahn einschätzen. Dabei lassen sich eine Reihe zentraler Themen und Problembereiche erkennen, die hier zusammenfassend dargestellt und geschlechtsspezifisch abgegrenzt werden sollen.

„... Promotion ist etwas sehr hohes ... da wag' ich mich nicht dran!“

Über die Wirkung der biografischen Konstruktionen

Auf die Entscheidung für oder gegen eine akademische Weiterqualifizierung haben erwartungsgemäß die jeweiligen individuellen biografischen Konstruktionen, die sich aus vielfältigen Wahrnehmungen im Verlauf der Sozialisation zu einem persönlichen Mosaik zusammensetzen, einen erheblichen Einfluss: Sie lassen eine Promotion entweder als zum Selbstbild konsistent oder inkonsistent erscheinen. Aus den Interviews mit den Studierenden und den ProfessorInnen sowie aus der an-

schließenden Gruppendiskussion kristallisieren sich folgende soziobiografische Bedingungsfelder heraus, die als positive oder negative Valenzen in die Entscheidungsfindung eingehen: die soziale Herkunftskultur, das Selbstwertgefühl sowie die individuelle Lebensplanung.

Die in der sozialen Herkunftskultur erworbenen Dispositionen sind durch die soziale Lage und die elterlichen Erwartungen entstanden. In unserer Untersuchung stellen wir fest, dass 2/3 der Befragten einen nichtakademischen familiären Hintergrund haben und insgesamt ca. 1/3 der InterviewpartnerInnen MigrantInnen der zweiten Generation sind, die mit einer Ausnahme ebenfalls aus bildungsfernen Schichten stammen.

Keine der von uns befragten StudentInnen beschreibt einen von der Familie ausgehenden Erfolgsdruck, sondern empfindet ein hohes Maß an Freiheit in ihren beruflichen Entscheidungen. Der größte Teil der aus nichtakademischen Elternhäusern stammenden Frauen und Männer sind die ersten HochschulabsolventInnen in der Familie. Sie geben an, dass ihre Eltern zwar sehr stolz auf sie wären, wenn sie sich durch eine Promotion weiterqualifizieren würden, sie sähen aber bereits jetzt durch den bevorstehenden Diplomabschluss ihres Kindes ihre Erwartungen übererfüllt:

„Für meine Eltern ist schon das Diplom ein Riesenstolz, die würden sich das am liebsten ins Wohnzimmer hängen. Und wenn ich denen jetzt sag: ‚Ja, vielleicht promovier' ich‘, ja das ist von hier ganz weit weg. Deshalb habe ich da noch nie vorher für mich dran gedacht. In meiner Familie wird es nie gefördert oder nahe gelegt“ (2F10; 30-30). Vor dem Hintergrund der Ergebnisse einschlägiger Studien zur Auswirkung von sozialer Herkunft auf Bildungsabschlüsse und Karriere (vgl. Leemann, 2003; Schlüter, 1999) kann angenommen werden, dass der Mangel an familiären Identifikationsfiguren und entsprechenden Erwartungen, einen höheren akademischen Grad anzustreben, für eine Weiterqualifizierung eine zentrale Barriere ist. Die Distanz zu dem möglichen Ziel ist hier besonders groß und als negative Valenz in einem Entscheidungsprozess zu interpretieren. In unserer Untersuchung finden wir Aussagen von Frauen aus bildungsfernen Schichten, die mit der Promotion eine mögliche Außenseiterstellung in der Familie und Rollenkonflikte in ihrem privaten Bereich antizipieren.

„Ich nehme bei Personen mit Dokortitel eine Distanzierung zu anderen wahr, ein Herabgucken. ... Ich selbst entspreche nicht dem, was ich bisher so gesehen habe. Ich möchte nicht, dass die Leute künftig vor mir ehrfürchtig niederknien. Ich möchte unter die Menschen“ (2F05; 13-22).

Der ungewisse Ausgang des Projektes ‚Promotion‘ schürt die Angst, die Unterstützung eines fest ge-

fügten sozialen Netzes aufzugeben, ohne bereits neue Netze geknüpft zu haben. In einigen Fällen wird deutlich, dass die von Familie, Schule und Peergroups vermittelten Orientierungen noch zu einem Zeitpunkt wirken, an dem die Weichen für die weitere Mobilität und Lebensplanung bereits andere bzw. zusätzliche Orientierungen erfordern würden. Geschlechterstereotype Zuschreibungen werden aus dem persönlichen Umfeld erwartet:

„... warum willst du es dir als Frau antun, ist eher nur was für Männer und da hat man überall sowieso keine Chance, und das kann doch nicht dein Ziel sein, erst mal sechs Jahre so wenig Geld zu verdienen ... und willst du nicht auch 'ne Familie haben?“ (5-F16; 31-33)

Der Gedanke an eine Promotion bleibt dann vage, wenn die Erwartungen der primären Bezugsgruppen stark sind und nicht reflektiert werden. Dies wird insbesondere dadurch deutlich, dass viele der Befragten angeben, sich durch das Interview erstmals konkret mit persönlichen Folgen, Alternativen und Barrieren/Hürden zur Promotion auseinander zu setzen.

Sowohl in den Interviews mit den Studierenden als auch mit den ProfessorInnen wurden das vergleichsweise geringere Selbstwertgefühl und mangelnde Kompetenzvertrauen von Frauen als eine mögliche Begründung für die Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen genannt.

Viele der von uns befragten Studentinnen beider Fachbereiche geben zwar an, sich eine Promotion durchaus zuzutrauen, sie werden aber von sich aus z. B. in Seminaren in geringerem Maße als Männer initiativ. Dies bestätigen verschiedene Aussagen der StudentInnen und ProfessorInnen, die Männer als lebhafter, zielorientierter und mutiger in der Selbstpräsentation und im Kontakt mit ProfessorInnen erleben. Die familiäre und schulische Sozialisation hat die bestehende Geschlechterhierarchie, die sich hier in defensiverem Verhalten von weiblichen Studierenden ausdrückt, reproduziert³. Die ProfessorInnen bezeichnen die Wortbeiträge von Frauen jedoch häufig als inhaltlich und sprachlich vergleichsweise wesentlich qualifizierter.

Im Verlauf des Studiums, das viele der interviewten Frauen und Männer als anonym beklagen, mangelt es in der Wahrnehmung der Studierenden an Gelegenheiten für persönliche Gespräche über erbrachte Leistungen. Die Feedbacks bleiben meist reduziert auf die Bekanntgabe von Noten oder die kommentarlose Herausgabe von Scheinen für Seminararbeiten. Von Ermutigungen, die positiv auf die Bildung von Kompetenzvertrauen wirken, wird nur selten berichtet. Besonders für Frauen, die zwar mit besseren Noten, aber dem geringeren Selbstbewusstsein als ihre männlichen Mitschüler

die Schule verlassen haben (vgl. Horstkemper, S. 216), würde mehr Ermutigung das Selbstkonzept positiv beeinflussen. Dies ließe eine lebhaftere Beteiligung von Frauen an Seminaren erwarten und würde gleichzeitig ihre Sichtbarkeit für die DozentInnen erhöhen.

Der in den Interviews besonders von Frauen gewünschte stärkere Austausch mit WissenschaftlerInnen im Rahmen von Lehrforschungsprojekten bietet ihnen weitere Gelegenheiten zur Kleingruppenarbeit und dem praxisnahen Erwerb von Kompetenzvertrauen. Hierdurch können Unsicherheiten gemildert werden, nicht genügend auf ein Forschungsvorhaben vorbereitet zu sein. Gleichzeitig lernen die Frauen (und Männer) das Berufsbild der Wissenschaftlerin am praktischen Beispiel kennen. Ferner wird hierdurch die Integration in den Wissenschaftsbetrieb erhöht.

Die unterschiedliche Lebensplanung von Frauen und Männern, in der sich Frauen in erster Linie für Familienaufgaben zuständig fühlen, bedeutet auch für viele der von uns befragten Studentinnen eine Entscheidung gegen eine berufliche Karriere. Sie möchten gerne beides realisieren: eine Berufstätigkeit und eine Familie. Sie haben auf jeden Fall den Anspruch, gute Leistungen erbringen zu wollen und eigene Vorstellungen in den Beruf einfließen lassen zu können, jedoch besteht bei vielen Frauen der Wunsch, dem Beruf trotz seines hohen Stellenwertes keine exklusive Priorität einräumen zu wollen. Vor der Familiengründung wollen sie Berufserfahrungen sammeln, um nach einer Familienauszeit wieder einsteigen zu können.

„Ja, aber eine Berufstätigkeit nach dem Studium ist mir schon wichtig. Mir war es auch wichtig, einen vernünftigen Berufsabschluss zu machen. Aber da gibt es eben auch noch die Option Familie. Das würde ich dann schon vorrangig sehen, vor einer Promotion“ (2-F02; 60-61).

Die Entscheidung zu einer Promotion impliziert jedoch eine Präferenz für eine berufliche Verwirklichung in einer Führungsposition und stellt gleichzeitig hohe Anforderungen an partnerschaftliche Lösungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

„Also, wenn ich promovieren sollte, dann heißt das auch, ich muss Karriere machen. Es kommt ein Karrierejob mit unheimlich viel Aufwand und Engagement auf mich zu. Habe ich dann noch Zeit für Familie?“ (2-F05; 68-68).

Viele unserer befragten Frauen, die demnächst das Diplom erhalten, sind in einem Alter, in dem sie die Weichen für ihre berufliche und familiäre Zukunft erneut stellen müssen. Eine Promotion würde sowohl den Einstieg in die Praxis wie auch die Familiengründung noch weiter verzögern, deshalb wird von Frauen häufig ein direkter Berufseinstieg nach dem Studium vorgezogen. Für viele ist die Vorstellung einer Vereinbarkeit beider Welten, Kar-

³ Die feministische Schulforschung hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschlechterdifferenz im Bildungssystem und damit die Reproduktion der Geschlechterhierarchie als eine objektive Sozialstruktur nicht aufgehoben ist. Trotz der vielfach beobachteten Angleichungstendenzen zwischen den Geschlechtern wird für Mädchen und Frauen sozusagen mit einem „heimlichen Lehrplan“ immer noch auf diese Geschlechterhierarchie erzogen und sozialisiert“ (Schlüter, 1999, S. 23 unter Bezugnahme auf Nyssen, 1990).

riere und Familie, lediglich vage und kaum als praktikabel denkbar. Entsprechende Ambitionen bewegen sich auf einem schmalen Grat zwischen dem Wunschdenken bezüglich partnerschaftlicher Lösungen und der Realität. Vorbilder von Wissenschaftlerinnen, die in Form von Teilzeitarbeitsmodellen oder persönlichen Arrangements erfolgreich eine universitäre Karriere mit Kindern verbinden und Orientierungshilfen bieten können, werden von den Studierenden selten oder gar nicht wahrgenommen.

„Angenommen, eine Professorin/ein Professor rät Ihnen zur Promotion ...“ – „Ich würde mich geehrt fühlen und mich freuen, dass man es mir zutraut.“

Über die Wirkung der universitären Strukturen

Die Untersuchung zeigt, dass Studierende – unabhängig vom Geschlecht – an einer Massenuniversität von akademischer Lernfreiheit nicht uneingeschränkt profitieren. Das Recht und die Anforderung, über Anlage und Aufbau ihres Studiums und damit ihren Werdegang selbst zu bestimmen, führt nicht nur zu mehr Selbstorganisation, sondern auch zu Unsicherheiten und Orientierungslosigkeit bezüglich der Einschätzung der eigenen Kompetenzen für eine Promotion: Das Studium vieler Befragter ist ihren Aussagen nach geprägt von Distanz und mangelndem Feedback. Sowohl Frauen als auch Männer äußern Befürchtungen, auch in der Promotionsphase nicht ausreichend unterstützt zu werden. Wie die ProfessorInneninterviews zeigen, bedeuten steigende Studierendenzahlen nicht gleichzeitig den Ausbau von Finanzmitteln und damit eine Erhöhung wissenschaftlichen Personals, das die Betreuungssituation der Studierenden positiv verändern würde. Diese Verhältnisse haben bei den Studierenden Auswirkungen auf das subjektive Erleben der Hochschulumwelt. Sie führen zu abnehmender Integration ins akademische System und schmälern dessen Sozialisationskraft (vgl. hierzu auch Huber, 2002).

Eine Befragung aller AbsolventInnen der Universität Bielefeld kommt zu dem Ergebnis, dass Hochschulabsolvierende beiderlei Geschlechts, die ihr Studium nie in Frage gestellt haben und die Studienbedingungen positiv bewerten, sich häufiger zu einer Promotion entschließen (Holzbecher/Küllchen/Löther, 2002, S. 17). Unsere Untersuchung zeigt darüber hinaus, dass die Einschätzung durch HochschullehrerInnen, ihr Feedback, den Studierenden beiderlei Geschlechts viel bedeutet, um den Gedanken an eine Promotion aufzunehmen:

„Es ist natürlich schön, wenn einem das nahe gelegt wird, das ist ja auch ein Zeichen von Anerkennung, man wird aus dieser Masse der Studierenden herausgehoben und als Person wahrgenommen, was ja nicht häufig der Fall ist“ (2-F08; 36-36).

„Es hat jemand Interesse an mir und traut es mir zu“ (2-F11; 3-3).

Enders/Bornmann (2001, S. 48) stellen ebenfalls in retrospektiven Befragungen promovierter Akademiker fest, dass sie zum Ende ihres Studiums in relativ engem Kontakt zu HochschullehrerInnen standen und Vorgespräche über weitere Qualifizierungs- und Berufsperspektiven an der Hochschule führten.

Die zu Beginn unserer Interviews in einer erzählerischen Einstiegsfrage formulierte Vorstellung, auf eine Promotion angesprochen zu werden⁴, löst positive Reaktionen aus und führt zu lebhafter Auseinandersetzung mit dem Thema. Sie zeigt jedoch auch den autoritativen Charakter einer solchen Aufforderung. Während die befragten Männer und einige der Frauen die empfundene Wertschätzung ihrer Fähigkeiten zum Ausdruck bringen und nicht in Frage stellen, reagieren einige Frauen unsicher, obwohl durch die Einstiegsfrage eine fiktive positive Fremdzuschreibung erfolgte.

In allen geführten Interviews mit HochschullehrerInnen bestätigte sich die bei den Studierenden implizit bekannte Regel, dass Studierende in den meisten Fällen zu einer Promotion durch die HochschullehrerInnen aufgefordert werden. Da es kein institutionalisiertes, den Studierenden transparentes Verfahren gibt, wird das System, innerhalb dessen eine Promotion an der Universität möglich wird, ein sich selbst regulierendes. Die Steuerung findet subjektiv durch das Auswahlverfahren der HochschullehrerInnen statt, die geeignete KandidatInnen vor dem Hintergrund ihrer individuellen Anforderungsprofile auswählen, ohne aber an einer Massenuniversität den Überblick über die individuellen Potenziale haben zu können. In den Interviews mit Studierenden wurde deutlich, dass dies zur Folge haben kann, dass kaum Eigeninitiative entwickelt wird, sich um eine Qualifizierungsstelle zu bemühen, da sie sich selbst an diese Regel halten und damit in einer passiven Haltung verbleiben.

Einblicke in das universitäre System, z. B. durch eine SHK-Tätigkeit, sind aufgrund der begrenzten Stellenzahl nicht allen möglich (1/3 der Befragten dieser Studie waren als SHK beschäftigt). Dies führt bei den Studierenden, die zwar bei sich selbst durchaus Potenziale vermuten, zu Verunsicherungen hinsichtlich ihrer Kompetenzen, da sie logisch folgern, dass man sie angesprochen hätte, wenn man sie für geeignet hielt.

⁴ „Angenommen, eine Professorin oder ein Professor rät Ihnen zur Promotion – was geht Ihnen dabei durch den Kopf?“

Thematisiert wird vielfach die Qualität der Lehre. Sowohl Frauen als auch Männer halten sich durch das Studium für nicht ausreichend auf eine Promotion und das damit verbundene wissenschaftliche Arbeiten vorbereitet. Dies wurde in der Gruppendiskussion noch einmal deutlich zum Ausdruck gebracht: die an einer Promotion interessierten TeilnehmerInnen vermissen eine ausreichende Hinführung auf wissenschaftliches Arbeiten bereits während des Studiums, das als vorberufliche Sozialisation verstanden werden kann. Die befragten ProfessorInnen bestätigen in den geführten Interviews die herrschende Praxis, dass die Arbeit an der Dissertation und der Umgang mit den Forschungsmethoden weitgehend im Wege eines learning by doing erfolgt, was den Studierenden jedoch nicht bekannt ist: Die Hürde ‚Promotion‘ ist aus ihrer Sicht höher, da sie davon ausgehen, mit ihrem Studienabschluss bereits alle Qualifikationen mitbringen zu müssen.

Als signifikant einzuschätzen ist der im Querschnitt durch die Interviews festgestellte Informationsmangel über formale und inhaltliche Bedingungen eines Promotionsvorhabens, die Anforderungen an DoktorandInnen seitens der ProfessorInnen sowie über das Berufsbild der Wissenschaftlerin. Einblicke in wissenschaftliche Tätigkeiten sind aus studentischer Sicht nicht in ausreichendem Maße möglich. Nachdem das in den Interviews ermittelte Informationsdefizit in der Gruppendiskussion an die Befragten zurückgespiegelt und unter den TeilnehmerInnen kommuniziert wurde, erhielten wir eindeutige Hinweise auf den Wunsch nach mehr Information. Ein Verständnis von Promotion als Handwerk, das erlernt werden kann, erscheint uns eine weiterführende Perspektive zu öffnen.

Besonders in den Wirtschaftswissenschaften sehen weibliche Studierende die Hochschule als eine traditionell männliche Domäne, da in Essen kein einziger Lehrstuhl von einer Frau geführt und die AssistentInnenstellen subjektiv als überwiegend von Männern besetzt wahrgenommen werden: *„Vielleicht werden Frauen von den Professoren auch nicht adäquat gefördert? Ich sehe, dass die Assistenten meistens auch männlich sind und dass da dann auch vielleicht eher so ein Arrangement zustande kommt“* (5-F26; 35-35). Das bedeutet im Falle einer Weiterqualifizierung an der Universität, dass sie individuell die Grenze in männlich konnotiertes Territorium überschreiten müssen. Trotz solch wahrgenommener territorialer Aufteilung fühlen sich die weiblichen Befragten beider Fachbereiche *während ihres Studiums* mehrheitlich nicht benachteiligt oder diskriminiert. Der Schritt zur Promotion scheint dennoch für viele eine deutliche Hürde darzustellen, zumal sie selbst kaum die Initiative ergreifen.

Es kann erwartet werden, dass der Mythos Promotion durch Vermittlung von größerer Selbstverständlichkeit für diese akademische Qualifikation sukzessive aufgelöst und damit eine Basis für eigeninitiatives Handeln geschaffen werden kann.

„Ein ‚Dr.‘ vor dem Namen kann (k)ein Türöffner sein ...“ –

Über die Wirkung der Arbeitsmarktstrukturen

Die Promotion ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine dauerhafte Tätigkeit in der Wissenschaft. Die befragten StudentInnen setzen sich daher mit der Universität als potenziellem zukünftigen Arbeitsplatz auseinander.

Neben der Frage nach der eigenen Einstellung zu Forschung und Lehre spielen die begrenzten Stellen- und Aufstiegsmöglichkeiten eine Rolle sowie für weibliche Studierende insbesondere die Stellung der Frau in der Wissenschaft. Die Situation von weiblichen Lehrbeauftragten wird insbesondere im Bereich Wirtschaftswissenschaften angesprochen, da sie offensichtlich eine Ausnahme darstellen und durchaus auf Akzeptanzprobleme treffen. Eine Studentin antizipiert aufgrund gemachter Erfahrungen während einer Lehrveranstaltung geschlechtsspezifische Diskriminierungen in der Weise, dass Frauen in der Position der Dozentin erst einmal unter der Lupe der verschärften Leistungs- und Persönlichkeitskriterien betrachtet werden: *„Was will uns das Blondchen jetzt da erzählen? (...) Wie verhält sie sich; wie spricht sie?“* (5-F25; 128-128). Diese Erwartung widerspricht den Ergebnissen Behnke/Meusers, die ein „geschlechtersensibles universitäres Milieu“ beschreiben, in dem „frauenfeindliche Sprüche und forciert männliche Attitüden nicht am Platze“ seien (Behnke/Meuser, 1999, S. 68).

AbsolventInnen, die eine berufliche Tätigkeit in der Privatwirtschaft in Erwägung ziehen, stellen die Frage nach der Funktion der Promotion differenzierter. Ob sich ein Dokortitel lohnt, ist nicht immer eindeutig zu beantworten. Enders/Bornmann zeigen in ihrer Untersuchung, dass in der Gruppe der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften letztere die niedrigsten Promotionsquoten aufweisen⁵. Dies hängt u. a. damit zusammen, dass sich Absolventinnen auch ohne Promotion hier ein sehr großer Beschäftigungsradius bietet. Für den Aufstieg in Karrierepositionen sowie für freiberufliche Tätigkeiten wird der Promotion stärkere Bedeutung beigemessen (vgl. Enders/Bornmann, 2001). Dies wird auch von den Befragten unserer Studie in derselben Weise wahrgenommen. Wettbewerbsvorteile, bessere Karrieremöglichkeiten und höhere Bezahlung werden erwartet. Nachteilig wird bewertet, dass der Berufseintritt erst spät erfolgt. Antizipiert wird, dass Praxiserfahrung und

⁵ In den achtziger und neunziger Jahren promovierten in Deutschland nur etwa acht Prozent der Absolventen pro Jahr, wobei der Anteil der Frauen von sieben Prozent im Durchschnitt Anfang der achtziger Jahre auf 14 Prozent zu Beginn der neunziger Jahre stieg (Enders/Bornmann, 2001, S. 34).

Auslandsaufenthalte mehr zählen als die Promotion. Je höher das Alter der Befragten, desto häufiger wird dieses Argument vorgebracht. Auch das Risiko der Überqualifizierung und der Einschränkung des Beschäftigungsradius wird angesprochen. Alternativen sieht diese Gruppe in beruflichen Weiterbildungen, die in Unternehmen im Rahmen von Personalentwicklungsmaßnahmen angeboten werden, Auslandsaufhalten oder fachlichen Zusatzausbildungen für selbstständige Tätigkeiten.

Im Fach Erziehungswissenschaften steht die geringe Promotionshäufigkeit den Interviews zufolge auch im Zusammenhang mit der unklaren Stellung von Diplompädagogen in einem beruflichen Arbeitsfeld, das sie sich häufig mit Sozialpädagogen teilen. Befragte Studierende betonen im Falle einer Promotion mehrfach das Risiko der Überqualifikation für angebotene Stellen oder erwarten Störungen auf der Beziehungsebene zu ihren KlientInnen. Eine Führungsposition streben viele gar nicht an, da sie mit den Bezugsgruppen direkt arbeiten möchten.

Die befragten Frauen lassen sich in zwei Gruppen teilen: Während die eine sich leistungs- und karriereorientiert äußert, betont die zweite stärker die ambivalente Stellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und insbesondere von Frauen in Führungspositionen.

So ist die Entscheidung, nicht zu promovieren, zum Teil sehr pragmatisch begründet durch mehr Spaß an der Praxis, durch zu starke Theorie-lastigkeit der Promotion sowie durch Alternativen, die sich stellen. Diese Aussagen können jedoch auch vor dem Hintergrund interpretiert werden, sich auf eine Führungsposition nicht festlegen zu wollen. Die eigene Scheu vor der Übernahme einer verantwortlichen Position wird von einigen Befragten thematisiert; der „Dokortitel“ wird mit der Notwendigkeit, Karriere machen zu müssen, assoziiert:

„Ich habe auch immer die Vorstellung, wenn ich promoviere, dann heißt das auch, ich muss Karriere machen. Es kommt ein Karrierejob mit unheimlich viel Aufwand und Engagement auf mich zu. Habe ich dann noch Zeit für Familie? Ich habe das Gefühl, in einer höheren Position hat man natürlich mehr Verantwortung. Vielleicht scheu' ich mich davor ein bisschen?“ (2-F05; 68-68).

Die Frauen antizipieren zum Teil eine besonders hohe Erwartung an ihre Leistung. Sie gehen davon aus, besser als ihre männlichen Kollegen sein zu müssen. Ein „Zwang zur Leistung“ (2-F10, Stgr) wird überwiegend negativ bewertet. Aufstiegschancen können nicht immer realisiert werden, weil für den Fall einer Wettbewerbssituation befürchtet wird, dass der männliche Kollege vorgezogen wird. Ungleichheit bezüglich der Leistungs-

vergütung wird ebenfalls befürchtet. Viele Befragte sehen die Begründung hierfür darin, dass Frauen grundsätzlich den Konflikt zwischen Karriere und Familie austragen müssen; Familienfreundlichkeit wird von der Privatwirtschaft nicht erwartet. Lösungen werden eher gemeinsam mit dem Partner gesehen, und auch hier zeichnet sich ab, dass man den Männern die besseren Karriere-möglichkeiten unterstellt. Wenige der befragten Frauen verweisen darauf, dass sie selbst in ihrer aktuellen Parkonstellatation die karriereorientierteren sind. Alle diese Wahrnehmungen fließen in die Entscheidung für oder gegen die Promotion ein. Sie werden im Wege antizipatorischer Sozialisation erworben und spielen zum Zeitpunkt der konkreten Berufswahl eine bedeutsame Rolle, da nach einer Zeit der Ausbildung, die zunächst frei von Entscheidungen war, die über die Lebensspanne erworbenen Rollenstereotype noch einmal stark reflektiert werden (vgl. Chisholm, 1989/ Krüger 1993). Die zuvor beschriebenen Rollenkonflikte werden von den befragten Männern in dieser Weise nicht thematisiert. Sie setzen sich zwar mit Wertkonflikten bezüglich mehr Karriere- oder Freizeitorientierung auseinander, jedoch nicht mit dem Rollenkonflikt ihrer Person in einer Führungsposition.

Sowohl für die Universität als auch für die Privatwirtschaft gilt, dass die Stellung von Frauen in Führungspositionen ambivalent gesehen wird. Die Interviews spiegeln nicht nur eigene Kognitionen, sondern auch die Vorurteile, die aus Kenntnis der Praxis Eingang in die allgemeine Wahrnehmung gefunden haben. Hierzu zählen häufig erforschte Phänomene wie die Nichtakzeptanz von Frauen in Führungspositionen und das Misstrauen in ihre Fähigkeit zur Organisation umfangreicher Ressourcen sowie der Personalführung. Solange ein öffentlicher Bewusstseinswandel nicht stattgefunden hat, müssen Rollenkonflikte von den betroffenen Frauen in einer traditionell männlichen Domäne selbst ausgetragen werden. Auf eine Führungsrolle werden sie im Laufe des Studiums nicht vorbereitet. Während Führungskräfte in der Privatwirtschaft im Wege der begleiteten Einarbeitung Erfahrungen im Unternehmen sammeln können, spielen bereits früh in der wissenschaftlichen Laufbahn Eigeninitiative und die selbstständige Verfolgung von Zielen eine große Rolle. Entsprechende Kompetenzen können nur im Wege eines „learning by doing“ erworben werden, wozu sich jedoch im Rahmen des Studiums nur sehr wenige Möglichkeiten bieten.

Das Dilemma der Vereinbarkeit von Familie und Karriere bildet sich in den Interviews noch nicht so deutlich ab, wie die Praxis es zeigt. In Deutschland sind drei Modelle verbreitet, die erlauben, Familie und Beruf zu vereinbaren: Teilzeitbeschäftigung,

Job-Sharing und Erziehungsurlaub. Hier stellen die familienpolitischen Maßnahmen zur Förderung von Doppelkarrieren im europäischen Vergleich ein Schlusslicht dar, was an dieser Stelle nicht näher thematisiert werden soll.

Die befragten Frauen unserer Studie äußern sich zum Teil sehr optimistisch und gehen davon aus, beide Lebensziele vereinen zu können. Sie nehmen jedoch bereits Einschränkungen in Bezug auf mangelnde Flexibilität der Arbeitgeber wahr und befürchten Schwierigkeiten bei dem partnerschaftlichen Arrangement von Familienaufgaben.

Ausblick

Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind die Studierendenzahlen von Frauen sukzessive gestiegen. In diesem Jahr haben sie bei den Studienanfängern sogar die 50-%-Marke leicht überschritten. Ihrem Vorsprung bei den schulischen Bildungsabschlüssen folgend, gewinnt inzwischen die Aufnahme eines Studiums für sie an Selbstverständlichkeit. Dies gilt mehr und mehr auch für Fächer, die bisher traditionell von Männern gewählt wurden. Die Aufnahme eines Dissertationsvorhabens ist aus genannten Gründen jedoch von dieser „Selbstverständlichkeit“ noch weit entfernt. Es kann angenommen werden, dass durch eine verstärkte Einbindung des Themas „Weiterqualifizierung/Promotion“ in die Hochschulsozialisation mehr Impulse zur Integration in das Wissenschaftssystem gesetzt werden. Es können zunehmend Unsicherheiten über den beruflichen Werdegang abgebaut und ein Bewusstsein für das Setzen hoher beruflicher Ziele geschaffen werden. Möglicherweise motiviert dies Frauen zum Verbleib an der Universität. Gleichzeitig wird die Universität durch das aktive Bemühen um wissenschaftlichen Nachwuchs als künftiger Arbeitgeber präsenter und attraktiver.

Literatur

- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen, 1999.
- Chisholm, Lynn: Soziokulturelle Reproduktion und Geschlechterproblematik – auf der Suche nach einer sozialen Grammatik geschlechtsspezifischer Berufswahlprozesse. 1989. In: Metz-Göckel/Nyssen, 1990.
- Enders, Jürgen/Bornemann, Lutz: Karriere mit Dokortitel. Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten. Campus-Verlag, Frankfurt/New York, 2001.
- Europäische Kommission: Wissenschaftspolitik in der Europäischen Union. Förderung herausragender wissenschaftlicher Leistungen durch Gender Mainstreaming. Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, Luxemburg 2001.
- Holzbecher, Monika/Küllchen, Hildegard/Löther, Andrea: Fach- und fakultätsspezifische Ursachen der Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen. Vorläufige Fassung, Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum Universität Bielefeld. Bielefeld, Bonn, Dresden, 2002.
- Horstkemper, Marianne: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen. Weinheim 1988.
- Huber, Ludwig: Sozialisation in der Hochschule. In: Hurrelmann, Klaus/Ulich, Dieter: Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. 4. Auflage, Beltz-Verlag, Weinheim, Basel, 1991.
- Leemann, Regula Juli: Chancenungleichheiten im Wissenschaftssystem. Wie Geschlecht und soziale Herkunft Karrieren beeinflussen. Chur/Zürich, 2002.
- Macha, Hildegard: Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden, was sie sind. Campus-Verlag, Frankfurt/New-York, 2000.
- Metz-Göckel, Sigrid/Nyssen, Elke: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim/Basel, 1990.
- Probst, Gilbert J. B./Buchel, Bettina S. T.: Organisationales Lernen. Gabler Verlag, Wiesbaden, 2. Aufl., 1998.
- Schlüter, Anne: Bildungserfolge. Eine Analyse der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und der Mechanismen für Mobilität in Bildungsbiografien. Opladen, 1999.
- Seeg, Britta: Frauen und Karriere. Strategien eines beruflichen Aufstiegs. Frankfurt, 2000.
- Statistisches Bundesamt: Leben und Arbeiten in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2002, <http://www.destatis.de> (Pfad: Presse/Presseveranstaltungen).

Kontakt und Information

renate.petersen@uni-essen.de

Renate Klees-Möller

MEDUSE - das Mentorinnennetzwerk der Universität Duisburg-Essen

Der Anteil von Frauen in den Top-Positionen von Wirtschaft, Politik, Verbänden und Hochschulen, in denen über die Verteilung von Macht, Geld und andere Ressourcen entschieden wird, ist immer noch äußerst gering. Bereits beim Übergang vom Studium in den Beruf stoßen Frauen auf vielfache Barrieren. Sie verfügen weder über die historisch gewachsene Erfahrung noch über das entsprechende „Geheim-Wissen“ und die formellen sowie informellen Kontakte und Beziehungen, die für den beruflichen Aufstieg entscheidend sind. Eine Veränderung dieser Situation ist mit den traditionellen Instrumenten der Frauenförderung, wie etwa Gleichstellungsgesetze, Frauenbeauftragte, Frauenförderpläne etc. nur bedingt erreicht worden. Eine Strategie zur Verbesserung der beruflichen Einstiegs- und Aufstiegschancen von Frauen in qualifizierte Positionen ist die persönliche Beratung und Unterstützung durch erfahrene Leitungs- und Führungskräfte, die auch bereit sind, ihr informelles Wissen, das sie sich auf ihrem Karriereweg angeeignet haben, an entsprechend ambitionierte Frauen weiterzugeben und ihnen den Zugang zu karrierefördernden Netzwerken und Beziehungen zu vermitteln. Ein Beratungsverfahren, das sich – aus den USA kommend – seit Mitte der 90er Jahre auch in Deutschland zunehmend als Instrument der Frauenförderung und zur Verbesserung der Chancengleichheit durchsetzt, ist das Mentoring. Es ist ein Prozess, in dem eine erfahrene Führungskraft (Mentor/in) über einen gewissen Zeitraum die Karriere und Entwicklung einer jüngeren und weniger erfahrenen Person (Mentee) außerhalb der üblichen Vorgesetzten-Untergebenen-Beziehung unterstützt. Mentoring-Programme werden in Deutschland inzwischen in zahlreichen Unternehmen, Verbänden, Verwaltungen und im Wissenschaftsbereich eingesetzt.

Im Jahr 1999 ist an der Universität Essen das Mentorinnenprojekt MEDUSE für Studentinnen und Absolventinnen verschiedener Disziplinen und Fachrichtungen – bundesweit eines der ersten Projekte dieser Art – entstanden. Berufserfahrene Fach- und Führungsfrauen geben ihr Wissen, das sie sich auf dem Karriereweg angeeignet haben, an den weiblichen Nachwuchs weiter, fördern Kontakte und helfen, individuelle Strategien für eine erfolgreiche Berufswegplanung zu entwickeln. Die individuelle Mentoring-Beziehung ist in ein von verschiedenen Veranstaltungen zur Ver-

netzung und zu Karrierethemen strukturiertes Begleitprogramm eingebunden.

Studentinnen aller Studienphasen und Fachrichtungen, Absolventinnen und Doktorandinnen der Universität Duisburg-Essen sind angesprochen, die

- sich einen Austausch mit berufserfahrenen Frauen wünschen,
- Fachwissen und Praxiserfahrung mit Frauen aus der Berufswelt reflektieren wollen,
- eine individuelle Strategie für ihren weiteren Studienverlauf und den Einstieg in den Beruf entwickeln wollen,
- Unterstützung in der Bewerbungsphase wünschen,
- in der Phase der Promotion neben der fachlichen Betreuung zusätzlich begleitet werden möchten,
- ihre Kompetenzen im Bereich soft skills erweitern und entwickeln möchten.

Bisher haben 90 Studentinnen der Universität Duisburg-Essen an einem Mentoringprogramm teilgenommen, unter ihnen kamen 35 % aus den Fachbereichen Sozialwissenschaft/Pädagogik, 28 % aus den Kommunikationswissenschaften, 22 % aus ingenieurwissenschaftlichen Fächern, 9 % aus der Kunstwissenschaft und 6 % aus den Wirtschaftswissenschaften.

Als Mentorinnen wirken Absolventinnen und Mitarbeiterinnen der Universität sowie weitere qualifizierte Frauen unterschiedlicher Unternehmen und Arbeitsfelder in Nordrhein-Westfalen mit. Inzwischen bilden mehr als 100 Frauen den Mentorinnenpool von MEDUSE, in dem ein breites Berufsspektrum repräsentiert ist (Bildungs- und Sozialwesen, Beratung, Ingenieurberufe, Handel/Verlagswesen, Kommunikationswirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung).

Die Tandembildung

Studentinnen mit Interesse an der Teilnahme am Mentoring-Programm bewerben sich mit einem Mentee-Fragebogen, nach dessen Eingang sie zu einem ausführlichen Vorgespräch in das Projektbüro eingeladen werden, um die Bedürfnisse und Ziele für die Teilnahme am Mentoring-Programm abzustecken. Anhand der vorliegenden Profile wird dann nach den Kriterien Fachrichtung und gewünschtes Arbeitsfeld eine passende Mentorin ausgewählt und in wechselseitiger Absprache das

Matching, die Zusammenführung des Mentoring-Tandems, vorbereitet. Zweimal jährlich, jeweils zu Beginn des Sommersemesters und des Wintersemesters, nehmen Mentoring-Gruppen mit ca. 15-20 Tandems ihre über zwölf Monate andauernde Zusammenarbeit auf.

Das Begleitprogramm

Zur Vorbereitung, Reflexion und Bewertung des Mentoring-Prozesses werden spezielle Veranstaltungen organisiert. Die Mentees erhalten außerdem die Gelegenheit, sich in einem begleitenden Seminar- und Coaching-Programm wesentliche Elemente ihrer zukünftigen Aufgaben zu erarbeiten, z. B. in Trainings zu Schlüsselqualifikationen wie Kommunikation, Führung, Projektmanagement, Präsentation und Moderation.

Hinzu kommen Veranstaltungen zur Vernetzung unter Mentorinnen und Mentees, z. B. der monatliche Jour-fixe, der vor allem von Mentorinnen gestaltet wird, die über ihr Arbeitsfeld berichten oder Vorträge zu weiteren Themen halten. Ein eher informelles Zusammentreffen ermöglicht der „Stammtisch“ in einem Essener Cafe, ebenfalls einmal monatlich.

Eine interaktiv gestaltete Homepage wurde eingerichtet; in einem MEDUSE-NEWSLETTER werden allen Interessierten regelmäßig aktuelle Informationen aus dem Netzwerk und Wissenswertes rund um das Thema Frau und Karriere zugeschickt.

Mentoring und Interkulturalität

An beiden Standorten der Universität Duisburg-Essen ist der Anteil Studierender mit Migrationshintergrund mit ca. 13 % höher als an anderen deutschen Hochschulen. Dabei ist der Frauenanteil unter den ausländischen Studierenden in den letzten Jahren erheblich gestiegen und liegt heute bei 52 %. Insbesondere die Töchter der zweiten und dritten Generation der in den 60- und 70er Jahren eingewanderten Arbeiterfamilien, die den Zugang zur Hochschule erlangt haben, haben auf ihrem Bildungsweg in mehrfacher Hinsicht Hürden gemeistert. Sie sind Pionierinnen mit einem besonderen Selbstbewusstsein und Selbstverständnis. Diese bildungserfolgreiche, heterogene Gruppe spricht MEDUSE mit einem Angebot an, um in einer gemischt zusammengesetzten Gruppe ein interkulturelles Mentoring zu realisieren, von dem alle Teilnehmerinnen profitieren. Die eigenen Potenziale wie interkulturelle Kompetenz und Sprachkompetenz sollen durch das Mentoring im Hinblick auf die Definition des beruflichen Profils bewusst werden und im Hinblick auf den Transfer, also den Übergang vom Studium in den Beruf, erfolgreich unterstützt werden.

Das Programm beinhaltet Interkulturelle bzw. Diversity-Trainings sowie Vorträge und Diskussionen zum Themenkomplex „Arbeitswelt und Interkulturalität“.

Promovieren mit MEDUSE

Studentinnen schließen ihr Studium erfolgreich und mit gutem Ergebnis ab – dennoch entschließen sie sich seltener zur Promotion als ihre männlichen Kommilitonen. Dabei eröffnet eine Promotion nicht nur den Weg in eine wissenschaftliche Karriere, sondern sie kann auch für andere Berufswege ein wichtiger Baustein zum Erfolg sein.

Die Vorstellungen über Arbeitsinhalte und -belastungen, Dauer, Betreuung und Finanzierung eines Promotionsvorhabens sind jedoch bei vielen Studentinnen diffus. Sowohl das Berufsbild der Wissenschaftlerin, als auch Möglichkeiten einer ‚Karriere mit Dokortitel‘ außerhalb der Universität bleiben im Studium weitgehend unklar. Diese Informationsdefizite verhindern häufig, ein Promotionsvorhaben überhaupt zu erwägen und weiterführende Berufsziele frühzeitig zu entwickeln.

MEDUSE will diese Lücke schließen und bietet eine Veranstaltungsreihe an, die nicht nur Anforderungsprofile und Durchführungsbedingungen transparenter machen, sondern auch beratungsorientierte Hilfen zur Entscheidungsfindung und anschließende Unterstützung im Promotionsprozess bieten soll. In einer Pilotphase richtet sich das Orientierungs- und Begleitprogramm an Interessentinnen aus den Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Eine Ausnahme bildet ein Workshop zur Karriereorientierung, der fächerneutral Frauen aus allen Bereichen bereits im Hauptstudium ansprechen soll, die ihre beruflichen Pläne noch nicht konkretisiert haben. Hier werden u. a. erfolgreiche Frauen eingeladen, ihre Karrierewege und Arbeitsbereiche vorzustellen. Intendiert sind eine stärkere Integration der Berufszielentwicklung ins Studium und der Abbau von Kommunikationsbarrieren. Für die Phase der Entscheidungsfindung sollen allgemeine Informationen rund um die Promotion, Möglichkeiten einer Finanzierung und Fragen zur Themenfindung erörtert werden. Für Absolventinnen, die ein Promotionsvorhaben konkret in Angriff genommen haben, stellt das Projekt verschiedene Unterstützungsangebote bereit: Die Bildung sich selbst organisierender Gruppen (networking), professionelles Coaching und die Vermittlung von erforderlichen Schlüsselqualifikationen (Forschungsmethoden, Schreibwerkstatt, Zeitmanagement) werden durch das Projekt organisiert.

Zur Zeit geht die Pilotform von „Promovieren mit Meduse“ in ihr letztes Drittel. Schon jetzt zeigen die sehr hohen Teilnehmerinnenzahlen und die

Kontakt und Information

Dr. Renate Klees-Möller
Dipl. Soz. Dora Mourinho
Dipl. Paed. Renate Petersen
www.uni-duisburg-essen.de/meduse
www.uni-duisburg-essen.de/promovieren-mit-meduse
Postanschrift:
Universität Duisburg-Essen,
Campus Essen
Universitätsstraße 12
45141 Essen
Tel: (0201) 1 83-22 45/45 27

Anett Schenk

Karrierewege von Professorinnen an deutschen Hochschulen

Die berufliche Situation von Frauen im Wissenschaftsbereich ist zunehmend ins Blickfeld wissenschaftlicher Untersuchungen und politischer Debatten gerückt. Trotz Bildungsexpansion und obwohl der Frauenanteil an Hochschulabsolventinnen bis zu 50 % eines Jahrgangs ausmacht (OECD 2000), verbleiben Frauen auf der Leitungsebene von Universitäten und Forschungseinrichtungen unterrepräsentiert. Im internationalen Vergleich wird deutlich, dass die berufliche Situation von Frauen an Hochschulen durch unterschiedliche Formen der Segregation gekennzeichnet ist (vgl. ETAN 2000). Frauen sind in bestimmten Fächergruppen, wie beispielsweise den Geisteswissenschaften, stärker vertreten, während sie in anderen Bereichen, wie den Ingenieurwissenschaften, deutlich unterrepräsentiert sind (*horizontal segregation*). Während Frauen gut die Hälfte der Studierenden ausmachen, so sinkt ihre Repräsentanz zunehmend auf den höheren Positionen der akademischen Karriereleiter (*vertical segregation*). Darüber hinaus sind Frauen häufiger auf Teilzeitbeschäftigungen angewiesen (*contractual segregation*).

Auch an deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen ist die Umsetzung des Gleichheitspostulats derzeit nur bedingt gewährleistet. Noch immer stellen Professorinnen an Universitäten eher eine Ausnahme als die Regel dar. Im Jahr 2002 betrug der Frauenanteil in der deutschen ProfessorInnenschaft 11,9 %, an den C4-Professuren jedoch nur 8 % (Statistisches Bundesamt 2003). Im europäischen Vergleich rangiert die Bundesrepublik damit auf einem der unteren Plätze, und es verbleibt noch ein langer Weg, um mit Spitzenreitern wie Finnland (18,4 % in 1998) oder Portugal (17 % in 1997) mithalten zu können. Insbesondere wenn man berücksichtigt, dass sich die jährliche Zuwachsrate des Frauenanteils an C4-Professuren in den 1990er Jahren bei 0,5 Prozent einpegelte (vgl. ETAN 2000: 10 ff.). Eine entsprechend niedrige Repräsentanz von Frauen findet sich auch auf der universitären Verwaltungsebene. Bei den Rektoren- und Präsidentenpositionen lag der Frauenanteil im Jahr 2001 je-

weils bei 8 %. Mit 34 Kanzlerinnen war der Frauenanteil mit knapp 12,5 % etwas höher (BLK 2002).

Die Notwendigkeit zielgerichteten politischen Handelns ist demzufolge offensichtlich. Hierfür sind Kenntnisse über Karriereverläufe und -hindernisse für Akademikerinnen sowie solides Kontextwissen unumgänglich. Das Projekt „Wissenschaftskarriere von Professorinnen an Hochschulen in Deutschland“ setzte sich daher zum Ziel, nicht nur die Arbeits-, sondern auch die umfassende Lebenssituation von ProfessorInnen zu erforschen. Der Analyse der Karrierechancen und -hindernisse von Wissenschaftlerinnen wurde dabei besondere Aufmerksamkeit zuteil.

Das Projekt „Wissenschaftskarriere von Professorinnen in Deutschland“

Das Projekt „Wissenschaftskarriere von Professorinnen an Hochschulen in Deutschland“ (im Folgenden WIKA-Projekt abgekürzt) untersuchte systematisch den beruflichen Werdegang von Professorinnen an deutschen Universitäten. Im Rahmen des Projektes wurden auf die Karrierewege, strukturellen Hindernisse sowie Karriereblockaden für Frauen an deutschen Hochschulen näher eingegangen, um die Unterrepräsentanz von Professorinnen zu erklären. Das Projekt wurde unter der Leitung von Prof. Dr. Annette Zimmer am Institut für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster durchgeführt. Die Projektförderung erfolgte aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.¹

Darüber hinaus ist das WIKA-Projekt Teil des Research Training Network „Women in European Universities“, eines von der Europäischen Kommission geförderten Forschungsprojekts, in dem sich Professorinnen und DoktorandInnen aus sieben europäischen Ländern (Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Österreich, Polen, Schweden und Spanien) zusammenschlossen, um gemeinsam Segregationsprozesse europäischer Hochschulsysteme zu untersuchen. Hierbei wurden sowohl universitäre Rahmenbe-

Fortsetzung von Seite 19

persönlichen Feed-backs eindeutig, dass der Bedarf an promotionsbegleitenden Strukturen außerordentlich hoch ist. Vieles spricht dafür, dass dieses

Programm in der Lage sein wird, den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs an der Universität Duisburg-Essen zu fördern. ■

¹ Sowohl der Projektbericht als auch der angewandte Fragebogen können über die Homepage des Projektes (www.wissenschaftskarriere.de) eingesehen werden.

dingungen als auch der politische Kontext ins Blickfeld gerückt, quantitative als auch qualitative Untersuchungsmethoden zur Erklärung weiblicher Unterrepräsentanz im akademischen Arbeitsfeld herangezogen.

Methodisches Vorgehen

Ziel der Untersuchung war es, mittels Telefonumfrage die berufliche sowie private Situation von Professorinnen an deutschen Hochschulen zu ergründen. Der Fragebogen, der zu diesem Zweck erstellt wurde, umfasst Fragen zum professionellen Werdegang, zum Arbeitsprofil der Hochschul-lehrertätigkeit, Mentorenschaft, Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie zum außeruniversitären Engagement. Die Befragung wurde als Vollerhebung der Professorinnen und eines gleich großen Samples männlicher Kollegen in den Fächergruppen Naturwissenschaften (Biologie, Chemie, Mathematik, Physik/Astronomie), Rechtswissenschaften, Geisteswissenschaften (Germanistik, Geschichte), Wirtschaftswissenschaften (BWL,

VWL), Sozialwissenschaften (Politikwissenschaft, Psychologie, Soziologie) und Ingenieurwissenschaften (Ingenieurwissenschaft ohne Architektur, Wirtschaftsingenieurwesen) durchgeführt. Die Untersuchung fand von Juli 2002 bis März 2003 statt.

An der Befragung haben insgesamt 1156 HochschullehrerInnen teilgenommen. Aufgrund von Informationsdefiziten bei der Adressenzusammenstellung musste das Sample nachträglich um jene Fälle bereinigt werden, in denen die jeweilige Person emeritiert oder in einer Disziplin tätig war, die nicht zu den oben genannten Fächergruppen gehörte. Nach der Bereinigung umfasst das Datenmaterial nun 998 Cases, 526 Professorinnen und 472 Professoren. Für die Auswertung der Daten wurde ein Gewichtungsfaktor konstruiert, der den Datensatz auf die Grundgesamtheit von Professorinnen und Professoren in den einzelnen Disziplinen hochrechnet. Alle im Folgenden präsentierten Daten basieren auf Berechnungen auf der Grundlage der gewichteten Stichprobe.

Grundgesamtheit der ausgewählten Disziplinen nach Geschlecht

	Professorinnen		Professoren		Gesamt N
	In %	Absolut	In %	Absolut	
Biologie	9,8 %	82	92,2 %	755	837
Chemie	3,9 %	33	96,1 %	821	854
Germanistik	22,7 %	123	77,3 %	419	542
Geschichte	11,4 %	72	88,6 %	558	630
Mathematik	3,7 %	39	96,3 %	1.010	1.049
Physik, Astronomie	2,9 %	31	97,1 %	1.031	1.062
Politikwissenschaft	14,7 %	34	85,3 %	197	231
Psychologie	16,8 %	76	83,2 %	376	452
Rechtswissenschaften	7,5 %	65	92,5 %	796	861
Sozialwissenschaften	16,2 %	64	83,8 %	331	395
Wirtschaftsingenieurwesen	2,1 %	1	97,9 %	47	48
Wirtschaftswissenschaften	5,5 %	74	94,5 %	1.282	1.356
Ingenieurwissenschaften ohne Architektur	3,0 %	71	97,0 %	2.297	2.368
Grundgesamtheit	7,2 %	765	92,8 %	9.920	10.685

Verlangsamung weiblicher Karrierewege

Ein erstes Interesse bei der Analyse der Befragungsergebnisse galt den akademischen Karriereverläufen an deutschen Hochschulen. Ein Blick auf die Karrierewege der befragten ProfessorInnen zeigt eine Stringenz im Karriereverlauf. Die einzelnen Statuspassagen (Magister/Diplom/Examen, Promotion, Habilitation und erste Professur) wurden in allen Fächergruppen zügig absolviert, wobei die Altersstreuung durchgängig minimal ist.

Der Zeitraum von der Promotion bis zur ersten Professur umfasst etwa zehn Jahre. Die WirtschaftswissenschaftlerInnen in unserem Sample sind, mit durchschnittlich 38 Jahren bei der ersten Professur, hier die Schnellsten, während der Karriereweg bei den GeisteswissenschaftlerInnen, mit durchschnittlich 42 Jahre bei der ersten Professur, am längsten dauert.

Das Bild gestaltet sich jedoch weniger homogen, wenn man die Karriereverläufe nach Geschlechtern getrennt betrachtet. Professorinnen sind in

den ersten Statuspassagen ihren männlichen Kollegen zeitlich voraus. 46 % der Professorinnen im Vergleich zu 27 % der Professoren absolvierten den ersten Studienabschluss mit 24 Jahren oder jünger. Insgesamt waren sogar 70 % der Frauen 25 Jahre und jünger, was nur auf 56 % ihrer männlichen Kollegen zutraf. Auffällig ist allerdings, dass zwischen der Promotion und der Habilitation eine deutliche Verzögerung der weiblichen Karriereverläufe einsetzt. Während 28 % der männlichen Akademiker die entscheidende Hürde der Ha-

bilitation mit 34 oder jünger nahmen, war das nur bei 16 % der weiblichen Befragten der Fall. Diese Verlangsamung des weiblichen Karriereweges setzt sich bis zur ersten Professur fort. 53 % der männlichen im Vergleich zu nur 40 % der weiblichen Befragten erreichten ihre erste Professur mit einem Höchstalter von 39 Jahren. Nur 22 % der Professoren waren bei dieser Statuspassage älter als 43 Jahre, dies gilt dagegen für 31 % der Professorinnen.

Alter bei formalen Qualifikationsabschlüssen in Jahren

Alter	Schnellste Gruppe	Mittlere Gruppe	Langsamste Gruppe
Studienabschluss	24 Jahre	25-26 Jahre	27 Jahre
M	27 %	48 %	25 %
W	46 %	39 %	15 %
Promotion	27 Jahre	28-31 Jahre	32 Jahre
M	18 %	57 %	26 %
W	22 %	52 %	27 %
Habilitation	34 Jahre	34-39 Jahre	40 Jahre
M	28 %	53 %	20 %
W	16 %	45 %	38 %
Erste Professur	36 Jahre	37-43 Jahre	44 Jahre
M	27 %	51 %	22 %
W	19 %	50 %	31 %

Kinder als Hindernis?

Aus einer ersten Sichtung des Datenmaterials ergibt sich also die Frage: Wie kann die Verlangsamung weiblicher Karriereverläufe erklärt werden? Eine klassische Hypothese zur Erklärung dieses Phänomens ist die These von der problematischen Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Bereits ein Blick auf den Familienstand vermittelt einen ersten Eindruck von der stark divergierenden privaten Lebenswelt der befragten Professorinnen und Professoren. Während die befragten Professoren fast durchgehend (90 %) angaben, verheiratet zu sein oder in einer festen Partnerschaft zu leben, war dies nur bei 64 % der Professorinnen der Fall. Dagegen ist die familiäre Situation der Wissenschaftlerinnen durch einen höheren Anteil von Ledigen (20 % der Frauen und 3 % der Männer) und Geschiedenen (13 % der Frauen und 5 % der Männer) gekennzeichnet. Aus den Angaben zur Berufstätigkeit der PartnerInnen ist ersichtlich, dass 96 % der Partner bzw. Partnerinnen der weiblichen Befragten berufstätig sind, was nur für 83 % der Partnerinnen bzw. Partner der männlichen Befragten der Fall war.

Als nach dem Vorhandensein von Kindern gefragt wurde, zeigten sich ebenfalls deutliche Unterschiede. Vier von fünf der befragten Professoren haben Kinder, dies war jedoch nur für knapp die

Hälfte der Professorinnen der Fall. Die männlichen Befragten gaben nicht nur häufiger an Kinder zu haben, die Anzahl der Kinder war auch im Vergleich zu ihren Kolleginnen höher. Die Mehrheit der Professorinnen mit Kindern haben ein (46 %) oder zwei (47 %) Kinder. Demgegenüber gaben 20 % ihrer männlichen Kollegen an ein Kind und 48 % zwei Kinder zu haben. Nur knapp 8 % der Professorinnen hatten drei oder mehr Kinder, dies war hingegen für 32 % der Professoren der Fall. Betrachtet man die zugängliche Literatur zur Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf, so finden sich darunter auch Arbeiten, die einen kausalen Zusammenhang zwischen Kindern und Karriereverzögerung anzweifeln lassen. So weisen beispielsweise Cole und Zuckerman (1991) darauf hin, dass Partnerschaft und Kinder einen Einfluss auf die Karrierewege von Wissenschaftlerinnen haben, doch betonen sie auch, dass beide Faktoren nicht generell einen negativen Einfluss auf die wissenschaftliche Produktivität von Akademikerinnen ausüben. Will man dem Datenmaterial der vorliegenden Befragung des WIKA-Projekts gerecht werden, muss ebenfalls ein komplexeres Verhältnis als Kinder=Karriereverlangsamung für Frauen in Betracht gezogen werden. Analysiert man den Übergang von der Promotion zur Habilitation, also den Zeitraum, in dem die Verlangsamung weiblicher Karriereverläufe einsetzt, und be-

trachtet man dabei, wie schnell die Habilitation abgeschlossen wurde, so stellt man fest, dass der Anteil von Frauen und Männern, die Kinder in diese Phase hatten, konstant bleibt. Bei den Frauen haben 49 % derjenigen, die weniger als fünf Jahre für ihre Habilitation benötigten, Kinder. Bei den Wissenschaftlerinnen, die länger als zehn Jahre

benötigten, liegt der Anteil auf dem gleichen Niveau. Dieses Muster wiederholt sich mit minimalen Schwankungen für die männlichen Befragten – wenn auch mit dem Unterschied, dass der Anteil derer, die Kinder haben, wesentlich höher ist als bei den Professorinnen.

Vorhandensein von Kindern und Länge der Habilitationszeit

	5 Jahre	6-10 Jahre	10 Jahre
Kinder			
M	82 %	84 %	85 %
W	49 %	49 %	49 %
Keine Kinder			
M	18 %	16 %	15 %
W	51 %	51 %	51 %

Die Tatsache, dass das Vorhandensein von Kindern allein die Verlangsamung weiblicher Karriereverläufe nicht erklären kann, ist sicherlich ein zentrales Ergebnis der Untersuchung. Es zeigen sich jedoch auch deutlich divergierende Muster bezüglich der Kinderbetreuung. Die Erziehung und Betreuung der Kinder der befragten Professoren wurde überwiegend von ihren Partnerinnen übernommen. 66 % der männlichen Befragten im Gegensatz zu 9 % der weiblichen gaben an, dass die Kinderbetreuung hauptsächlich in den Händen der Partnerin bzw. des Partners lag. 21 % der Professorinnen und 22 % der Professoren übernahmen die Betreuung ihrer Kinder im Vorschulalter gemeinsam mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin. 17 % der Professorinnen und 2 % der Professoren gaben an, ihre Kinder hauptsächlich selbst betreut zu haben. Darüber hinaus waren die befragten Wissenschaftlerinnen stärker auf externe Kinderbetreuung angewiesen. Die Kinderbetreuung während der Arbeitszeit wurde bei 24 % der weiblichen Befragten durch privatfinanzierte Pflege und bei 14 % durch öffentliche Betreuungseinrichtungen sichergestellt. Auf privatfinanzierte Pflege ihrer Kinder griffen jedoch nur 5 % der männlichen Befragten zurück, Kinderbetreuung in öffentlichen Betreuungseinrichtungen war nur für 2 % relevant. Alles in allem zeugen die Daten zum Familienstand und zur Kinderbetreuung vom Vorherrschen eher traditioneller Rollenmuster.

Auf die Stelle kommt es an ...

Ein erster wesentlicher Schritt auf dem akademischen Karriereweg ist ohne Zweifel eine Anstellung in der Zeit der Promotions- und Habilitationsphase. Nicht nur, dass eine Anstellung eine feste Finanzierung bedeutet, sie beinhaltet darüber hinaus auch eine Einbindung in den akademischen

Kontext und ermöglicht Kontakte mit KollegInnen sowie die Etablierung von Netzwerken. Für die Phase der Promotion zeigt sich, dass signifikant mehr Nachwuchswissenschaftler als -wissenschaftlerinnen eine feste Anstellung an einem Forschungsinstitut oder einer Universität inne hatten. Das waren 76 % der Professoren jedoch nur 57 % der Professorinnen. Demgegenüber finanzierten 38 % der befragten Professorinnen aber nur 24 % der Professoren ihre Promotion durch ein Stipendium. Insgesamt mussten anteilig mehr Frauen als Männer auf unvorteilhaftere Finanzierungen zurückgreifen. Mit 9 % waren Wissenschaftlerinnen zu einem Drittel häufiger auf die finanzielle Unterstützung der Familie angewiesen als ihre männlichen Kollegen.

Dieses Muster wiederholt sich, wenn auch in leicht modifizierter Form, für die Habilitation. 81 % der Frauen und 87 % der Männer hatten während dieser Phase eine Stelle an einer Universität oder einem Forschungsinstitut inne. Wiederum liegt der Anteil der Frauen bei der Finanzierung durch ein Stipendium mit 26 % über dem Niveau der Männer (15 %). Andere Finanzierungsformen spielen keine so gewichtige Rolle mehr.

Nicht nur die Art der Finanzierung, sondern auch die Kontinuität des akademischen Karriereverlaufs stellt einen wichtigen Faktor dar. 21 % der Wissenschaftlerinnen im Gegensatz zu 12 % ihrer männlichen Kollegen unterbrachen ihre Karriere während oder im Anschluss an ihre erste akademische Anstellung für mehr als sechs Monate. Kinderbetreuung war der von Professorinnen am häufigsten genannte Grund für eine Karriereunterbrechung. 41 % der Professorinnen, die ihre Karriere für mehr als sechs Monate unterbrachen, taten dies, um ihre Kinder zu betreuen. Dies war für keinen der männlichen Befragten der Fall. 2 % der Professorinnen gaben an, ihre Karriere unterbro-

chen zu haben, um Familienangehörige zu pflegen. Auch dies war für keinen der befragten Professoren ein Grund für eine Karriereunterbrechung. Für die männlichen Befragten war Arbeitslosigkeit der am häufigsten genannte Grund für eine Karriereunterbrechung (20 %), für die Professorinnen war dies der zweithäufigste Grund (15 %). Neben dem Faktor Arbeitslosigkeit waren die Suche nach einer anderen interessanten Beschäftigung (11 % der Professoren und 1 % der Professorinnen) sowie finanzielle Gründe (11 % der Professoren und 4 % der Professorinnen) weitere wichtige Gründe für die männlichen Befragten ihre Karriere zu unterbrechen. Während Frauen also vorrangig aus familiären Gründen ihre Karriere unterbrachen, so waren für die männlichen Befragten eher berufliche oder finanzielle Gründe ausschlaggebend. Die obig bereits diskutierten traditionellen Rollenmuster bleiben demnach nicht folgenlos für die Kontinuität akademischer Karrierewege.

... und auf eine helfende Hand

Für die Einbindung in akademische Netzwerke haben auch Bezugspersonen (Mentoren) eine herausragende Bedeutung. Mentoren können aufgrund eigener Erfahrung relevantes Wissen hinsichtlich zu treffender Entscheidungen auf dem Karriereweg weitergeben und stellen eine wichtige Ressource für den akademischen Nachwuchs dar. Sowohl weibliche als auch männliche Befragte maßen professionellen Netzwerken sowie in-

tensivem Kontakt mit Kolleginnen und Kollegen eine hohe Bedeutung für den beruflichen Erfolg bei. Gut ein Drittel der Befragten (32 % der Professorinnen und 34 % der Professoren) meinten, dass neben ihren wissenschaftlichen Meriten persönliche Kontakte für das Erlangen ihrer Professorenstelle wichtig waren. 28 % der Professorinnen und 20 % der Professoren sahen auch in einer früheren Zusammenarbeit mit WissenschaftlerInnen an ihrer jetzigen Universität einen Faktor für den Erhalt der momentanen Professur.

Über 80 % der Befragten gaben an, dass sie während ihrer akademischen Karriere über einen Mentor im professionellen Umfeld verfügten, von dem sie lernten, betreut oder gefördert wurden. Der größte Anteil der Mentoren waren Lehrstuhlinhaber an jenen Instituten, an denen die Befragten zum jeweiligen Zeitpunkt gearbeitet haben. Insgesamt 73 % der Frauen wurden durch einen Lehrstuhlinhaber gefördert (davon 64 % von einem männlichen und 9 % von einem weiblichen). Bei den männlichen Befragten wurden 73 % von einem männlichen Lehrstuhlinhaber und 4 % von einem weiblichen gefördert. Interessant ist, dass der Anteil von weiblichen Mentoren in Bezug auf Lehrstuhlinhaberinnen bei den befragten Frauen mehr als doppelt so hoch ist wie bei den befragten Männern. Wichtige Unterstützung ging auch von ProfessorInnen anderer Institute aus. Hierbei gaben 14 % der Professorinnen aber nur 6 % der Professoren an, von einer Professorin an einem anderen Institut gefördert worden zu sein.

Mentorenbeziehungen

	Lehrstuhlinhaber oder Professor	Lehrstuhlinhaberin oder Professorin	Kollege	Kollegin
Am eigenen Institut				
M	73 %	4 %	35 %	11 %
W	64 %	9 %	33 %	21 %
An einem anderen Institut				
M	39 %	6 %	28 %	8 %
W	40 %	14 %	25 %	15 %

Das Konzept von Mentorenschaft umfasst für gewöhnlich nicht den privaten Bereich. Es erschien dennoch sinnvoll, die Hilfe- und Unterstützungsleistungen aus dem privaten Umfeld in den Blick zu nehmen. Hierbei wurden deutliche Differenzen sichtbar. 43 % der befragten Wissenschaftlerinnen, aber nur 32 % ihrer männlichen Kollegen gaben an, vom eigenen Partner bzw. der Partnerin unterstützt und gefördert worden zu sein. Dieser Unterschied erklärt sich zum großen Teil daraus, dass rund ein Drittel der befragten Professorinnen in einer Partnerschaft mit einem Hochschullehrer

lebt, während lediglich 5 % der männlichen Befragten mit einer Professorin zusammenleben. Die Unterstützungsleistungen von Familie und Freunden wurde von den befragten Professorinnen ebenfalls höher eingeschätzt als von ihren männlichen Kollegen. 38 % der Professorinnen im Gegensatz zu 23 % der Professoren meinten, dass sie von Freunden „unterstützt, trainiert und gefördert“ wurden. Bezüglich von Familienmitgliedern stimmten 36 % der weiblichen Befragten aber nur 22 % der Professoren dieser Aussage zu.

„Markteintrittskosten“

Die eher traditionellen Rollenmuster im privaten Bereich (siehe oben) vermittelten bereits einen Eindruck von stark divergierenden Lebenswelten von Professorinnen und Professoren. Frauen scheinen jedoch nicht nur im privaten, sondern auch im professionellen Umfeld andere Voraussetzungen vorzufinden als ihre männlichen Kollegen. Die Daten zeigen, dass mehr als die Hälfte der befragten Wissenschaftlerinnen (52 %) der Ansicht sind, mehr Leistungen erbringen zu müssen als ihre

männlichen Kollegen. So ist es nicht verwunderlich, wenn Professorinnen auch häufiger Symptome von Überarbeitung verspüren. 27 % der befragten Professorinnen, im Gegensatz zu 11 % ihrer männlichen Kollegen, gaben an, oft oder sehr oft Erschöpfung, Ängste oder Abgeschlagenheit zu verspüren. Wichtigste Überlastungsfaktoren im professionellen Bereich waren für beide Geschlechter administrative Tätigkeiten (65 % der Professorinnen und 59 % der Professoren) sowie die Arbeit in Kommissionen (57 % der Professorinnen und 47 % der Professoren).

Wie häufig fühlen Sie sich durch einen oder mehrere der folgenden Faktoren überlastet?

		Gar nicht	Selten	Gelegentlich	Oft	Sehr oft
Lehrtätigkeit						
	M	26 %	30 %	28 %	13 %	1 %
	W	22 %	20 %	31 %	16 %	10 %
Forschung						
	M	34 %	35 %	16 %	11 %	2 %
	W	36 %	25 %	21 %	11 %	4 %
Administrative Tätigkeiten						
	M	4 %	9 %	27 %	31 %	27 %
	W	5 %	7 %	21 %	32 %	33 %
Arbeit in Kommissionen						
	M	4 %	20 %	29 %	27 %	20 %
	W	5 %	12 %	23 %	34 %	23 %

Gleichzeitig haben die befragten Wissenschaftlerinnen eher das Gefühl, Verzichtleistungen für ihre Karriere erbracht zu haben. So meinte über die Hälfte der Frauen, aber nur 40 % der männlichen Befragten, sehr oft Opfer im Bereich Freizeit geleistet zu haben. Mit 58 % gaben 13 % mehr Professorinnen als Professoren an, dass sie oft bis sehr oft an Zeit für soziale Kontakte und Freundschaften sparen mussten, um dorthin zu gelangen, wo sie heute sind. 43 % der Professorinnen und 39 % ihrer männlichen Kollegen gaben an, an gemeinsamer Zeit mit dem Partner sparen zu müssen. 26 % der Professorinnen erlebten es als notwendig, für das berufliche Weiterkommen den Kinderwunsch zurückzustellen, was nur für 10 % der Professoren der Fall war.

Es hat also den Anschein, dass die work-life-balance für Frauen aus den Fugen zu geraten droht. Professorinnen sehen sich mit höheren professionellen Anforderungen als ihre männlichen Kollegen konfrontiert und empfinden stärker das Gefühl, Opfer für ihre Karriere erbracht zu haben. Doch auch in diesem Punkt gestaltet sich das Bild etwas komplexer. Obwohl die weiblichen Befragten in einem höheren Maße auf Verzichtleistungen hinwiesen, so betonten sie den Konflikt zwischen Privat- und Berufsleben nicht stärker als ihre männlichen Kollegen. Danach befragt, ob die an

sie gerichteten Anforderungen aus dem Berufsleben auf der einen, und dem Familienleben und der Partnerschaft auf der anderen Seite als konfliktierend empfunden werden, bejahten dies 36 % der Frauen und 37 % der Männer.

Interessant ist auch, dass die befragten Wissenschaftlerinnen etwas erfolgreicher bei der Bewerbung um die erste Professur waren. 37 % der Professorinnen aber nur 31 % der Professoren erhielten ihre erste Professur bereits nach der ersten Bewerbung. Insgesamt benötigten 60 % der Wissenschaftlerinnen einen bis drei Bewerbungsversuche um ihre erste Professur zu erhalten. Dies glückte nur 53 % der Professoren. Demgegenüber waren für 19 % der befragten Frauen und 23 % der Männer zehn und mehr Bewerbungen für ihre erste Professur notwendig. Nach der Zufriedenheit mit dem eigenen Karriereverlauf befragt, waren mehr als drei Viertel der Befragten zufrieden. 45 % der Professorinnen und 50 % der Professoren gaben an, mit ihrer Karriere zufrieden zu sein. 32 % der befragten Wissenschaftlerinnen und 29 % ihrer männlichen Kollegen waren sehr zufrieden. Für eine akademische Karriere würden sich 81 % beider Geschlechter wieder entscheiden. Lediglich 8 % der Professorinnen und 9 % der Professoren bereuten ihre Karrierewahl.

Ein komplexes Bild

Die Ergebnisse der Befragung deutscher ProfessorInnen vermitteln ein komplexes und teilweise sogar paradoxes Bild der Karriereverläufe und Anforderungsprofile. Generell können folgende Punkte festgehalten werden:

Beim Übergang von der Promotion zur Habilitation setzt eine Verlangsamung weiblicher Karriereverläufe ein, die sich bis zur ersten Professur fort-schreibt.

Die familiäre Situation der Hochschullehrerinnen ist durch einen höheren Anteil von Ledigen oder Geschiedenen gekennzeichnet. Die Realisierung des Kinderwunsches ist für viele Professorinnen nur durch externe Kinderbetreuung oder einen zeitweiligen Ausstieg aus der Karriere zu realisieren.

Die Finanzierung durch eine Anstellung an einer Universität oder einem Forschungsinstitut ist ein sicherer Weg zur Professur. Die befragten Wissenschaftlerinnen waren jedoch stärker auf Stipendien, familiäre Unterstützung oder privatwirtschaftliche Einnahmequellen angewiesen als ihre männlichen Kollegen.

Mentoren oder generell Personen die Betreuung und Unterstützung leisteten, waren für Befragte beider Geschlechter wichtig. Für die Mentorenbeziehungen zeichnet sich dabei ein Trend zum same-sex Mentoring ab. Die Professorinnen verwiesen im Kontrast zu ihren männlichen Kollegen häufiger auf die Unterstützungsleistungen von Familienmitgliedern, Freunden oder Partnern bzw. Partnerinnen.

Verzichtsleistungen für die Karriere sowie Überlastungserscheinungen wurden von den Professorinnen häufiger benannt als von Professoren.

Obwohl die weiblichen Befragten Verzichtsleistungen und Symptome von Überarbeitung stärker betonten als ihre Kollegen, unterscheiden sich Professorinnen und Professoren nicht wesentlich in ihrer Zufriedenheit mit der Berufswahl und dem Karriereverlauf sowie der Wahrnehmung eines Konflikts zwischen Privat- und Berufsleben. Es zeigt sich also das Paradox, dass Frauen auf der einen Seite auf höhere Verzichtsleistungen hinweisen, andererseits den Konflikt der Lebenssphären weniger intensiv wahrnehmen. Wissenschaftlerinnen scheinen demnach im Laufe ihrer beruflichen Sozialisation andere Anspruchs- und Erwartungshaltungen als ihre männlichen Kollegen zu entwickeln.

Frauen, die in einem männlich dominierten Umfeld arbeiten und sich dabei mit Isolation und höheren Anforderungen konfrontiert sehen, entwickeln andere Anspruchs- und Erwartungshaltungen als ihre männlichen Kollegen. Professorinnen verzichten nicht nur in höherem Maße, sie sind auch eher

dazu bereit. Eine deutliche Trennung von Beruf und Privatleben, die für die männlichen Kollegen möglich ist, scheint für Wissenschaftlerinnen nicht oder nur schwer realisierbar. Die Befragungsergebnisse zeugen von einer starken Verflechtung von beruflicher und privater Sphäre der weiblichen Befragten. Die Dominanz familiärer Gründe für eine Karriereunterbrechung sowie die Unterstützungsleistungen von Familie, Freunden und Partnern illustrieren dies deutlich. Diese Verflechtung begünstigt eine Verschiebung des Lebensmittelpunktes ins Berufsleben und lässt den Anspruch auf Erfüllung im privaten Bereich absinken. In der Konsequenz nehmen Professorinnen, trotz höherer Verzichtsleistungen, den Konflikt zwischen den Lebenssphären weniger drastisch wahr. Es ist demnach die Anpassung an strukturelle Zwänge der universitären Umwelt, die das Anspruchsniveau im Privatbereich absinken und beruflich verursachte Einbußen an Handlungsfreiheiten für Frauen weniger konfliktträchtig erscheinen lässt. Diskriminierende Strukturen an Hochschulen wirken somit nicht nur auf Geschwindigkeit und Erfolg weiblicher Karriereverläufe, sondern prägen gleichzeitig die Balance zwischen unterschiedlichen Lebenssphären.

Literatur

- Cole, Jonathan/Zuckerman, Harriet (1991): Marriage, Motherhood and Research Performance in Science. In: Zuckerman, Harriet/Cole, Jonathan R./Bruer, John T. (Hrsg.): *The outer circle. Women in the Scientific Community*. New York: Norton, S.157-170.
- BLK (Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung) (2002): *Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen*. Sechste Fortschreibung des Datenmaterials. Bonn: BLK.
- ETAN (European Commission, Working Group on Women and Science) (2000): *Science Policies in the European Union: Promoting Excellence through Mainstreaming Gender Equality*. Luxemburg: European Commission Publications.
- OECD (2000): *Education at a Glance. OECD indicators*. Paris: OECD.
- Statistisches Bundesamt (2000): *Angefragter Datensatz*.
- Statistisches Bundesamt (2003): *Hochschulen: Frauenanteil in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn*. Im Internet: <http://www.destatis.de/basis/d/biwiku/hochtab8.htm> (Stand: 09.12.2003)

Netzadressen

Zum WKA-Projekt:
www.wissenschaftskarriere.de
 Zum europäischen Vergleich:
www.women-eu.de

Kontakt und Information

Anett Schenk
 Lund University
 Department of Sociology
 Box 114
 22100 Lund
 Sweden
 Tel: +46 462 22 42 73
anett.schenk@soc.lu.se

Felizitas Sagebiel, Gabriele Hoeborn

Männlichkeit in den Ingenieurwissenschaften Europas – Theorie, Empirie und Veränderungspotenziale¹

Der niedrige Frauenanteil in technischen und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen Westeuropas (ETAN Bericht) und der daraus resultierende geringe Anteil an Ingenieurinnen im Berufsleben, war Anstoß für das EU-Projekt INDECS. Untersucht wurde vor allem der Einfluss des Faktors ‚Interdisziplinarität‘ auf die Frauenquote in den technischen Fächern beim Eintritt in das Studium, dem Verbleib und dem Erfolg. Innovative Lehrmethoden und -stile und monoedukative Studienelemente waren ein weiterer Fokus.

Dokumentenanalyse von homepages und leitfadensorientierte Interviews, die mit ExpertInnen aus Hochschule und Wirtschaft geführt wurden, bildeten u. a. das Datenmaterial, um den Einfluss des Faktors ‚Interdisziplinarität‘ auf die Frauenquote in technischen Fächern zu erforschen. Anhand von Case-Studies zu ausgewählten Studiengängen sollten mögliche Erfolgskriterien zur Erhöhung des Frauenanteils aufgezeigt werden (Best Practice).

Die theoretische Reflexion konzentriert sich einerseits auf Erklärungen des geringen Frauenanteils in den ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen und auf Veränderungsansätze andererseits.

1 Forschungsstand

Die Geschlechtersegregation in der Studiengangswahl und im Berufsleben war vielfach Gegenstand von Forschung und Veränderungsbemühungen. Die Kultur in den Ingenieurwissenschaften stellte sich dabei als ein zentraler Faktor des Widerstands gegen die Auflösung der Barrieren für Frauen heraus, wobei in letzter Zeit auf europäischer Ebene gender mainstreaming einen neuen Gegenimpuls setzte. Aus dem ETAN Bericht geht hervor, dass fast in allen EU Mitgliedsstaaten Frauen sowohl in Mathematik als auch in Computerwissenschaften (Informationstechnologie) und in den Ingenieurwissenschaften und der Architektur (mit Ausnahme von Deutschland) unterrepräsentiert sind. Mädchen scheinen Wissenschaften zu bevorzugen, die mit Natur, Menschen und sozialen Gegenständen zu tun haben (ETAN 2000: 58). Um diese Geschlechtersegregation aufzuheben, scheinen deshalb die Veränderung der Curricula und der

Organisationskultur im Studium von hervorragender Bedeutung zu sein.

1.1 Europäische innovative Aktivitäten und Forschungen über Frauen in den Ingenieurwissenschaften

In den letzten 20 bis 30 Jahren sind zahlreiche Pilotprojekte und -aktivitäten durchgeführt worden, um die Anzahl der Studentinnen in den Ingenieurwissenschaften zu erhöhen (Diegelmann et al. 1996, Roloff 1990, Wächter 1999, Wissenschaftliches Sekretariat für die Studienreform im Land Nordrhein-Westfalen 2000). Der Bericht der gemeinsamen Kommission für Curriculum-Reform in Nordrhein-Westfalen (Wissenschaftliches Sekretariat für die Studienreform im Land Nordrhein-Westfalen 2000) enthält eine Anzahl von Empfehlungen und Kurzbeschreibungen zahlreicher Reformprogramme im ingenieurwissenschaftlichen Studium in Deutschland.

Auf der Grundlage der Geschlechterdifferenzen und der Theorie weiblicher Sozialisation starteten in den 90er Jahren mehrere Initiativen, um die vermuteten Defizite der Mädchen auf technischem Gebiet zu kompensieren. Beispiele sind Girls Days, Sommeruniversitäten mit speziellen Programmen für weibliche Studierende, um Natur- und Ingenieurwissenschaften kennen zu lernen, Mentoring speziell für Studentinnen in allen Studienentscheidungssituationen. Die Forschung konzentrierte sich auf die Evaluation dieser Maßnahmen. Die meisten Programme setzen in der Schule an beim Übergang von der Schule zur Universität. In der Regel werden lokale und regionale Akteure und Institutionen wie Schulen, Universität und Firmen/Arbeitgeber einbezogen. Doch diese Maßnahmen reichen alleine nicht aus: "This is not surprising: on the whole they are one-off, 'stand alone' measures and are unable to change the wider cultural context in which they are located. So, while such initiatives are to be welcomed, they need to be part of a broader strategic approach" (ETAN 2000: 63).

Das europäische CuWaT Programm konzentrierte sich auf die Entwicklung pädagogischer Veränderungen und bezog das Lehrpersonal für Technologie, Ingenieurwissenschaften und Computerwissenschaft ein. Interdisziplinäre Inhalte und

¹ Die Veröffentlichung geht auf das EU-Projekt INDECS - www.INDECS.uni-wuppertal.de - zurück, das als sog. „accompanying measure“ vom 2001 bis 2002 durchgeführt wurde und bei dessen Beantragung für den deutschen Part die Studentin der Sozialwissenschaften Jennifer Dahmen mitgewirkt hat.

Gruppen- beziehungsweise Projektarbeit scheinen Frauen zur Fortsetzung ihrer Studien zu motivieren (Collmer 2000).

Nicht Defizite im abstrakten Denken und Ähnliches hält Frauen von Technikstudiengängen ab, sondern die Inhalte und das Klima, die in den Institutionen vorherrschen und die eine Atmosphäre „dominanter Maskulinität“ schaffen (Hoeborn 1990, Janshen 1990, Kahlert/Mischau 2000, Metz-Göckel/Schmalhaf-Larsen/Belinszki 2000, Roloff 1989, Sagebiel 1988, Schwarze/Webler 1998, Vogel/Hinz 2000).

Die deutschen monoedukativen Studienmodelle an Fachhochschulen (Michel/Kottmann) bieten eine alternative Organisationsumwelt. So genannte Modellprojekte gibt es beziehungsweise gab es in Aachen (Ihsen 1996), Bielefeld (Schwarze 1999), Bremen (Viereck 2002), Paderborn (Möller 1999), Stralsund (Jordanow, Wilhelmshaven (Gransee 2000, Siegle 2000).

1.2 Außereuropäische Forschungen über Frauen in den Ingenieurwissenschaften

Die Unterrepräsentation von Frauen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften sind auch Gegenstand zahlreicher Forschungen in Nordamerika und Australien. Mehr als 8000 männliche und weibliche Studierende der Ingenieurwissenschaften von 29 Ausbildungsinstitutionen in den USA sind im WEPAN Policy Climate Survey sind über die Studienbedingungen befragt worden. Der Mangel an Selbstvertrauen in die intellektuellen Fähigkeiten basierend auf geringem Selbstwert aufgrund des Minderheitenstatus ist der bedeutendste Faktor in der nordamerikanischen Forschung (Adelman 1998, Crawford/MacLeod 1990, Rayman/Brett 1995, Sandler/Hall 1984, Seymour/Hewitt 1997). Männer werden weniger beeinflusst durch schlechte Lehre, Organisation des Studienmaterials und langweilige Inhalte.

Der US National Council for Research on Women report (Thorn 2000) hebt besonders die Bedeutung des ersten Studienjahres für Frauen in den Ingenieurwissenschaften hervor. Da Frauen erst mit der Zeit Interesse an Ingenieurwissenschaften entwickeln, sind die typischen 'Killer'-Prüfungen im ersten Jahr, die dazu gedacht sind, Studierende auszusortieren, kontraproduktiv für das Durchhalten des Studiums. Auch reicht es nicht, die Anzahl der Frauen in den Ingenieurwissenschaften zu erhöhen wie Etkowitz et al. meinen: "We have found that 'critical mass' is meaningless when women are isolated and unknown to each other, when affiliation with other women is too stigmatising, or the female faculty model available reflects an archaic, male stereotype impossible to

emulgate or incorporate into a contemporary professional identity" (Etkowitz et al. 2000: 245).

Die Analyse der männlichen Ingenieurkultur in der Ausbildung hat in Australien zur Forderung der Einbeziehung der kooperativen Männer im Personal und bei den Studenten bei der Einleitung von Veränderungen wie der Entwicklung von geschlechtergerechten Curricula geführt (McLean et al. 1996, Lewis/Copeland 1999).

1.3 Ausgangssituation und Forschungspotenzial der europäischen ProjektpartnerInnen

Das außerordentlich interdisziplinäre Forschungsteam (Natur-, Ingenieur und Geistes- und Sozialwissenschaften) brachte einschlägige Forschungserfahrungen über Frauen und Technik (Cronin/Cooper/Roger 1997; Hoeborn 1990; Sagebiel 1988; Wächter 2000), einschlägige Lehr- und Organisationserfahrungen (französisches Team) und Praxisbezüge (finnische Weiterbildungseinrichtung, griechischer Ingenieurinnenverband) mit. Der mitteleuropäische Partner Slowakische Republik nimmt als ehemaliges sozialistisches Land eine Sondersituation ein mit zahlreichen Studentinnen und Absolventinnen der Ingenieurwissenschaften. Zur gleichen Zeit blieb allerdings im Unterschied zu den übrigen Ländern hier dennoch das Geschlechterbild stärker von Religiosität und Tradition bestimmt und strukturiert.

2 Entwurf und Durchführung des INDECS Projektes

INDECS ist die Abkürzung für INterdisciplinary Degree Courses in Engineering, Information, Technology, Natural and Socio-Economic Sciences in a Changing Society. Dieses Projekt lief von Anfang August 2001 bis Ende Juli 2002. Sieben Europäische Nationen waren beteiligt: Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Österreich und die Slowakische Republik².

2.1 Forschungs-Hypothesen

Auf der Basis des aktuellen Forschungsstands wurden drei Hypothesen entwickelt.

2.1.1 Interdisziplinarität

Erstens wurde die Hypothese formuliert, dass die Attraktivität eines ingenieurwissenschaftlichen Studienganges erhöht werden kann, wenn dem Curriculum eines traditionellen klassischen Studiengangs (z. B. Bauingenieurwesen) nicht-technische Anteile zugefügt werden.

² Eine ausführliche Beschreibung mit den entsprechenden Ergebnissen des Projektes ist auf der Homepage www.INDECS.uni-wuppertal.de zu finden.

2.1.2 Monoedukation

Nach der zweiten Hypothese erhöht die Integration monoedukative unterrichteter technischer Fächer die Attraktivität ingenieurwissenschaftlicher Studiengänge.

2.1.3 Innovative Lehrmethoden

Die dritte Hypothese beinhaltet, dass innovative Lehrmethoden (z. B. projektorientiertes Lernen, kleine Lerngruppen) die Ingenieurwissenschaften attraktiver machen. Nichttraditionelle Lehrinhalte durch Spezialisten verändern zusätzlich die Studienatmosphäre, insbesondere für weibliche Studierende.

Ergänzend zur Erfassung der Attraktivität von innovativen ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen wurde die Akzeptanz seitens der Verantwortlichen in der Hochschule bei Vertretern potenzieller Arbeitgeber untersucht.

2.2 Praktische Durchführung des Projektes

Unter Berücksichtigung der Arbeitskräfte und der finanziellen Ressourcen wurden qualitative, international vergleichende Fallstudien durchgeführt und durch unterschiedliche nationale Partner koordiniert. Unter dem Gesichtspunkt der Interdisziplinarität wurden folgende Studiengänge festgelegt:

- Bauingenieurwesen und X
- Maschinenbau und X
- Wirtschaftsingenieurwesen und X
- Informatik and X.

X ist interdisziplinäre Komponente, die in den klassischen traditionellen Studiengang integriert ist: Inhalt von X, z. B. Sozialwissenschaften, Sprachen, Unternehmensführung, Beginn nichttechnischer Inhalte im Curriculum, Größe von X (mindestens 25 %) und Lehrmethoden und -inhalte.

Dokumentenanalysen von Homepages bildeten die Grundlage der Fallstudien. Die Attraktivität eines Studienganges für weibliche Studierende wurde auf Basis der Anzahl der Studentinnen ermittelt. Zur Überprüfung der Akzeptanz von interdisziplinären Studiengängen wurde ein Fragebogen entwickelt, der in Form eines ExpertInneninterviews von Arbeitgebern aus der Wirtschaft, von Vertretern der Berufsverbände und Vertretern aus den Hochschulen beantwortet wurde.

2.3 Beispiele der Fallstudien

Ausgewählt wurden zwei Beispiele, die hier kurz vorgestellt werden, zum einen ein traditioneller ingenieurwissenschaftlicher Studiengang mit interdisziplinär erweitertem Curriculum, zum anderen Informatik mit sowohl interdisziplinär erweitertem Curriculum als auch monoedukativen Ansätzen und innovativen Lehrmethoden.

2.3.1 Bauingenieurwesen und X

In der ersten Fallstudie wurden bauingenieurwissenschaftliche Studiengänge in Deutschland, Frankreich und Großbritannien verglichen. Die nachfolgende Tabelle zeigt die ausgewählten Studiengänge und Hochschulen.

Tabelle 1: Studiengänge und Hochschulen für Fallstudie I

Ausgewählter Studiengang	Hochschule
Bauing. + Wirtschaftswirtschaftsing.	Technische Universität Braunschweig (D)
Bauing. + Städtebau	INSA Lyon (F)
Bauing + Architektur	Univ of Glasgow (UK)
Bauing. (Kontrollgruppe)	Technische Universität Braunschweig (D)
Ausgewählter Studiengang	Hochschule
Bauing. + Wirtschaftswirtschaftsing.	Technische Universität Braunschweig (D)

D-Deutschland, F-Frankreich, UK-Großbritannien

Ausschlaggebend für die Auswahl war, dass es sich um jeweils drei charakteristische Universitäten für die drei Länder handelt und die Anzahl der weiblichen Studierenden höher ist als der nationale Durchschnitt. Außerdem sollte beim Inhalt und der Philosophie des Studienganges die Interdisziplinarität eine herausragende Rolle spielen. Der Studiengang Wirtschaftsingenieur – Schwerpunkt Bauingenieurwesen ist ein interdisziplinärer

Studiengang, der parallel zu dem traditionellen Studiengang Bauingenieurwesen existiert. Die Studierenden werden in den technischen und in den ökonomischen Fächern gleichermaßen ausgebildet. Das Fach Bauingenieurwesen an INSA (Lyon, Frankreich) hat einen Vertiefungsschwerpunkt Städtebau mit signifikanten Teilen an Sozial- und Humanwissenschaften eingeführt. An der Universität von Glasgow existieren zwei entspre-

chende Studiengänge Bauingenieurwesen und Bauingenieurwesen mit Architektur.

In Braunschweig handelt es sich beim Studiengang Wirtschaftsingenieurwesen um ein 10-semestriges Studium in zwei Studienphasen und mit einem von Anfang an interdisziplinären Curriculum. In Lyon gliedert sich das Studium ebenfalls in zwei Abschnitte. Der erste dauert zwei Jahre und umfasst eine generelle Ausbildung in Naturwissenschaften, Sprachen und Humanwissenschaften. Dieser Abschnitt ist identisch für alle Studierenden unabhängig von ihrer späteren Spezialisierung. In Glasgow ist das Curriculum vom Studienbeginn an interdisziplinär. In den ersten beiden Jahren wählen die Studierenden zusätzlich Sprachen und Management.

Der Studiengang Wirtschaftsingenieurwesen in Braunschweig ist im Fachbereich Bauingenieurwesen angesiedelt. Viele Lehrveranstaltungen und viele Lehrende sind identisch mit dem traditionellen Studiengang. Die Hochschullehrer sind männlich, im Mittelbau gibt es auch weibliche Lehrende. In Lyon besteht das Lehrteam im Bereich Städtebau als ein Vertiefungsgebiet für Bauingenieurwesen aus zwei HochschullehrerInnen (ein Mann und eine Frau) und vier DozentInnen (zwei Männer und zwei Frauen). Alle sechs sind Vollzeitangestellte im Fachbereich Bauingenieurwesen. Ihre Fächer sind Stadt-Soziologie und Stadtplanung. Die restlichen Fächer in Sozial- und Humanwissenschaften werden durch Lehrende von außerhalb des Fachbereiches vertreten.

An der Universität von Glasgow werden die interdisziplinären Architekturanteile von der MacIntosh School of Art unterrichtet. Bei diesem interdisziplinären Studiengang wird das traditionelle Fach Geologie im ersten Jahr ersetzt durch Architektur, alle anderen Fächer werden parallel zum klassischen Studiengang unterrichtet.

In Braunschweig sind die Lehrmethoden im interdisziplinären und im traditionellen Studiengang gleich: Gruppenarbeit, Projektarbeit, integrierte Exkursionen, kleine Gruppen für technische Versuche und klassische Vorlesungen. Dies sind die typischen ingenieurwissenschaftlichen Lehrmethoden, wie sie auch in Lyon und Glasgow vertreten werden.

In Braunschweig hat sich der Anteil der weiblichen Studierenden im interdisziplinären Studiengang auf ca. 30 % gesteigert und liegt damit über dem deutschen Durchschnitt. Dies ist sicherlich auch durch die Frauenförderprogramme³ in den Ingenieurwissenschaften zu erklären, die die Barriere Frauen-Technik in Braunschweig herabsetzen. Auf der anderen Seite hat dieser Studiengang eine hohe AbbrecherInnenquote (38 %) für Frauen im ersten Jahr, die vielleicht durch die Anbindung an einen traditionellen ingenieurwissenschaftlichen Fachbereich zu erklären ist. In Lyon liegt der durchschnittliche Anteil weiblicher Studierender bei 30 %, im betrachteten Studienschwerpunkt Städtebau liegt er bei 65 %. Dies deutet auf eine große Attraktivität des Studienganges für weibliche Studierende hin. In Frankreich gibt es fast keine StudienabbrecherInnen. Der Studiengang in Glasgow hat 33,3 % weibliche Studierende, der nationale Durchschnitt für Bauingenieurwesen liegt bei 14,9 %, der für Architektur bei 25,5.

Die Akzeptanz von AbsolventInnen des Studienganges Wirtschaftsingenieurwesens scheint hoch zu sein. Ein offizieller Vertreter der Hochschule versicherte, dass die Arbeitgeber die AbsolventInnen des Studienganges akzeptieren und bevorzugt einstellen. Eine Managerin eines großen deutschen Industrierwerkes bestätigte uns die hohe Akzeptanz von Wirtschaftsingenieuren, unter der Voraussetzung einer fundierten technischen Ausbildung. IngenieurIn zu sein, bedeutet in Frankreich ein sehr hohes Image und Prestige zu haben. Von daher werden alle AbsolventInnen von INSA in sehr großem Maße von den Arbeitgebern akzeptiert. Über die Akzeptanz durch Arbeitgeber von AbsolventInnen in Glasgow liegen keine Informationen vor.

2.3.2 Informatik und X

In der zweiten Fallstudie wurden Informatikstudiengänge in Deutschland, Finnland und Österreich verglichen. Die nachfolgende Tabelle zeigt die ausgewählten Studiengänge und Hochschulen.

Tabelle 2: Studiengänge und Hochschulen für Fallstudie II

Studiengang	Hochschule
Informationsmanagement	Fachhochschule Graz (A)
Internationaler Frauenstudiengang Informatik	Fachhochschule Bremen (D)
Kommunikationsing. (AnwenderInnenfreundliche Informationstechnologie)	Technische Universität Helsinki (Fi)
	Fi-Finnland, D- Deutschland, A-Österreich

³ In der Technischen Universität Braunschweig gibt es die Projekte „Technik zum Begreifen“ und „Stepp in“ für interessierte Schülerinnen. Spezielle Aktionen zur Frauenförderung werden durchgeführt, z. B. Informatikkurse für Schülerinnen, Kooperationen mit Schulen, Praktika für Schülerinnen an der Universität, Besuch technischer Werke mit Schülerinnen (z. B. Volkswagen).

Der internationale Frauenstudiengang Informatik in Bremen offeriert eine alternative Atmosphäre und Kultur für ein Technik Studium. Er ist nicht nur weitestgehend monoedukativ, sondern zudem auch international, das heißt, ein Auslandsstudium ist verpflichtend. Der Studiengang Informationsmanagement in Graz zeichnet sich durch eine Mischung von ingenieurwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Elementen aus.

Der finnische Studiengang Kommunikationsingenieurwesen in Helsinki hat nicht-technische Komponenten eingeführt, die die Qualität und den Erfolg von Telekommunikationsservice auf dem Verbrauchermarkt erhöhen sollen. Der Ansatz ist verbraucherorientiert und basiert auf psychologischen Ansätzen.

In Bremen können die Studierenden ihren Anteil an sozio-ökonomischen Fächern selbst festlegen, er kann zwischen 22,1 und 34,5 % variieren. Entsprechend beträgt der Anteil von natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern zwischen 77,9 und 65,5 %. In Graz ist das Curriculum festgeschrieben auf 25 % Ökonomie. Im 6. Semester wird ein interdisziplinäres Projekt durchgeführt. Ein praktisches Semester im Ausland ist verpflichtend, ebenso wie die Lehrveranstaltung „Die sozialen Aspekte der Informationsgesellschaft“ im 8. Semester. Der Studiengang in Helsinki hat ein flexibles Curriculum und startet mit den nicht-technischen Fächern bei Studienbeginn. Er beinhaltet 34 % sozio-ökonomische Fächer und weitere 13 % Vertiefungsfächer.

Der internationale Frauenstudiengang in Bremen ist im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften angesiedelt und fällt durch seine frauenfördernde Kultur und Atmosphäre auf. Es handelt um einen 5-jährigen Modellversuch, der nach Evaluation der Attraktivität und Akzeptanz verlängert werden kann. Der Studiengang in Graz ist Teil des regulären Studienbetriebs an der Fachhochschule. Auffallend ist eine Abnahme der interessierten Frauen von der Anzahl der Informationsanforderungen, über die Einschreibung zu den Aufnahmeprüfungen bis zur Aufnahme des Studiums. In Graz wurden keine besonderen Anstrengungen unternommen, eine frauenfreundliche Atmosphäre und Kultur zu schaffen, auch wenn entsprechende Fraueninformationsprogramme eingeführt wurden. In Finnland ist der Studiengang offen für Frauen und Männer, aber es existiert ein spezielles Projekt für Frauen „TiNA – Gender und technische Ausbildung“ im Fachbereich Elektro- und Kommunikationsingenieurwissenschaften. Dieses Projekt wird durch den European Social Found und den Staat unterstützt. Das Projekt richtet sich an die Frauen, die in denselben Studiengängen sind wie die Männer, sie können hier jedoch extra Hilfestellungen in einem TutorInnenprogramm erhalten.

In Bremen können jedes Jahr 30 Studentinnen eingeschrieben werden, sie werden von einer unabhängigen Kommission ausgewählt. Der Anteil der Informatikstudentinnen im nationalen Durchschnitt beträgt an den Fachhochschulen in Deutschland 17,9 % (2000). In Österreich ist er 14,1 %, wobei in Graz eine Quote von 20,9 % erreicht wurde, was die Attraktivität des Studienganges beschreibt. Auch in Finnland ist ein Anstieg von 6,4 auf 10,4 % zu verzeichnen.

In Bremen können noch keine konkreten Aussagen über die Akzeptanz gemacht werden, da noch keine Absolventinnen vorhanden sind. Da einige größere Arbeitgeber den Studiengang aber unterstützen, ist davon auszugehen, dass eine große Akzeptanz vorhanden ist. In Graz haben die Interviews gezeigt, dass die Arbeitgeber breiter ausgebildete IngenieurInnen unabhängig von ihrem Geschlecht gern einstellen. In Finnland ist es nach Beenden des Studiums problemlos möglich einen Arbeitsplatz zu finden.

2.4 Fragebogenauswertung

Die ExpertInneninterviews über die Einstellung zur Interdisziplinarität von ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen geben eine eindeutige Antwort darauf, welche Fähigkeiten bei Ingenieurinnen und Ingenieuren außer ihren technischen Fähigkeiten erwartet und gewünscht werden. An erster Stelle rangieren EU-weit „Gute Kommunikationsfähigkeiten“ mit 4,7 von 5 Punkten, es folgen sprachliche Fähigkeiten (Fremdsprachen) mit 4,6 und Konflikt-Management-Fähigkeiten mit 4,4 Punkten. Andere abgefragte Fächer wie Recht, Betriebswirtschaft, Unternehmensführung, Marketing, Sozialpsychologie von Gruppen und Organisationen, Volkswirtschaft, Techniksoziologie, Kultur und Gesellschaft, Soziologie, Designfragestellungen scheinen akzeptiert zu sein.

Im Zusammenhang mit den ExpertInneninterviews konnte bei den einzelnen Interviewpartnern, in deren Räumlichkeiten die Interviews durchgeführt wurden, auch ein Eindruck über die herrschende Atmosphäre und Kultur der Fachbereiche bzw. Unternehmen gewonnen werden.

3 Ergebnisse und praktische Empfehlungen

Die Fallstudien haben die aufgestellten Hypothesen, dass Interdisziplinarität, Monoedukation und innovative Lehrmethoden die Attraktivität eines ingenieurwissenschaftlichen Studiums für Frauen erhöhen, bestätigt. Die Akzeptanz interdisziplinärer Studiengänge ist bei Hochschulangehörigen verhaltener als bei den befragten Arbeitgebern.

vertreterInnen und ist generell bei den soft skills und Sprachen am höchsten.

3.1 Ergebnisse zur Interdisziplinarität

Die nichttechnischen Fächer waren sehr unterschiedlicher Natur und inhaltlich verschieden weit von den jeweiligen traditionellen Studiengängen entfernt. Die qualitativen Interviews haben gezeigt, dass die Arbeitgeber im Rahmen dieser Interdisziplinarität eine klare Forderung nach den sog. soft skills und nach Fremdsprachen stellen. Gemessen an der Zahl der weiblichen Studierenden halten diese ein interdisziplinäres Curriculum für attraktiver. Studiengänge mit solchen innovativen Curricula haben nicht nur eine höhere Attraktivität für Frauen, sondern auch für Männer. Damit würde das von der Industrie geforderte Potential an Arbeitskräften entsprechend ausgebildet. Vertreter der Studiengänge äußerten sich zögernder zur Umsetzung der Interdisziplinarität, heißt das doch, dass bisher unverzichtbare Studienbestandteile durch technikerne ersetzt werden müssten.

3.2 Ergebnisse zur Monoedukation

Monoedukation ist immer wieder ein Stichwort, zu dem es kontroverse Diskussionen gibt. Obwohl die Monoedukation z. B. in den USA eine lange und überaus erfolgreiche Tradition hat, gibt es in Europa heftige Widerstände. Der hier angesprochene internationale monoedukative Studiengang ist im Wesentlichen monoedukativ, es ist jedoch zu erwarten, dass in Vertiefungen in den letzten beiden Semestern koedukative Elemente dazukommen, damit ein ausreichendes Wahlangebot gewährleistet werden kann. Die bereits angesprochene frauenfreundliche Atmosphäre und Kultur wird von den Studentinnen in Bremen auch so empfunden. Und dies trägt auch wesentlich zu ihren Erfolg und Durchhaltevermögen bei.

Es kann sicherlich nicht immer eine kompletter monoedukativer Studiengang gegründet werden, aber wie auch die Forschungsergebnisse zeigen, reichen häufig schon monoedukative Elemente, um die Attraktivität der Studiengänge für die Frauen zu erhöhen und auch eine Möglichkeit zu schaffen, erfolgreich studieren zu können.

3.3 Ergebnisse zu innovativen Lehrmethoden

Der Begriff der innovativen Lehrmethoden ist nicht klar definiert, absichtlich, um möglichst viele Anregungen einfließen zu lassen. Es ist sehr schwierig die Lehrmethoden von den Lehrinhalten zu trennen, weil häufig eine gleichzeitig Änderung praktiziert wurde und wird.

Im INDECS Projekt hat sich gezeigt, dass Studiengänge, die Lehrende aus der Industrie und aus anderen Fachbereichen mit einbezogen haben, attraktiver zu sein schienen.

3.4 Praktische Empfehlungen

Die Fallstudien im INDECS-Projekt haben – wie bei EU-Projekten im besonderen erforderlich – zu einer Vielzahl von Empfehlungen, den sog. ‚deliverables‘ geführt, die im Folgenden kurz aufgeführt sind, ohne dass Prioritäten gesetzt wurden: Förderprogramme/Einstiegsprogramme für Frauen dazu gleichzeitig „Durchhalteprogramme“, interdisziplinäre Studiengänge von Studienbeginn an, Informationen über innovative Studiengänge von einem professionellen Anbieter, begleitende Erhebungen zu allen Programmen, detailliertes Erfassen des „Drop out“, Interdisziplinarität als ein Schritt im Rahmen von „life-long-learning“, Orientierung der Studiengänge am Arbeitsmarkt (Akzeptanz), geschlechterdifferenzierte Statistik aller Unternehmen, mehr monoedukative Veranstaltungen in technischen Fächern, innovative Lehrmethoden (Projekte, Kleingruppenarbeit).

4 Theoretische Reflexionen zu Gender und Ingenieurwissenschaften/Technik

Stereotype von gender und Technik existieren nach wie vor und beeinflussen die Studienwahl von Frauen, die Technik/Ingenieurwissenschaften unverändert als Männerdomäne begreifen, obgleich sich manches in der Realität geändert hat. Feministische Erklärungen nehmen einerseits Bezug auf den weiblichen Sozialisationsprozess und betonen dadurch Geschlechterdifferenzen, andererseits werden dichotome Stereotypen bei der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen verantwortlich gemacht. Die Konstruktion von Männlichkeit und Technik als männliches Gebiet kann parallel dazu betrachtet werden.

4.1 Weiblicher Sozialisationsprozess

Eine häufige Erklärung der geringen Anzahl von Frauen in den Ingenieurwissenschaften ist der *weibliche Sozialisationsprozess*⁴, der Mädchen in der frühen Kindheit davon abhält mit Werkzeugen und Maschinen zu spielen. Die Ausrichtung der weiblichen Sozialisation setzt sich fort in der Pubertät, wenn Mädchen sich an das weibliche Image anpassen, um sich nicht von ihrer Bezugsgruppe zu entfernen. Ein Merkmal dieser Periode ist es nicht zu zeigen, dass man Naturwissenschaften, Mathematik und Technik mag, weil diese als männliche Domänen gelten. Auf diesem Wege lernen Mädchen das vorherrschende weibliche

4 Helga Bilden hat in dem Handbuch für Sozialisationsforschung von Hurrelmann und Ulich (1991) Theorien weibliche Sozialisation beschrieben und kritisch analysiert.

Image zu übernehmen und von diesem Image abweichendes Verhalten zu vermeiden. Darüber hinaus neigen Mädchen dazu, sich nicht so früh und tiefgreifend von ihrer Mutter zu trennen wie Jungen und auf diese Weise ihre Identität in enger Beziehung zu der ihrer Mutter zu entwickeln (Chodorow 1985). Es ist aus diesem Grunde nicht überraschend, dass Forschungsergebnisse gezeigt haben, dass Mütter von Ingenieurinnen häufig in einem akademischen Beruf tätig sind. Auf der anderen Seite wählen Mädchen mit Hausfrauen als Müttern mit geringerer Wahrscheinlichkeit die als männlich stereotypisierten Ingenieurwissenschaften, weil sie mit dominanten weiblichen Vorbildern konfliktieren.

4.2 Soziale Konstruktion von gender und gender Segregation in den Ingenieurwissenschaften

Zu Beginn der 90er Jahre wurde die *Konstruktion der durch Geschlecht strukturierten Welt und/oder der Geschlechtersegregation in der Sozialordnung* der Fokus feministischen Denkens. Die Theorie Geschlecht wird als Ergebnis geschlechtlich definierter Prozesse begriffen. Gender/soziales Geschlecht wird durch Interaktionen im Alltag separater Welten für Frauen und Männer verstärkt. Die Sozialstruktur der *Exklusion (Ausschlusses)* ist ein Merkmal der *Geschlechtersegregation*. Obgleich es ein makrostrukturelles Phänomen ist, kann das Erleben ausgeschlossen zu sein die Ursache von Unsicherheitsgefühlen sein und das Selbstvertrauen negativ beeinflussen. Selbstvertrauen ist der bedeutendste Einzelfaktor für den Erfolg im Studium und im Beruf. Nach der Interaktionstheorie konstruieren die Menschen ihre sozialen Realitäten und Identitäten über Regeln des sozialen Lebens, kulturelle Erwartungen, Arbeitsplatznormen und Gesetze. Frauen und Männer bilden ihre *Identität* aus durch eigene Definitionen ihres Selbst in der Reaktion auf relevante andere.

4.3 Soziale Konstruktion der weiblichen Identität und der Ingenieurwissenschaften

Geschlechter- und Technikstereotypen beeinflussen mit ihren Dualismen unser Denken fundamental wie z. B.: Menschen/Technik, weiche/harte Technik, konkrete/abstrakte Ansätze, Körper/Geist. Nach Judith Wajcman werden diese Gegensätze geschlechtstypisch zugeschrieben: "Sexual ideologies and stereotypes are diverse and fluid, but such opposites as 'male/female' and 'reason/emotion' are central to Western culture. The notion that women are closer to nature than men contains various elements such as that women are more emotional, less analytical and weaker than

men. In the advanced industrial world, where scientific and technical rationality are highly valued, these associations play a powerful role in the ideological construction of women as inferior" (Wajcman 1991, 1996: 145).

Frauen sind unsichtbar in den Ingenieurwissenschaften, nicht nur, weil sie als Studentinnen und Personal fehlen, sondern auch weil ihr Beitrag in der Geschichte der Technik in Vergessenheit geraten ist. Von daher scheint es so, dass die *weibliche Identitätskonstruktion* mit dem existierenden Bild der Technik nicht in Übereinstimmung zu bringen ist.

Studien, die Ingenieurinnen als Ausnahmefrauen begreifen, wie die pionierhafte umfangreiche qualitative Untersuchung von Ingenieurinnen von Doris Janshen und Hedwig Rudolph (1987) reproduzieren damit gleichzeitig – worauf Erb in ihrer Ingenieurinnenuntersuchung von 1996 hinweist – *Stereotype von der ‚Technikdistanz von Frauen‘ und der ‚Technikkompetenz von Männern‘*. Eine zu enge Technikdefinition bei Frauen und die Zuschreibung der höheren Kompetenz zu einer „Freakkultur“ z. B. bei Informatik (Erb 1996; Håpnes/Rasmussen 1991) vernachlässigt Machtunterschiede (Wajcman 1996:156) und verstärkt die Geschlechterstereotype.

4.4 Soziale Konstruktion von Männlichkeit und Ingenieurwissenschaften

Auch wenn mehr Studentinnen die interdisziplinären Studiengänge wählen, wie unsere Ergebnisse zeigen, bleibt das Problem der maskulinen Organisationskultur, die nicht notwendigerweise durch veränderte Curricula verändert wird, bestehen. Die maskuline Atmosphäre hindert die Frauen daran – das behauptet die Forschungsliteratur – ihr Studium fortzusetzen und abzuschließen, sich nicht ‚zu Hause‘ zu fühlen, nach dem Examen die Hochschule zu verlassen und keine Karriere in den Ingenieurwissenschaften zu planen. Elemente dieser Atmosphäre *dominanter Männlichkeit* (Connell 1999) sind männliche Verbrüderung durch Geschichtenerzählen, Späße, Freizeitsport und ähnliche informelle Strategien, die explizit oder implizit dem *Ausschluss von Frauen* dienen (Faulkner 2000, McLean et. al. 1996).

"In contemporary Western society, hegemonic masculinity is strongly associated with aggressiveness and the capacity for violence" ... "The cult of masculinity is based on physical toughness and mechanical skills is particularly strong in the shop-floor culture of working-class men" (Wajcman 1996: 143). Durch die Polarisierung von weiblich und männlich und die Konstruktion von Ingenieurwissenschaften als männlich wird die Verbindung zwischen hegemonialer Männlichkeit und Technik

hergestellt. In der industrialisierten Welt, in der wissenschaftliche und technische Rationalität hoch bewertet werden, spielen die Assoziationen, dass Frauen emotionaler, weniger analytisch und schwächer als Männer seien, eine große Rolle bei der ideologischen Konstruktion von Frauen als minderwertig (Wajcman 1996: 145). So kommt es, dass Technik in der Regel mit Industriemaschinen und Autos assoziiert wird, und andere für das Alltagsleben wichtigere Techniken ignoriert werden. Und das ist ein Ergebnis der historischen und kulturellen Konstruktion von Geschlecht.

Der Marginalisierungsprozess von Frauen in der Technologie

Forschungen belegen, dass nicht die ‚harten‘ Wissenschaften den Rückzug der Studentinnen erklären – sie sind normalerweise vergleichbar erfolgreich wie die männlichen Studierenden – aber sie empfinden teilweise eine Frauen ausschließende Atmosphäre.

Wajcman (1991, 1996) sieht die *Marginalisierung der Frauen in den Ingenieurwissenschaften* am Beispiel des Computers auf folgende Weise konstruiert/entstanden. Als junge Mädchen werden sie einerseits auf die Sorge für andere und soziale Interaktion hin sozialisiert und auf der anderen Seite frustrieren Computerspiele Nicht-MachospielerInnen häufig. Verschiedene Faktoren wirken in die gleiche Richtung und zwar die längere Zeit, die Jungen am Computer verbringen, eine ‚peer group‘ Straßenkultur, die Computer spielt und überwiegend männlich ist. So wurde nach Wajcman (Wajcman 1996:155) die neue Technologie in eine vorher existierende männliche Subkultur eingeführt und nahm eine männliche Prägung an. Das Erziehungssystem in Verbindung mit anderen sozialen Institutionen hilft nach Wajcman (1996:151) die Ungleichheit der Geschlechter von einer zur nächsten Generation zu perpetuieren. Ein Teil des verborgenen Curriculums, das die Geschlechterdifferenzen in der Schule konstruiert, ist der Glaube, dass mathematischer Verstand unweiblich sei und dass Mathematik mit Computerarbeit zusammenhänge. Interessierte Mädchen müssen um die Computerzeit gegen Jungen kämpfen und diese Erfahrung setzt sich bis in die Universitätsausbildung fort. Von der Schule her meinen Mädchen, dass ihnen etwas fehle, was die Jungen hätten und empfinden das als Unterlegenheit. Die Stereotypen von der *männlichen Technikkompetenz und der weiblichen Distanz zur Technik* entstehen. Im nächsten Schritt wird der Glaube an die mangelnde Kompetenz in das Selbstbild hinein genommen und wird ein Teil der weiblichen Identität. Die Konstruktion der Geschlechterdifferenzen setzt sich fort: "Males are portrayed as fascinated with the machine itself, 'being' hard masters' ...

Females are described as only interested in computers as tools ..." (Wajcman 1996:156).

5 Interdisziplinarität und Monoedukation als Ansätze zur Bekämpfung von Geschlechterstereotypen in der ingenieurwissenschaftlichen Ausbildung

5.1 Interdisziplinarität in der ingenieurwissenschaftlichen Ausbildung

Die Geschlechtersegregation bei der Studienfachwahl (Blättel-Mink 2000) hat zu der Überlegung geführt, Studiengänge der Ingenieurwissenschaften in Richtung *Interdisziplinarität* zu verändern. Die Überlegung ist die, dass Frauen in größerer Anzahl Ingenieurwissenschaften studieren, wenn die nichttechnischen Inhalte des Studiums ihren Interessen entsprechen. Wenn diese Annahme stimmt, wird sich mit der Zeit die Definition von Ingenieurwissenschaften als männliches Terrain verändern. Nichttechnische Fächer können ergänzenden und kritischen Charakter haben. Sprachen und kommunikative Studienelemente als traditionell weibliche Interessen und Kompetenzbereiche haben ergänzenden Charakter und sind an vielen Ausbildungsstätten bereits heute integriert. Recht, Betriebswirtschaft und managementpsychologisches Wissen (Gruppendynamik und Konfliktpsychologie), die ebenfalls eher pragmatisch sind, werden ähnlich wie die soft skills eingeschätzt. Die Erweiterung der Curricula um Inhalte aus den bisher genannten Fächern würde voraussichtlich bereits die Zahl der Studentinnen erhöhen als auch neue Gruppen von männlichen Studierenden anziehen, die bisher sich anders entscheiden. Ein radikalerer Ansatz wäre/ist es, Techniksoziologie, -politik und -ethik unter Einbeziehung von cultural und gender studies mit Technikdisziplinen zu kombinieren. Durch ihr teils kritisches Potenzial könnten komplexe Probleme im Grenzbereich zwischen den diametral entgegengesetzt erscheinenden Disziplinen besser analysiert und gelöst werden. Die Funktion von gender studies könnte darin bestehen, die sozialen Dimensionen der Geschlechterunterschiede deutlich zu machen, die ebenfalls häufig individualisiert werden, wie ‚Frauen müssen sich entscheiden zwischen Beruf oder Familie‘, die normale Argumentation von Studierenden bei der Auseinandersetzung mit gender Fragen (sozialem Geschlecht). Mit diesen Lernprozessen könnten dichotome Stereotype Geschlecht und Technik abgeschwächt werden.

Die ArbeitgeberInnen sind für die Praxis ihrer Unternehmen für neue Konzepte von Ingenieurwesen offen und wünschen sie, *die ingenieurwissen-*

schaftlichen Ausbildungsvertreter zögern allerdings den status quo zu verändern.

Mit der Idee des ‚*life long learning*‘ – lebenslangen Lernens – könnten Technikinhalt, die im Studium gekürzt wurden, bei Bedarf in spätere Lebensphasen verlegt werden. Die Umstrukturierung des ingenieurwissenschaftlichen Studiums würde nicht nur das Image der Ingenieurwissenschaften ändern und damit zum Abbau der Geschlechtersegregation beitragen, es würde den Frauen im Beruf auch bessere Chancen einräumen. Kurze Unterbrechungen des Berufslebens zugunsten des Auffüllens von Wissenslücken (von *life long learning*) würden normal, unabhängig vom Geschlecht, in Anspruch genommen werden. Unterbrechung und Weiterbildung sind dann keine speziellen Probleme von Ingenieurinnen, sondern werden von allen Berufstätigen erwartet.

5.2 Monoedukation in der ingenieurwissenschaftlichen Ausbildung

Die *Monoedukation*⁵ von weiblichen Studierenden kann als eine *quasi 'paradoxe Intervention'* (Teubner 1997, Wetterer 1996) hypothetisch Geschlechterunterschiede dekonstruieren, wodurch Unterschiede zwischen Studentinnen erst sichtbar werden können.

Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass Ingenieurinnen überrepräsentativ häufig aus Mädchenschulen kommen (z. B. Janshen/Rudolph 1987). Wegen des entscheidenden Faktors des Selbstvertrauens für die Karriere in einer Männerdomäne und der diesbezüglich häufig negativen Auswirkung des koedukativ organisierten Schulunterrichts wird von der Monoedukation das Überwinden äußerer und innerer Barrieren erwartet. Über die *Akzeptanz von Monoedukation und Frauenuniversitäten in Deutschland* gibt es verschiedene Einschätzungen, von der Befürchtung der Verstärkung von Geschlecht bis zur breiten Akzeptanz z. B. von monoedukativen Frauenuniversitäten (Glöckner-Rist/Mischau 2000).

In Deutschland hat die Diskussion über Koedukation in der feministischen Frauenforschung in den letzten Jahren verschiedene sog. monoedukative Modelle in den Ingenieurwissenschaften entstehen lassen, die in INDECS wegen ihrer politischen Bedeutung mit untersucht wurden.

Die Diskussion und Akzeptanz in Europa scheint eher gering zu sein. In Frankreich und Großbritannien scheint es keine aktuelle positive Diskussion von Monoedukation zu geben. In Frankreich wurde z. B. die letzte Elite-Frauenhochschule für Ingenieurwissenschaften gerade geschlossen und in eine koedukative Universität umgewandelt, mit dem Ergebnis, dass die Anzahl der Studentinnen erheblich gesunken ist. In Großbritannien scheint die Si-

tuation ähnlich wie in Frankreich zu sein, insofern als immer mehr Frauenuniversitäten schließen, mit der Begründung, dass sie von außen als weniger qualifiziert angesehen wurden und mit weniger Geld und Ausstattung auskommen mussten. Zur gleichen Zeit befinden sich die ‚*women colleges*‘ in außereuropäischen Ländern wie den USA und Südkorea im Aufwind. Insofern gilt das hauptsächliche Gegenargument der *'Selbststigmatisierung der Studentinnen durch getrennte Ausbildungsräume für Frauen'* nicht für jede Kultur und jede Nation.

6 Schlussfolgerungen

Institutionalisierung von Neuerungen im Studienbetrieb⁶ ist der entscheidende Punkt für alle innovativen Initiativen, Aktivitäten und Maßnahmen, die Frauen in den Ingenieurwissenschaften fördern wollen. Wenn die Veränderungen nicht institutionalisiert und in die normale akademische Kultur eingeführt sind, hängen sie von dem Vorhandensein fördernder Individuen ab und sind vorübergehender, zerbrechlicher Natur. In INDECS wurden einige Annahmen postuliert, welche Organisationsumwelt⁷ in den Ingenieurwissenschaften mehr Frauen anziehen würde.

Die geringe Anzahl der Fälle in INDECS begrenzt natürlich die Verallgemeinerung der Ergebnisse. Aber differenzierte quantitative Daten über Ingenieurwissenschaften können zurzeit nicht in allen europäischen Ländern bekommen werden. Mit geschlechtsspezifischen Daten ist es noch schwieriger.

Theoretisch eröffnet das Konzept des ‚*doing gender*‘ mehr Perspektiven der Beobachtung, Analyse und Veränderung von Geschlechterstereotypen. Das gilt auch für die Konstruktion von Ingenieurwissenschaften. Interdisziplinarität könnte Polarisierungen zwischen Technik und Nichttechnik überwinden helfen. Die immer wieder erneute Wiederherstellung von Männlichkeiten in der Ausbildung und im Beruf muss ernsthafter analysiert werden. Unterschiede innerhalb eines Geschlechts infolge unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit (Schichtzugehörigkeit), Nationalität, Etnizität, Rasse u. Ä. (diversity) müssen berücksichtigt werden, sollte es in weiteren Forschungen Kooperationen mit Entwicklungsländern geben.

Literatur

- Adelman, Clifford (1998): *Women and Men of the Engineering Path: A Model for Analyses of Undergraduate Careers*, U.S. Department of Education and The National Institute for Science Education, Washington, DC.
- Bilden, H. (1991): *Geschlechtsspezifische Sozialisation*. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (eds.): *Neues Handbuch der Sozia-*

5 Monoedukative Studienreformprojekte in der natur- und ingenieurwissenschaftlichen Universitätsausbildung waren Gegenstand eines Workshops über „Frauenuniversitäten. Neue Impulse für die Wissenschaftskultur“, der 1999 an der Universität Dortmund durchgeführt wurde (Metz-Goeckel/Schalzhaf-Larsen/ Belinski 2000).

6 Ein ähnliches Problem besteht z. B. mit der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung in Universitäten. Ohne Institutionalisierung dieser in Studiengängen - in welcher Form und in welchem Ausmaß auch immer - werden die Inhalte nicht in traditionelle Studiengänge und -kulturen Eintritt finden (Sagebiel 1997, 2000, 2003).

7 Diese wird vergleichend im laufenden Europäischen Projekt „WomEng – Creating Cultures of Success for women Engineers“ überprüft.

Kontakt und Information

Dr. Felizitas Sagebiel
Fachbereich Erziehungswissenschaften
Bergische Universität
Wuppertal
Gaubstraße 20
42097 Wuppertal
Tel.: (0202) 4 39 21 65
sagebiel@uni-wuppertal.de
<http://www.uni-wuppertal.de/fb3/paedagogik/sagebiel>

- lisationsforschung. Beltz Verlag. Weinheim, Basel. 4. völlig neu bearb. Auflage, 279-301.
- Blätzel-Mink, Birgit (2000): "Studium und Geschlecht. Faktoren einer geschlechterdifferenzierten Studienfachwahl in Baden-Württemberg", Paper presented at the 2nd European Conference on Gender Equality in Higher Education, Swiss Federal Institute of Technology ETH Zürich, Zürich.
- Chodorow, N. (1985): *Das Erbe der Mütterpsychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München.
- Collmer, Sabine (2000): *Frauenfreundliche Studiengänge in den Technikwissenschaften – Wunsch oder Wirklichkeit? Ergebnisse eines internationalen Forschungsprojektes*, in: Waechter, Christine (ed.): *Frauen in der Technologischen Zivilisation*, München
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen
- Diegelmann, Karin; Moser, Angelika; Trost, Martina; Zitzelsberger, Olga (1996): *TECHNA. Handbuch Frauen in Technik, Natur- und Ingenieurwissenschaften. Einblicke – Lichtblicke – Ausblicke*, Darmstadt.
- Erb, Ulrike (1996): *Frauenperspektiven auf die Informatik. Informatikerinnen im Spannungsfeld zwischen Distanz und Nähe zur Technik*, Münster.
- ETAN Report: European Commission, Research Directorate-General (2000): *Science policies in the European Union: Promoting excellence through mainstreaming gender equality. A Report from the ETAN Expert Working Group on Women and Science*, Luxembourg.
- Etkowitz, Henry; Kemelgor, Carol; Uzzi, Brian (2000): *Athena Unbound. The Advancement of Women in Science and Technology*, Cambridge.
- Faulkner, Wendy (2000): "The Power and the Pleasure: How does Gender 'stick' to Engineers?", in: *Science, Technology, & Human Values*, 5 (1), 87-119.
- Glöckner-Rist, Angelika; Mischau, Anina (2000): *Wahrnehmung und Akzeptanz von Frauenhochschulen und Frauenstudiengängen in Deutschland*. Baden-Baden.
- Granse, Carmen (2000): "Paradoxe Intervention" – der Frauenstudiengang Wirtschaftsingenieurwesen an der Fachhochschule Wilhelmshaven, in: Sigrid Metz-Göckel, Christa Schmalhaf-Larsen, Eszter Belinszki (Eds.): *Hochschulreform und Geschlecht*, Opladen, 56-75.
- Håpnes, Tovo; Rasmussen, Bente (1991): "The Production of Male Power in Computer Science", in: Eriksson, I.V.; Kitchenham, B.A.; Tijdens, K.G. (eds.): *Women, Work and Computerization*, Amsterdam, 395-406.
- Hoeborn, Gabriele (ed.) (1990): *Frauen in Natur- und Ingenieurwissenschaften, Weibsbilder*, Eigenverlag, Wuppertal.
- Ihsen, Susanne (1996): "Studentinnen an einer Technischen Hochschule. Zur Studiensituation von Maschinenbau-Studentinnen an der RWTH Aachen", in: Münch, Dörte; Thelen, Elvi (eds): *Forum Frauenforschung. Vorträge aus fünf Jahren*, Darmstadt, 107-129.
- Janshen, Doris (ed.) (1990): *Hat die Technik ein Geschlecht? Denkschrift für eine andere technische Zivilisation*, Berlin.
- Janshen, Doris; Rudolph, Hedwig et al. (1987): *Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft*, Pfaffenweiler.
- Jordanow, Petra (2002): *Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre*. In: *Frauen geben Technik neue Impulse e.V. (Eds.): Impulse nutzen – Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre*. Tagungsband München.
- Kahlert, Heike; Mischau, Anina (2000): *Neue Bildungswege für Frauen. Frauenhochschulen und Frauenstudiengänge im Überblick*, Frankfurt am Main.
- Lewis, Sue; Copeland, Jane (1999): "We're tired of talking about women: working with men to address the culture of male dominated work and study places", in: *Winds of Change. Women & the Culture of Universities, Conference Proceedings*, vol 2, Sydney, 755-761.
- McLean, Christopher; Lewis, Sue; Copeland, Jane; O'Neill, Brian; Lintern, Sue (1996): "Masculinity and the Culture of Engineering", in: *University of Technology Sydney (ed.): Third Australasian Women in Engineering Forum*, Sydney, 32-41.
- Metz-Göckel, Sigrid; Schmalhaf-Larsen, Christa; Belinszki, Eszter (2000): *Hochschulreform und Geschlecht*, Opladen.
- Michel, Sigrid; Kottmann, Hans-Jürgen (eds.) (1999): *Frauengerechte Ingenieurstudiengänge. Ein Studiengang für Frauen an der Fachhochschule*, Tagung am 22. 10. 1998 an der Fachhochschule Dortmund
- Möller, Martina (1999): "Studentinnen in der Männerdomäne Technik – Chancen und Probleme", in: Michel, Sigrid; Kottmann, Hans-Jürgen (eds.): *Frauengerechte Ingenieurstudiengänge. Ein Studiengang für Frauen an der Fachhochschule*, Tagung am 22. 10. 1998 an der Fachhochschule Dortmund, 33-42.
- Rayman, Paula; Brett, Belle (1995): "Women Science Majors: What Makes a Difference in Persistence after Graduation?", in: *Journal of Higher Education*, 66 (4), 388-414.
- Roloff, Christine (1989): *Von der Schmiegsamkeit zur Einmischung. Professionalisierung der Chemikerinnen und Informatikerinnen*, Pfaffenweiler.
- Roloff, Christine (1990): *Frauenförderung in Naturwissenschaft und Technologie im internationalen Vergleich*, Dortmunder Diskussionsbeiträge zur Hochschuldidaktik 21, Dortmund.
- Sagebiel, Felizitas (1988): *Frauenförderung an der BUGH Wuppertal*. In: *Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal, Zentrale Studienberatung (Hrsg.): Start in die Zukunft. Frauen in Natur- und Ingenieurwissenschaften*, Wuppertal.
- Sagebiel, Felizitas (1997): *Institutionalisierungsmodelle von Women's Studies an Australischen Universitäten – ein Überblick*. In: Metz-Goeckel, Sigrid; Steck, Felicitas (eds): *Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich*. Opladen. 291-306.
- Sagebiel, Felizitas (2000): *Zur Bedeutung von Women's Studies an australischen Universitäten*, in: Bader, Rudolf (ed.): *Australien auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Bilanzen, Standortbestimmungen, Visionen*. Tübingen. 95-116.
- Sagebiel, Felizitas (2003): *Women's Studies in Australian Universities*. In: *Women's World 2002 (Ed.) Documentation of the 8th International Interdisciplinary Congress on Women from 21 – 26 July, 2002, Kampala, Uganda (printing)*.

- Sandler, Bernice R.; Hall, Roberta M. (1984): *Out of the Classroom: A Chilly Climate for Women?*, Washington, DC: Project on the Status and Education of Women, Association of American Colleges.
- Schwarze, Barbara; Webler, Wolff-Dietrich (eds.) (1998): *Lernen in Europa. Neue Anforderungen an die Ausbildung von Ingenieurinnen und Ingenieuren*, Weinheim.
- Seymour, Elaine; Hewitt, Nancy M. (1997): *Talking About Leaving: Why Undergraduates Leave the Sciences*, Boulder, Co.
- Teubner, Ulrike (1997): Ein Frauenfachbereich Informatik an der Fachhochschule Darmstadt – als Beispiel einer paradoxen Intervention. In: Metz-Goeckel, Sigrid; Steck, Felicitas (eds.): *Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich*. Opladen. 113-128.
- Thorn, Mary (2000)/National Council for Research on Women (ed): *Balancing the Equation: Where Are Women & Girls in Science, Engineering & Technology?*, New York.
- Viereck, Axel (2002): International und nur für Frauen: Informatik an der Hochschule Bremen. In: *Frauen geben Technik neue Impulse e.V.* (Eds.): *Impulse nutzen – Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre*. Tagungsband München. 79-90.
- Vogel, Ulrike; Hinz, Christiana (2000): Zur Steigerung der Attraktivität des Ingenieurstudiums. Erfahrungen und Perspektiven aus einem Projekt, Bielefeld.
- Waechter, Christine (1999): "FIT – Female Careers in Technology. A Women-into-Engineering-Program at the Technical University in Graz, Austria", in: *Winds of Change: Women & the Culture of Universities*, Proceedings, University of Technology, Sydney, 788-793.
- Waechter, Christine (Ed.) (2000): *Frauen in der Technologischen Zivilisation*, München.
- Wajcman, Judy (1991), (1996): *Feminism confronts technology*, Cambridge.
- Wetterer, Angelika (1996): Die Frauenuniversität als paradoxe Intervention. In: Metz-Goeckel, Sigrid; Wetterer, Angelika (eds.): *Vorausdenken – Querdenken – Nachdenken. Texte für Ayla Neusel*. Frankfurt a. M.
- Wissenschaftliches Sekretariat für die Studienreform im Land Nordrhein-Westfalen (ed.) (2000): *Ingenieurinnen erwünscht! Handbuch zur Steigerung der Attraktivität ingenieurwissenschaftlicher Studiengänge für Frauen*, Bochum.

Ilona Pache, Gabriele Jähnert

Schöne Aussichten? Gender Studies im deutschsprachigen Raum

Der folgende Beitrag gibt im ersten Teil einen Überblick über den Status Quo der Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Dabei zeigt sich, dass die Geschlechterstudien in den zurückliegenden sechs bis sieben Jahren einen riesigen Entwicklungsschub erlebt haben. Gegenwärtig werden aber in der BRD sowie auch in Österreich und der Schweiz die bestehenden Studiengänge reformiert. Dadurch entsteht ein großer Druck auf die bestehenden Gender Studies Studiengänge und -schwerpunkte sich diesen Strukturreformen ebenfalls zu stellen. Im zweiten Teil wird exemplarisch versucht, die mit der Studienreform verbundenen konzeptionellen Chancen und kapazitären Risiken für die Geschlechterstudien aufzuzeigen.

1. Gender Studies: Status Quo im deutschsprachigen Raum¹

Bis Mitte der 90er Jahre wurde an deutschen Universitäten ausschließlich eine dezentrale Verankerung der Frauen- und Geschlechterstudien angestrebt. Es fehlte häufig das erforderliche kontinuierliche Lehr- und Betreuungsangebot, um eigenständige interdisziplinäre Curricula einzurichten.

Außerdem standen viele Frauen- und Geschlechterforscherinnen der Etablierung von interdisziplinären Studiengängen und Schwerpunkten skeptisch gegenüber. Ähnlich wie bei der Einrichtung der Frauenforschungsprofessuren wurde eine Gettoisierung und/oder eine weitere Entpolitisierung der Gender Studies befürchtet. Der Bedarf an solchen Studienformen auf studentischer Seite schien ebenso fraglich bzw. offen wie die Arbeitsmarktchancen der potenziellen Absolvent/inn/en. Der Verweis auf eine ausschließliche dezentrale Verankerung der Frauen- und Geschlechterstudien war aber insbesondere für Studierende unbefriedigend. Feministische und Geschlechterthemen gehörten in den traditionellen Studiengängen in den wenigsten Fällen zu den Pflichtveranstaltungen, zumeist fanden und finden sie sich im frei wählbaren bzw. Wahlpflichtangebot der Disziplinen und gehören bis heute nicht zum abgeprüften Kern-Wissen in den Zwischen- und Abschlussprüfungen. Vor allem aber war es Studierenden, die über den eigenen disziplinären Tellerrand hinausschauen wollten, nicht möglich, entlang der Geschlechterfrage interdisziplinär zu studieren bzw. erbrachte Leistungen anrechnen zu lassen.

¹ Diese knappe Übersicht fußt auf einer tabellarischen Umfrage vom Frühjahr 2003 bei allen Gender Studies-Studiengängen und -Schwerpunkten, vgl. die jeweilige aktuelle Übersicht unter: <http://www2.hu-berlin.de/ztg/deutsch/html/service/Links/studiengaenge.html>. Diese wurde durch Nachfragen im Wintersemester 2003/04 ergänzt.

Aus dieser unbefriedigenden Situation heraus entwickelten sich z. T. auch völlig unabhängig voneinander ab Mitte der 90er Jahre verschiedene Initiativen, die ein interdisziplinäres Studium in der Frauen- und Geschlechterforschung sowie einen regulären akademischen Abschluss möglich machen sollten. Mit der zunehmenden Einrichtung und Besetzung von genderdenominierten Professuren² und der Etablierung von Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung waren die strukturellen und personellen Bedingungen für ein kontinuierliches Lehr- und Betreuungsangebot sowie für inter- und transdisziplinäre Arbeits- und Forschungszusammenhänge gegeben. Der in der Forschung von Beginn an verfolgte interdisziplinäre Ansatz sollte jetzt auch in der Lehre erprobt werden und die häufig an ihre institutionellen und methodologischen Grenzen stoßende Forschung sollte auf diesem Wege neue Impulse erhalten. So etablierten sich neben bereits bestehenden disziplinären Studienschwerpunkten und den Graduiertenkollegs 1997/98 die ersten eigenständigen Aufbau- und Masterstudiengänge. Im Sommersemester 1997 wurde an der Carl von Ossietzky

Universität Oldenburg ein Aufbaustudiengang „Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien“ eingerichtet. Seit Wintersemester 1997/98 können an der Humboldt-Universität zu Berlin Geschlechterstudien/Gender Studies als Magisterhaupt- und -nebenfach sowie in Oldenburg als Magisternebenfach studiert werden.

Aufgrund der großen studentischen Nachfrage und des zunehmenden kontinuierlichen Lehrangebots auch an anderen Hochschulen folgten zahlreiche weitere interdisziplinäre Studiengänge bzw. Studienschwerpunkte.

Geschlechterstudien sind zurzeit³ im deutschsprachigen Raum in sehr unterschiedlichen Formen institutionalisiert, als:

- Bestandteil disziplinärer Studien- und Prüfungsordnungen
- eigenständige interdisziplinäre Masterstudiengänge (Deutschland: 5; Schweiz: 1)
- eigenständige interdisziplinäre MA-Studiengänge (Deutschland: 1; verschiedene in Planung)
- interdisziplinäre Studienschwerpunkte (Deutschland: 8; Österreich: 5)
- Aufbaustudiengänge (Deutschland: 2; Schweiz: 1)

Magisterteilstudiengänge (Hauptfach – HF, Nebenfach – NF)

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg	Frauen- und Geschlechterstudien (NF)	WS 1997/98
Humboldt-Universität zu Berlin	Geschlechterstudien / Gender Studies (HF, NF)	WS 1997/98
Georg-August-Universität Göttingen	Geschlechterforschung (NF)	SoSe 2001
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg	Gender Studies / Geschlechterforschung (NF)	SoSe 2001
Universität Basel	Gender Studies (LF ⁱ = NF)	SoSe 2002
Universität Hamburg (hochschulübergreif.)	Teilstudiengang Gender Studies (NF), DNF ⁱⁱ	WS 2002/03

i Das LZ = Lizentiatsfach entspricht vom Umfang her dem deutschen Nebenfach.
ii DNF = Diplomnebenfach/Wahlfach

MA-Studiengänge

Universität für Wirtschaft und Politik Hamburg	Gender und Arbeit	WS 2002/03
Ruhr-Universität Bochum	Gender Studies – Kultur, Kommunikation, Gesellschaft	geplant WS 2004/05

Interdisziplinäre Studienschwerpunkte (Zertifikatsabschlüsse)

Universität Hannover	Studien- und Forschungsschwerpunkt Gender Studies	SoSe 1999
TU Berlin	Studienschwerpunkt interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung	SoSe 2000
Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik	Interdisziplinärer Studienschwerpunkt Geschlechterverhältnisse/Frauenforschung im 1. Studienabschnitt	SoSe 2000
Universität Regensburg	Studieneinheit Gender Studies	SoSe 2000
Universität Bielefeld	Internetbasiertes Studienangebot VINGS – Virtual International Gender Studies	2001-2003
J.-W.-Goethe-Universität Frankfurt/M.	Interdisziplinäres Studienprogramm Frauenstudien / Gender Studies	WS 2000/01
Universität Trier	Interdisziplinäre Geschlechterstudien	WS 2001/02
Universität Marburg	Studienprogramm Gender Studies und feministische Wissenschaft	WS 2002/03
Universität Bremen	Gender Studies / Geschlechterstudien: Diversität, Partizipation und Empowerment	SoSe 2004
Universität Kassel	Studienprogramm Frauen- und Geschlechterf. / Gender St.	WS 2004/05

2 1992 waren erst 34 und 1994 dann 43 Frauenforschungsprofessuren regulär besetzt. Im Jahre 2003 sind es bereits 97 Professuren. Vgl.: Frauenforschungsprofessuren an Universitäten in Deutschland. Hrsg. von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin. Extra-Info 15, 2. Berlin 1992; Extra-Info 15, 2. erg. und akt. Aufl., Berlin 1994 sowie zum gegenwärtigen Stand: http://www.fu-berlin.de/zefrauen/doku/doku_prof.htm

3 Stand Sommersemester 2003

Wahlfachstudiengänge – Österreich/Schweiz

Universität Innsbruck	Wahlfachstudiengang feministische Gesellschafts- und Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Frauenforschung und Gender Studies	WS 1999/2000
Universität Salzburg	Freies Wahlfach Gender Studies	SoSe 2002
Universität Wien	Interfakultärer Studienschwerpunkt Gender Studies	WS 2002/03
Universität Graz	Wahlfachschwerpunkt Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung	WS 2002/03
Universität Fribourg	Interdisziplinäres Lehrmodul Gender Studies	

Aufbaustudiengänge

Promotionsstudiengang „Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien“		SoSe 1997
Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich	Nachdiplomstudium „Cultural & Gender Studies“	WS 2001/02
Freie Universität Berlin	Zusatz-Studiengang „Gender-Kompetenz“	WS 2003/04

Anzahl der Studierenden in den Gender Studies-Studiengängen/Schwerpunkten⁴

Die Anzahl der Studierenden in den Gender Studies schwankt in Abhängigkeit von der Größe der Universität und dem Alter des Studiengangs. Insgesamt streben ca. 1000 Studierende einen formalen akademischen Abschluss in Gender Studies an, davon ca. 400 als Magisterhauptfach, ca. 550 als Magisternebenfach in Deutschland und der Schweiz sowie 20 als Master. Der Anteil der männlichen Studierenden schwankt zwischen 7 und 20 %. In interdisziplinären Studienschwerpunkten (in der Regel im Hauptstudium) studieren schätzungsweise weitere 500 Frauen und Männer. Für einige Universitäten, insbesondere in Österreich, liegen keine Zahlen vor.

Noch liegen in den Gender Studies erst wenige Abschlüsse vor. Dies macht es zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch schwierig, etwas empirisch Gesichertes über die Berufschancen und Perspektiven von Gender Studierenden in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu sagen. Mit Stand vom Wintersemester 2002/03 verzeichneten die Universitäten insgesamt 140 Zwischenprüfungen und 8 Magisterabschlüsse im HF Gender sowie 101 Zwischenprüfungen und 8 Magisterabschlüsse im Nebenfach Gender. Ferner wurden 13 Zertifikatsabschlüsse erworben.

Gemeinsamkeiten und Profile der Studiengänge

Alle Gender Studies Studiengänge und Schwerpunkte im deutschsprachigen Raum sind inter- bzw. transdisziplinär ausgerichtet und gleichzeitig disziplinär verortet. Diese doppelte Verankerung ist für das Grundverständnis der Gender Studies wesentlich. Es geht darum, die Erkenntnispotenziale unterschiedlicher Fächer zu nutzen und gleichzeitig die Genderperspektive wissenschafts-

kritisch in die einzelnen Disziplinen zurückfließen zu lassen. Interdisziplinäre Studienschwerpunkte/ Studiengänge sind daher den dezentralen Verankerungen nicht einfach entgegen zu setzen, sondern sie fußen auf diesen Angeboten und führen auch nicht zu der häufig befürchteten Gettoisierung. Sie helfen vielmehr, die disziplinären Angebote kapazitär zu sichern und, sofern teildominierte Professuren vorhanden sind, auch stärker in die Kerne der einzelnen Fächer zu integrieren.

Trotz vielfacher Problematisierungen hat sich die Bezeichnung Geschlechterstudien bzw. Gender Studies durchgesetzt, z. T. wird Gender Studies auch mit Frauenforschung oder mit feministischer Wissenschaft als Studienbezeichnung kombiniert. Gender Studies sind im bundesdeutschen Raum geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlich ausgerichtet. Vereinzelt werden in den letzten Jahren sozial-, geistes- und naturwissenschaftliche Perspektiven verbunden (Oldenburg, HU, Bremen). Es zeichnet sich jedoch eine Tendenz zur Spezialisierung und Profilierung ab, die sich besonders durch die Einführung von BA-/MA-Studiengängen verstärken wird. Der MA-Studiengang an der HWP konzentriert sich auf das Themenfeld Gender und Arbeit, der geplante MA in Bochum auf Kultur-Kommunikation-Gesellschaft und der Bremer Schwerpunkt auf Diversität, Partizipation und Empowerment.

Auch wenn z. T. mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten gearbeitet wird, ähneln sich die Studienschwerpunkte. In allen Gender-Studies-Studiengängen spielen folgende Inhalte eine wichtige Rolle:

- feministische und/oder Gender-Theorien und -Methoden
- Geschlecht als historische Kategorie
- Körper – Identität – Sexualpolitiken

4 Stand WS 2002/03

- Geschlecht als soziale Kategorie (Arbeit – politische Kultur – sozialpolitisches System usw.)
- Kultur und symbolische Ordnung/Konstruktion von Geschlecht
- Wissenschaftsforschung/feministische Wissenschaftskritik
- Zusammenhang Geschlecht Diversität/Ethnizität

Große Anstrengungen werden überall unternommen, um das inter- bzw. transdisziplinäre Konzept der Gender Studies umzusetzen. Breit etabliert haben sich dabei insbesondere in Magisterstudiengängen Team-Teaching-Veranstaltungen, die von in der Regel zwei Lehrenden unterschiedlicher Fächer abgehalten werden. Außerdem haben sich interdisziplinäre Ringvorlesungen und thematische Kolloquien bewährt. Vereinzelt werden Kolloquien zur Unterstützung der Magisterabschlussarbeiten (HU), Projektstudien (geplant in Bremen, HU) sowie Proseminare zur Inter-/Trans- und Postdisziplinarität (Basel) und studentische Tutorien (HU) angeboten.

Die Geschlechterstudien haben also Erfolgsgeschichte geschrieben. Ob diese Tendenz weitergeht, wird sich in der Studienreform erweisen müssen. Infolge der Bologna-Erklärung von 1999 entsteht in den Universitäten ein sehr großer Druck auch auf die bestehenden Gender-Studies-Studiengänge und -schwerpunkte, diese Strukturreform ebenfalls umzusetzen. Fast überall sind daher Modularisierungen des Lehrangebots oder Bachelor- und Masterstudiengänge geplant, die teilweise die etablierten Magisterstudiengänge ersetzen werden.

2. Studienreform und Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität

Am Beispiel der Humboldt-Universität zu Berlin wird nun gefragt, mit welchen Aussichten etablierte Gender Studies Studiengänge in der Studienreform rechnen müssen. Auf einer Tagung zum Thema Zukunftschancen durch Studienreform der Bund-Länder-Kommission 2001 titelte ein Vortrag mit der Frage: „Geschlechterdifferenz und Geschlechterarrangement – ein Zukunftsmodell für Hochschulbildung?“. In dem Beitrag war von neuen „Vernünftigkeiten“ die Rede, d. h. von zentralen Vorstellungen, Regelungen und Normen; es ging um Orientierungen für vernünftiges Handeln. In Zeiten gesellschaftlicher Reformen werden solche Vernünftigkeiten in Leitbildern formuliert und sind auf Internetseiten einzusehen. Auf der *Homepage* der Humboldt-Universität lautet Punkt 9 des Leitbilds „Chancengleichheit der Geschlechter“. Darin wird das Selbstverständnis formuliert: Die HU „stärkt die Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft.“

Die Einrichtung des Studiengangs Geschlechterstudien/Gender Studies (1997) und die Neugründung des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien (2003) sprechen für die Realisierung dieses Selbstverständnisses. Auf der „Vorderbühne“, muss mit einem organisationssoziologischen Begriff hinzugefügt werden. Es gibt aber – wie alle wissen – eine „Hinterbühne“, die den Alltag in den Fächern und Gremien betrifft. Auf die Hinterbühne bezieht sich eine Vertreterin der Frauen- und Geschlechterforschung an der HU und schlägt vor, das „t“ in Leitbild durch ein „d“ zu ersetzen. Ein Leitbild aber orientiert sich an Erzählungen, die keine Erfolgsgeschichten sind.

Die Durchführung der Studienreform, das ist die Umstellung auf modularisierte Studiengänge bzw. die Entwicklung von BA- und MA-Abschlüssen, illustriert leider, dass die Relevanz der Geschlechterstudien oft nicht zu den selbstverständlich anerkannten Vernünftigkeiten gehört. Im Gegenteil gibt die konzeptionelle Gestaltung der Studienreform gepaart mit dem Druck verknappter Ressourcen zu pessimistischen Prognosen Anlass.

Auch die Geschlechterstudien an der HU entwickeln derzeit BA/MA-Studiengänge, nicht zuletzt weil die Umsetzung der Studienreform, eine anerkannte Vernünftigkeit ist und als Kriterium für die Reformfähigkeit der Fächer gilt. Die Struktur der Geschlechterstudien an der HU, das ist ein Netzwerk, in dem acht Fakultäten und 17 verschiedene Fächer kooperieren. Das sind z. B. die Rechtswissenschaft, Sozialwissenschaft, Landwirtschaft, Erziehungswissenschaft, Medizin, Kulturwissenschaft, Germanistik, Amerikanistik/Anglistik, Skandinavistik, Afrikawissenschaften, um die wichtigsten zu nennen. Dieses Netzwerk wird von wenigen eigenen Kapazitäten getragen und stützt sich wesentlich auf Lehrkapazitäten in den einzelnen Fächern, also auf das Ehrenamt vieler Professorinnen und Mitarbeiterinnen, die Fächer- und Belastungsgrenzen überschreiten und enorme Mehrarbeit leisten. Die Erfahrungen mit der Studienreform an der HU zeigen Risiken, vielleicht Chancen, v. a. aber Strategien aus der Perspektive der Geschlechterstudien.

Erfahrungen mit der Studienreform in den kooperierenden Fächern

Generell wird die Studienreform kritisch charakterisiert. Als Gefahren bzw. problematische Veränderungen werden genannt: der Verlust der Wissenschaftlichkeit zugunsten der Berufsorientierung, die Verschulung der Fächer, die Einschränkung der Wahlmöglichkeiten, die stärkere Bindung der Lehrkapazitäten in Pflichtbereichen sowie der Anstieg der Prüfungsbelastung für alle Beteiligten. Aus Sicht der Geschlechterstudien ist eine weitere kritisch zu bewertende Veränderung bei der Ent-

wicklung der neuen BA-, MA-Strukturen zu beobachten, die als *Retraditionalisierung der Fächer* zu bezeichnen ist. Ein Beispiel dafür ist an der HU die Landwirtschaftlich Gärtnerische Fakultät, die 2001 BA- und MA-Abschlüsse eingeführt hat. Dort wurde nach einer negativen Evaluation durch den Wissenschaftsrat die Studienreform als probates Reformmittel gesehen. In der Reform setzte sich die Stärkung der Fachkerne durch. Sie ging einher mit der Abtrennung von innovativen, z. B. interdisziplinären Bereichen wie der Ruralen Frauenforschung, die eine wichtige Ressource für den Studiengang darstellt. An diesem Beispiel ist also festzustellen, dass Gender kaum als Leitorientierung bzw. als Vernünftigkeit in der Studienreform anerkannt wird bzw. durchsetzbar ist. Im Gegenteil wird Gender häufig nicht den Fachkernen zugerechnet, sondern auch dann als Einschränkung des Kanons betrachtet, wenn Jahrzehnte erfolgreicher Frauen- und Geschlechterforschung das Fach auszeichnen. Die Studienreform kann also zur Marginalisierung der Geschlechterstudien führen. Es wird dann kritisch, wenn Professuren in solchen Lehrbereichen, in denen die Frauen- und Geschlechterforschung selbstverständlich praktiziert wurde – also keine Gender-Denomination vorlag –, neu besetzt werden müssen. Hier sind die Kapazitäten besonders gefährdet.

Eine positiv zu bewertende Ausnahme könnte im Rahmen der Entwicklung von BA-, MA-Strukturen eine Tendenz sein, die *Modernisierung der Fächer* genannt werden könnte. Diese Form der Umsetzung der Studienreform ist nur als Einzelfall zu beobachten; sie beinhaltet die Vermittlung disziplin-kritischen und wissenschaftskritischen Wissens als Gegenstand des Faches. Die zugrunde liegende reflexive Haltung hat Parallelen zum Selbstverständnis der Geschlechterstudien. Damit stärkt die wissenschaftskritische Konzeption die Vereinbarkeit mit den Geschlechterstudien. Aber auch hier kann die Stärkung der Kooperation nur realisiert werden, wenn ausreichend Ressourcen vorhanden sind.

Die Neuformation der Fächer in der Studienreform wirkt sich also generell auf ihre konzeptionellen Anschlussmöglichkeiten mit den Geschlechterstudien aus. Darüber hinaus reduziert die stärkere Einbindung der Professor/inn/en und Mitarbeiter/inn/en in die neue Studienstruktur inhaltliche und zeitliche Freiräume und verknüpft so die Ressourcen für Lehre und Forschung in den Geschlechterstudien. Die Auswirkungen der Studienreform in den Fächern auf die Geschlechterstudien berühren also immer auch kapazitäts Fragen, zumal wenn die Geschlechterstudien wie an der HU kaum über eigene Kapazitäten verfügen, sondern als Netzwerk funktionieren.

Erfahrungen mit der Studienreform in den Geschlechterstudien

In den Geschlechterstudien wurde zunächst an einem Modell zur Modularisierung der Geschlechterstudien gearbeitet. Das Modell orientierte sich grundlegend an den bewährten Strukturen des Studiengangs. Zentral blieb das Selbstverständnis der Inter- bzw. Transdisziplinarität sowie die Gliederung in zwei Wissenschaftsschwerpunkte (anwendungsorientiert und geisteswissenschaftlich). Entwickelt wurden acht Module:

- Grundlagen: Einführung
- Vertiefung: Geschlecht als Analysekatgorie
- Vertiefung: Ordnungen der Geschlechter
- Vertiefung: Differenzen und Interdependenzen
- Schlüsselkompetenzen
- Spezialisierung: Geschlecht und Wissen
- Spezialisierung: Geschlechterordnungen im Kontext
- Kolloquium

Insgesamt wurde versucht, klassische und neue Herausforderungen besser in die Geschlechterstudien zu integrieren. Das betrifft die Bereiche:

- *Kanon* oder kein Kanon: Wie viel Kanon?
- *Herausforderungen*: Welchen Stellenwert hat Race oder Queer etc.? Sollen „Differenzen“ als Querschnittsaufgabe in alle Module integriert werden?
- Spannung zwischen *Disziplinarität* und *Transdisziplinarität*: Wie ist das Verhältnis von fachspezifischen und fächerübergreifenden Grundlagen? Wie kann *deskilling* vermieden werden?
- *Projektstudium*: Wie kann „forschendes Lernen“ im Hauptstudium umgesetzt werden (mehr-semesterige Projekte, Verbindung mit Praxisfeldern, Jahresthemen)?

Im Sommersemester 2003 wurde festgestellt, dass die Modularisierung allein die Perspektive des Studiengangs an der HU nicht sichert. Da nahezu alle mit den Geschlechterstudien kooperierenden Fächer die neuen Studienabschlüsse vorbereiten, mussten sich auch die Geschlechterstudien entscheiden, BA/MA-Abschlüsse zu entwickeln. Eine erste Konzeption liegt zum Ende des Wintersemesters 2003 vor.

Strategien

Wie das Modell der Geschlechterstudien an der HU aussehen wird, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht konkret sagen. Entscheidend jedoch wird auch in diesem Zusammenhang die „Machbarkeit“ des Modells sein. Das betrifft Fragen der Ressourcen, für deren Erhalt in der Studienreform an der HU verschiedene *top-down*- und *bottom-up*-Strategien eingesetzt werden.

Kontakt und Information

Zu den *top-down*-Strategien gehört insbesondere die Politik in den Gremien. Die Aussage zum Leitbild, dass die HU „die Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft“ stärkt, ist natürlich kein Selbstläufer. Es steckt ein gutes Stück Lobbyarbeit aller – einschließlich der studentischen – Beteiligten hinter einem im Dezember 2001 erreichten Beschluss des Akademischen Senats, dass in der Studienreform die Lehrkapazitäten und Kooperationsgrundlagen für die Geschlechterstudien erhalten bleiben und die inhaltliche Gestaltung der Module mit den Geschlechterstudien abgestimmt werden soll. Eine weitere Strategie ist die Integration der Geschlechterstudien in die neuen (modularisierten bzw. BA-, MA-) Studienordnungen durch eine im Sommersemester 2003 entwickelte Generalklausel. Mit der Generalklausel formuliert das Fach sein Selbstverständnis zu den Geschlechterstudien. Die Generalklausel lautet, dass „der Studiengang X Fragestellungen, die sich aus der Auseinandersetzung mit Ansätzen und Ergebnissen der Geschlechterstudien ergeben, berücksichtigt und entsprechende Veranstaltungen für den Pflicht- und Wahlpflichtbereich des Studiengangs Geschlechterstudien“ öffnet.

Am wichtigsten aber sind die *bottom-up*-Strategien zur Stärkung des Netzwerks insbesondere an den Rändern der Geschlechterstudien, also in Fächern, in denen keine Denomination vorliegt:

- Die Stützung der Motivation aller Beteiligten – der Studierenden, der Professor/inn/en, der Mitarbeiter/innen – den Austausch in den Geschlechterstudien lebendig und produktiv zu halten.
- Die Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten durch gemeinsame Projekte, Foren, Tagungen.

Die in der Studienreform der HU von den Geschlechterstudien eingesetzten Strategien entsprechen also einer engen Verknüpfung von *top-down*-Strategien (*Gendern* der Universität bzw. der Studienreform) und *bottom-up*-Strategien (Stärkung des Netzwerks). Dabei werden die letzteren ausschlaggebend dafür sein, dass das Projekt Geschlechterstudien nicht leidet, sondern Einzug hält in die leitenden Vernünftigkeiten der Studienreform.

3. Ausblick

Ob im Prozess der gegenwärtigen Studienreform der Status Quo bzw. die weitere Etablierung der Gender Studies eher gefährdet wird oder ob sich neue Chancen, auch der internationalen Vernetzung und des Austausches eröffnen ist noch unentschieden.

Susanne Zwingel

Being part of a transnational academic network

Erfahrungen als Visiting Fellow am Five College Women's Studies Research Center, in South Hadley, Massachusetts

Netzwerke sind wichtig für die akademische Laufbahn – das ist innerhalb des Netzwerkes Frauenforschung NRW keine Neuigkeit. Immer wichtiger aber werden Auslandskontakte und die Integration in transnationale Forschungszusammenhänge und -netzwerke, weil fundierte Forschung zunehmend auf den Austausch mit KollegInnen aus anderen kulturellen Kontexten und akademischen Traditionen angewiesen ist. Für meine eigene Arbeit trifft dies in besonderem Maße zu: In meiner Dissertation forsche ich zur Entstehung und Institutionalisierung globaler Frauenrechtsnormen im Rahmen der Vereinten Nationen und ihrer Umsetzung in verschiedenen nationalen Kontexten. Meiner Erkenntnis nach hängt der Umsetzungsprozess

ab von der Fähigkeit transnationaler Netzwerke, bestehend aus Nicht-Regierungsorganisationen, Akteuren innerhalb des Staates und der Vereinten Nationen, globale Normen in akzeptierbarer Art und Weise in nationale Kontexte zu integrieren. Dabei ist es wichtig, nationale und lokale Traditionen genauso ernst zu nehmen wie die globalen Übereinkünfte und beide miteinander zu vereinbaren, statt globale Normen als normativ höherwertig einzustufen. Mit dieser Arbeit möchte ich einerseits die Theorieentwicklung in den Internationalen Beziehungen um eine feministische Perspektive erweitern, die das Globale mit dem Lokalen verbindet, die also eher eine „bottom-up“ also eine „top-down“-Sichtweise entwickelt und ich

möchte andererseits beitragen zur weltweiten Debatte um gerechte Geschlechterverhältnisse.

Da mein thematisches Interesse geradezu nach internationalem Austausch „schreit“, habe ich mich entschlossen, das Wintersemester 2003 (September-Dezember) am US-amerikanischen Five College Women's Studies Research Center (FCWSRC) in South Hadley, Massachusetts, zu verbringen. Ich habe damit verschiedene Ziele verbunden: zum einen wollte ich die Dissertation weiter vorantreiben, und da ich auf Englisch schreibe, den englischsprachigen akademischen Kontext nutzen; ich wollte meine Ergebnisse mit WissenschaftlerInnen aus anderen Ländern diskutieren; ich wollte zu KollegInnen der Region mit ähnlichen Interessen Kontakte knüpfen; und ich wollte Einblick gewinnen in das – vom deutschen sehr unterschiedliche – US-amerikanische „academic life“, auch weil ich erwäge, im Ausland zu lehren und zu forschen. Für alle, die ähnliche Pläne haben, möchte ich die überwiegend positiven Erfahrungen, die ich in den letzten Monaten am FCWSRC gemacht habe, im Folgenden kurz darstellen.

Das FCWSRC ist eine gemeinsame Einrichtung der fünf Colleges, die sich im so genannten „Pioneer Valley“ in Massachusetts befinden. Diese sind die beiden sehr angesehenen Frauen-Colleges Smith College und Mount Holyoke College; Hampshire College, das erst wenige Jahrzehnte alt und für seine interdisziplinären Studienprogramme berühmt ist; das traditionsreiche Amherst College, ursprünglich ein reines Männer-College, das erst seit ca. 30 Jahren seine Tore für Frauen geöffnet hat; und schließlich die einzige öffentliche Einrichtung im Valley, die University of Massachusetts – „öffentlich“ meint dabei aber nicht, dass die Universität ausschließlich staatlich finanziert ist; auch hier müssen die Studierenden aus deutscher Sicht hohe Gebühren bezahlen, die aber dennoch sehr viel niedriger sind als an den vier Colleges.

Das FCWSRC wurde vor ca. zehn Jahren gegründet und hat die Funktion, die Kapazitäten der fünf Hochschulen im Bereich Women's und Gender Studies zu bündeln. Die Direktorin des FCWSRC ist momentan Amrita Basu, Politologin am Amherst College, die zu transnationalen (Frauen-)Bewegungen und Frauen in fundamentalistischen Bewegungen arbeitet. Des Weiteren arbeiten an allen fünf Hochschulen überwältigend viele Frauen und einige Männer in allen Disziplinen zu geschlechtsspezifischen Themen, u. a. in African-American Studies, American Studies, Anthropology, Art, Asian Studies, Biology, Comparative Literature, Economics, Film/Media Studies, Political Science, History, Jewish Studies, Labour Studies, Latin-American Studies, Management, Philosophy, Sociology etc.

Im Center können die Frauenforscherinnen zusammenkommen, z. B. um die verschiedenen Women's Studies Curricula zu diskutieren; es werden Konferenzen und Vorträge organisiert, zum Beispiel zum Thema „gender and war“, oder „queer representation in film“. Das Center stellt auch Raum für nicht-akademische Frauengruppen aus der Region zur Verfügung. Last but not least gibt das FCWSRC durch das Visiting-Fellow-Programm WissenschaftlerInnen aus dem In- und Ausland die Möglichkeit, konzentriert und unter besten Bedingungen an einem eigenen Forschungsprojekt zu arbeiten. Jede hat ihr eigenes Büro und Zugang zu den Ressourcen aller fünf Universitäten. Es ist Bestandteil des Programms, dass sich die GastwissenschaftlerInnen mit ihrem Projekt in öffentlichen Vorträgen präsentieren, weiterhin werden Kontakte mit WissenschaftlerInnen vor Ort durch Empfänge und andere Maßnahmen sehr unterstützt. Einziger – gravierender – Nachteil ist, dass die Fellowships keine Bezahlung beinhalten, mit Ausnahme eines Stipendiums der Ford Foundation, das üblicherweise an eine Wissenschaftlerin aus einem Entwicklungsland vergeben wird. Die Finanzierung des Aufenthaltes muss also von jeder Gastwissenschaftlerin selbst organisiert werden.

Insgesamt habe ich meinen Aufenthalt als sehr inspirierend und für meine Arbeit unterstützend empfunden. Zunächst habe ich mich am FCWSRC von Beginn an sehr willkommen geheißen gefühlt, was der Herzlichkeit von Amrita Basu und Elisabeth Lehmann, die das Center koordiniert, zuzuschreiben ist. Beide waren sehr bemüht, den Wünschen der Fellows so weit wie möglich zu entsprechen, u. a. wurden ein Bewerbungstraining und eine Veranstaltung mit Herausgebern von Zeitschriften und Buchautorinnen organisiert, um Veröffentlichungsstrategien vorzustellen.

Während meines Aufenthaltes waren elf Frauen als Gastwissenschaftlerinnen am Center tätig, sechs davon aus den USA, die anderen fünf aus Deutschland, Jamaika, Kanada, Österreich und Pakistan. Trotz interdisziplinärer Ausrichtung kamen die meisten Wissenschaftlerinnen aus den „Humanities“ und den „Social Sciences“; nur eine Frau war Ingenieurwissenschaftlerin und eine Frau kam als Aktivistin einer NGO zur Vorbereitung eines Buchprojektes an das Center. Auf Anregung von Amrita Basu bildeten wir zwei Studiengruppen, die sich wöchentlich trafen um die Arbeiten der Gruppenmitglieder zu diskutieren. Neben dieser Einbindung in eine Diskussionsgruppe empfand ich auch die Arbeitsbedingungen insgesamt als sehr gut. Ich hatte Zeit und meinen eigenen Raum zum Schreiben, ich konnte meine Texte zur Debatte stellen, ich hatte die hervorragenden Ressourcen von fünf Bibliotheken zur Verfügung und ich war gleichzeitig informiert über eine Reihe weite-

rer Aktivitäten im Valley, an denen ich teilnehmen konnte. Gleichzeitig war ich sehr erfreut darüber, dass großes Interesse an meiner Arbeit bestand und ich neben dem Vortrag am Center noch zwei weitere Gelegenheiten hatte, meine Arbeit vorzustellen.

Insgesamt habe ich mich integriert gefühlt in eine Gender Studies Community, die an den fünf Hochschulen so zahlreich ist, dass akademischer Feminismus nicht randständig ist und quasi zur universitären Grundausstattung gehört. Unter den GeschlechterforscherInnen im Valley habe ich des Öfteren die Kritik gehört, dass sehr viel mehr „women of color“ dem wissenschaftlichen Personal angehören sollten und dass die Perspektiven von Frauen afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Herkunft zu wenig vertreten sind. Da der deutsche Kontext noch wesentlich homogener „weiß“ ist, so fand ich trotz dieser berechtigten Kritik die akademische Vielfalt beeindruckend, sowohl personell als auch thematisch: Gender Studies und Globalisierung werden insgesamt stärker zusammengedacht als in Deutschland, genauso die Überschneidungen der Kategorien Geschlecht, Rasse und Nation, vor allem im

post-kolonialen Kontext. Ein letztes Element der Zugehörigkeit war die Zugänglichkeit der ProfessorInnen: Es schien mir viel leichter und auch selbstverständlicher als in Deutschland, mit WissenschaftlerInnen Kontakt aufzunehmen, um etwa mit ihnen „over lunch“ über Projekte und Pläne zu sprechen.

Aus meiner Sicht ist dieses Visiting Fellowship unter der Bedingung gesicherter Finanzierbarkeit sehr zu empfehlen. Allerdings habe ich ein Semester als zu kurz empfunden – interessante Kontakte waren oft gerade erst geknüpft, als ich die Zelte schon wieder abbrechen musste. Allerdings besteht die Möglichkeit, sich für das ganze akademische Jahr zu bewerben. Rein organisatorisch war es etwas schwierig, aus der Ferne eine Unterkunft zu finden, obwohl das Center dabei sehr behilflich war. Gewöhnungsbedürftig ist weiterhin, dass man in der eher ländlichen Gegend auf ein Auto angewiesen ist, da die öffentlichen Verkehrsmittel mit denen in Deutschland nicht zu vergleichen sind.

Bewerbungsfrist für das Visiting-Fellow-Program für jedes akademische Jahr ist im Februar.

Information
wscenter.hampshire.edu/

Katharina Gröning

Therapeutisierung der familialen Altenfürsorge?

Formulierung eines Unbehagens

Die große Mehrheit der sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten zur Entwicklung der häuslichen Pflege und der familialen Altenfürsorge konstatiert einen Rückgang der häuslichen Pflege und eine Verlagerung von der Pflege in der Familie hin zu Versorgung alter Menschen in Institutionen. Dabei schlägt sich die Forschung nicht nur mit den neuesten Zahlen zur Entwicklung der Pflegeversicherung herum (vgl. Simon 2003), d. h. einem Ansteigen der Nachfrage nach stationären Pflegeplätzen und einem Rückgang der häuslichen Pflege, sondern auch mit einer schwierigen Spannung zwischen Theorie und Empirie der häuslichen Pflege.

„Die Familie ist die zentrale Institution für die soziale Integration sowie die emotionale und instrumentelle Unterstützung älterer Menschen“ (BmFSF 2002, S. 193), sagt das Seniorenministerium und beruft sich dabei auf folgende Zahlen: dass nämlich von den ca. zwei Millionen pflegebe-

dürftigen Menschen in der Bundesrepublik ca. 1,5 Millionen, also ca. 75 % zu Hause versorgt werden, wobei hiervon wiederum ca. 75 % allein von ihren Angehörigen versorgt werden, die mehrheitlich Frauen, ca. 80 % sind.

Seit Einführung der Pflegeversicherung 1994 wird der Stellenwert der familialen Altenfürsorge einerseits politisch beschworen und gleichzeitig wissenschaftlich ein Zusammenbrechen dieser Kultur/Institution prognostiziert, obwohl gleichzeitig darauf hingewiesen wird, dass sich die familiale Altenfürsorge historisch auf einem sehr hohen Niveau befindet und dass noch nie in der Geschichte in so großem Umfang familiale Solidarität mit den Alten stattgefunden hat. Für den prognostizierten Rückgang der familialen Pflege werden vor allem allgemeine demografische Gründe angeführt. Es scheint auch eine ganz einfache Rechnung zu sein. Immer mehr Alte stehen immer mehr Jungen gegenüber, gleichzeitig trifft der Strukturwandel des Alters die Bundesrepublik wie alle modernen

Industrienationen und verwandelt sie in eine „Gesellschaft des langes Lebens“. Den Wandel der Familie, der mit dieser demografischen Entwicklung verbunden ist nennt Leopold Rosenmayr 1996 die „Bohnenstangenfamilie“, auf der horizontalen Ebene werden Familien kleiner, während sie vertikal „länger“ werden, d. h. zunehmend leben vier Generationen in der gleichen historischen Zeit. Dies bedeutet strukturell wiederum, dass Verantwortung für die alten Eltern zunehmend auch solche Kinder trifft, die ihrerseits bereits Großeltern sind.

Interessanter Weise ist trotz dieser strukturellen Veränderungen die Pflegebereitschaft in Familien sehr hoch. Das BmFSFJ (2002, S. 195) beruft sich auf eine Untersuchung von Fuchs (1998) und eine Untersuchung von Schütze 1995. Nach Fuchs sind 89,5 % der befragten Frauen und 82,7 % der befragten Männer zur Pflege bereit. Bei Schütze sind es 40 % der befragten Söhne und 79 % der befragten Töchter. Aus diesen Zahlen ergeben sich Fragestellungen und Aufgaben für die Wissenschaft, wenn es um die gesellschaftlich erwünschte Stärkung der häuslichen Pflege und familialen Altenfürsorge geht, denn an dieser Stelle soll dafür plädiert werden, die familiäre Altenfürsorge nicht nur als sozialpolitisch richtig, sondern auch aus der Perspektive der Zivilgesellschaft als sinnvoll und erwünscht zu erachten. Insofern sind Forschung und reflexiver Diskurs bedeutend, denn die Generationenfürsorge und die sozialen Ressourcen sind theoretisch ein weitgehend dunkler Kontinent. Welche Theorien kommen bei der Interpretation von Entwicklungen und Trends zum Zuge und wie verhalten sich die Theorien und Ergebnisse quantitativer Forschung zu den Ergebnissen qualitativer Forschung. Die Theoriebildung hinsichtlich der familialen Altenfürsorge ist nicht frei von programmatischen Positionen, etwa Theorien zur Zukunft und zur Entwicklung des Sozialstaates. Wohlfahrtsstaatliche Leistungen in die Familie zurückverlegen zu wollen ist seit den 80er Jahren ein hegemoniales politisches Programm konservativer und liberaler Politik. Daneben haben sich indessen Diskurse platziert, die im Sinne eines wohlfahrtspluralistischen Verständnisses fürsorgliche Leistungspotentiale in der Familie verorten, ohne diese gleichzeitig „zum Lastesel der Sozialpolitik“ machen zu wollen. In Anlehnung an diesen wohlfahrtspluralistischen Ansatz sind die folgenden Argumente zu verstehen.

Bei der Sichtung der Forschungsarbeiten zur familialen Altenfürsorge fallen drei Diskurse besonders auf. Im Zusammenhang mit empirischen Arbeiten zur Zukunft der Pflege in der Familie steht der Modernisierungsdiskurs, d. h. die von Beck, Giddens und Lash (1996) formulierte These der „reflexiven Moderne“ und des damit einherge-

henden „Verschwindens der Solidarität“ (Beck 1993) an erster Stelle. Angenommen wird, dass familiäre Pflegepotentiale ebenfalls aus „Modernisierungsgründen erodieren“. Die traditionellen Familienstrukturen lösten sich auf, damit gingen familiäre Unterstützungsoptionen verloren und vor allem die Frauen würden in ihrer Bereitschaft nachlassen, in die Helferrolle zu wechseln. Das schreibt auch das BmFSFJ (2002, S. 194). Nun hat der Modernisierungsdiskurs eine Reihe von theoretischen und empirischen Voraussetzungen, so dass die Frage zu stellen ist, ob die Interpretation empirischer Ergebnisse auf der Basis der Modernisierungstheorie wirklich verlässlich ist, was hierdurch erklärt wird und auch was eben nicht erklärt wird.

Ein zweiter bedeutender Diskurs im Kontext der familialen Altenfürsorge ist der Stress- und Belastungsdiskurs. Belastungsforschung hat im Rahmen der häuslichen Pflege eine besondere Bedeutung. Empirisch stützt sich diese Forschung sowohl auf quantitative und qualitative Arbeiten (Lazarus 1990, Urlaub 1988, Seubert 1993, Schneekloth/Potthoff/Piekara/Rosenblatt 1996, Fischer 1995). Für die hohe Bedeutung des Stress- und Belastungsdiskurses sind zwei Faktoren verantwortlich: einmal das Bild, was von den pflegenden Familien mit Beginn der Pflegeversicherung gesellschaftlich entstanden ist – als Laien, als überfordert, als isoliert – und welches vor allem auf Bedenken der Professionellen und ihrer Verbände gegen den Vorrang der häuslichen Pflege im Zusammenhang mit den Diskussionen um das Pflegeversicherungsgesetz eingebracht worden ist. Dabei ging es auch um den Markt für die ambulanten Dienste, um deren Pflegeverständnis, Leitbild und Strategie. Zum zweiten sind wissenschaftsimmanente Faktoren zu nennen. Die Stress- und Belastungsforschung stellen innerhalb der psychologischen Forschungen einen eigenen Ansatz, ein eigenes Theoriegebäude dar. Auch hier ist, ähnlich wie bei der Bedeutung des Modernisierungsdiskurses eine gewisse Deduktion als Problem zu nennen, denn bezogen auf ihre Ergebnisse lässt die Stress- und Belastungsforschung das Anerkennungsproblem innerhalb wie außerhalb der Familien, die innerfamiliäre Gerechtigkeit und das Problem der mangelnden Aushandlung unberührt. Was bedeutet und erklärt die Belastungsforschung im Rahmen der familialen Altenfürsorge und was folgt daraus für ein Konzept der häuslichen Pflege?

Der dritte Diskurs, der in diesem Rahmen als jüngerer Trend nun auffällt ist erstaunlicherweise die Verwendung eines therapeutischen Diskurses auf das Feld der familialen Altenfürsorge. Insbesondere die Denkweisen und Methoden der systemischen Familientherapie werden auf die häusliche

Pflege und die familiäre Altenfürsorge übertragen. Im Kontext der Entwicklung geforderter „weicher“ Formen der Unterstützung häuslicher Pflege und familiärer Altenfürsorge erscheint die Familie als zu analysierendes System (Gunzelmann 1991, Wilz/Schumacher/Machold/Gunzelmann/Adler 1998, Fuchs 1999, etc.).

Andererseits sind wichtige Ansätze und Theorien in der familialen Altenfürsorge überhaupt nicht präsent oder kommen nur am Rande vor: so ist der feministische Diskurs in diesem Feld vor allem eine Zusammenfassung der Nachteile, die insbesondere Frauen erleiden, wenn sie sich zur Altenfürsorge bereit erklären oder ihren Partner pflegen (Belle 1990, Seubert 1993, Beck-Gernsheim 1993). Gleichzeitig orientieren sich Frauenforscherin sehr an der Modernisierungstheorie (etwa Beck-Gernsheim 1993). Es entsteht der Eindruck, dass Frauen die sich um ihre Eltern, Schwiegereltern oder andere Familienmitglieder kümmern dies vor allem als „doing gender“ tun (Seubert 1993).

Auffallend ist auch das Fehlen von Generationstheorien hinsichtlich der familialen Altenfürsorge, obwohl doch gerade hier das Thema der Bindungen eine herausragende Rolle spielt. Zwar hat sich die Gerontologie mit dem Thema des Austausches zwischen den Generationen beschäftigt, doch auch hier treten Individualisierungskonzepte bisher in den Vordergrund. Die Familialisierung der Alten ist schließlich zugunsten eines modernen Altersleitbildes auch theoretisch aufgelöst worden. Hinsichtlich der Familienforschung sind ähnliche Probleme zu konstatieren. Mehrgenerationalität ist mit der Auflösung des Dreigenerationenhaushaltes kein Thema mehr. Die Gleichsetzung von Familie und Haushalt, von Familie mit Kernfamilie wird erst langsam als Problem der Theoriebildung thematisiert (vgl. Bertram 2000). Bevor aber Alternativen zur der gegenwärtigen Perspektivität der familialen Altenfürsorge aufgezeigt werden, soll noch einmal zu Ende geführt werden, wie sich Modernisierungsdiskurs, Belastungsdiskurs und Therapeutischer Diskurs im Feld der familialen Altenfürsorge zeigen, welche Perspektiven sie jeweils eröffnen und verstellen und was daraus für die Forschung folgt.

Familiale Altenfürsorge und Modernisierungsdiskurs

Der heute in den Sozialwissenschaften wohl bedeutendste Entwurf gesellschaftlicher Strukturentwicklung beschreibt den Zivilisationsprozess als Prozess zunehmender Individualisierung. Vertreter der Individualisierungstheorie sind davon überzeugt, dass im Kern der Gesellschaft Auflösungsprozesse stattfinden, die in der Dynamik der Moderne selbst begründet und unumkehrbar sind.

Die vom Modernisierungsprozess ausgehende gesellschaftliche Dynamik wird dramatisch beschrieben und zwar insbesondere hinsichtlich zweier in den Sozialwissenschaften brisanter Fragestellungen: der Zukunft von Schicht und Klasse und der Zukunft des Geschlechterverhältnisses, wodurch diese Theorie eine gewisse Faszination bekommt: Explosive Konflikte breiteten sich vor allem in der Familie aus. Das Prinzip der Individualisierung münde in eine Art „französischer Revolution in der Familie“. Als Familien- oder Beziehungskonflikt würden in der Familie die Widersprüche deutlich, die in den Voraussetzungen der Strukturen einer moderneren Gesellschaft eingelagert seien. Auf den Theorien von Individualisierung und Modernisierung baut sich ein ganzes Theoriegebäude zur Zukunft der Familie auf. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass die Spannungen innerhalb der Familie automatisch zum Bruch führen, wodurch das familiäre Verhältnis letztlich als narzisstisches, nicht als moralisches beschrieben wird. Empirisch geht die Modernisierungstheorie vor allem von zwei Veränderungen der Familie aus: dem Geburtenrückgang und der Scheidungszahl. Sie leitet aus der Krise der patriarchalischen Ordnung die Krise der Familie ab. Sie vermag hinsichtlich der familialen Altenfürsorge nicht zu erklären, warum die meisten alten Menschen in der Familie versorgt werden. Die dominante Bedeutung der Modernisierungstheorie für die familiäre Altenfürsorge kann nur erklärt werden, wenn man zugrunde legt, dass insbesondere bei der Interpretation demografischer Entwicklungen und quantitativer empirischer Forschung die These der Modernisierung als „Auflösungsprozess im Kern der Gesellschaft“ quasi deduktiv verwendet worden ist. Bezogen auf die Motivation zur häuslichen Pflege entsteht durch die Forschung folgendes Bild:

Das BmFSFJ (2002) beschreibt die Bereitschaft zur Übernahme der häuslichen Pflege einerseits als sehr hoch, sowohl bei den Ehepartnern als auch bei den Kindern, was auf Zuneigung, aber auch auf Gefühle der Verpflichtung zurückgeführt wird – warum dies hier getrennt bzw. polarisiert aufgeführt wird, ist zunächst nicht ganz einsichtig. Die empirischen Aussagen der pflegenden Angehörigen weisen eher in die Richtung, dass beides, Zuneigung und Pflicht, und zwar in der Verbundenheit eine Rolle spielen und zwar als ganz besondere Typik der Generationenbindung und der Interdependenz der Generationen, die sich ja nun einmal über die Einheit von Abstammungslinie und Anerkennungserfahrungen begründet. Nachdem man Zuneigung und Pflicht nun polarisiert hat, wird Verpflichtung noch einmal funktionalistisch gebrochen (BmFSFJ 2002, S. 195). Gesellschaftliche Normen, rollenimmanentes Verhalten insbesondere bei Frauen (BmFSFJ 2002, S. 195, das Aufrecht-

erhalten einer Tradition oder eines Familienmythos, Schuld und Wiedergutmachung (Grond 1992, S. 119, christliche Nächstenliebe (Hedke-Becker 1990, S. 20) – kurz die Aufzählung verstaubter und tendenziell neurotischer Motive zur Pflegebereitschaft überwiegen, verzerren Frauen, die pflegen und ihren Blick auf die Generationsbeziehung. Aus dem Motiv der Zuneigung wird rollenimmanentes Verhalten, Familienmythos etc. also Entfremdung und Ideologie.

Aus der wissenschaftlichen Rezeption der familialen Altenfürsorge lassen sich verschiedene Probleme erkennen:

Erstens tut sich die Forschung schwer moralische Bindungen und Beziehungen, wie sie nun einmal Wirklichkeit sind, in der familialen Altenfürsorge im Kontext gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse zu beschreiben. Die wissenschaftliche Aufklärung und Dekonstruktion des „archaischen Tatbestandes der Generation“ mit ihrer „Deshalb-Ethik“ (Schultheis 1993) nimmt an, dass sich das Generationenverhältnis nicht in die Moderne transzendieren lässt. Auch für Schultheis (1993) „ruht der Generationsvertrag auf einem Geschlechtervertrag“, ist also das Generationenverhältnis in Gefahr, wenn das institutionelle Korsett dekonstruiert ist. Übersetzt man die Aussagen der Forschungsarbeiten auf das Feld, so wird der Eindruck erweckt, als sei vorwiegend das normative Korsett der traditionellen Familienstruktur mit den Werten Erbe, Ehre, Abstammungslinie etc. das wirkliche und zentrale Fundament familialer Altenfürsorge, als seien Bindungen und Verbundenheit als wichtiges Motiv für die Pflege verdächtig und nicht bedeutend, obwohl die Mehrheit der Angehörigen die Verbundenheit zu den alten Eltern als bedeutsames Motiv für die Altenfürsorge angibt. Die zentrale Frage ist demnach, ob der Bruch mit den Ligaturen die Zerstörung des Ganzen bedeutet, dann würden menschliche Interdependenzen nur aus Institutionen bestehen, tief im Inneren über Sozialisationsprozesse also Erfahrungen des Gehorsams und der Autorität verwurzelt – oder ob im Sinne Axel Honneths zum Beispiel jeder Konflikt einen moralischen Kern hat, auch der Geschlechterkonflikt, auch der Generationskonflikt.

Es soll dafür plädiert werden, dass Forschung, die sich auf Familie und Generation bezieht, sich mit dem Tatbestand der sittlichen und emotionalen Verbundenheit von Familie und Generation als eigene Qualität menschlicher Beziehungen auseinander setzen muss und Familie nicht nur funktional verstanden werden soll. Hierin liegt ebenfalls die pädagogische Perspektive von Entwicklung und Lernprozessen. Es ist also für mehr verstehende Familienforschung zu plädieren, die sowohl Perspektiven der Generationsforschung wie auch

Perspektiven der Frauenforschung aufnimmt und integriert, denn auch hier liegt ein Problem der Forschung. Familienforschung und Generationsforschung sind derzeit wenig miteinander verbunden. Familie, das ist hauptsächlich die Kernfamilie und gleichzeitig die Familie, die sich in der Erosion befindet, wie der Modernisierungsdiskurs nahe legt. Kommt die Familie empirisch in einem größeren Generationsverbund vor, so handelt es sich um eine Familie mit Modernisierungsrückstand, etwa die südeuropäische oder osteuropäische Migrantenfamilie. Vielleicht ist das nun etwas platt, aber es zeigt auf, dass Generationsbeziehungen innerhalb der Familientheorie keine besonders große Rolle spielen und wahrscheinlich auch einseitig, nämlich als Last, verstanden werden, und dass, obwohl sich die Generationen helfen und füreinander bedeutend sind, auch außerhalb des gemeinsamen Haushaltes, dann, wenn die Kinder längst erwachsen und aus Eltern Großeltern geworden sind. Da wo Mehrgenerationalität Teil der Familienforschung ist, handelt es sich zumeist um klinische Forschung und das heißt, es wird überwiegend das Pathologische der Generationsbindung thematisiert. Damit komme ich zum zweiten Problem: nämlich der Therapeutisierung der familialen Altenfürsorge.

Häusliche Pflege und therapeutischer Blick

Die Übernahme der häuslichen Pflege von Kindern ist abhängig von der Qualität der früheren Beziehung zu dem nun pflegebedürftigen Elternteil. Erstaunlicherweise wird nun auf Seiten der verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten vor allem die gestörte Beziehung besonders hervorgehoben. Die Pflegebereitschaft basiere oft auf ungelösten kindlichen Abhängigkeitsbedürfnissen oder aus dem Wunsch von den Eltern wenigstens im Alter endlich mal akzeptiert zu werden (Geister 2002, S. 12). Zwar wird eingeräumt, dass bei einer positiv erlebten Bindung die Bereitschaft zur Pflege höher ist, was empirisch auch bedeutet, dass die meisten Pflegen aus filialer Verbundenheit stattfinden und nicht aus neurotischen oder instrumentellen Motiven. Die filiale Verbundenheit als sozialen Tatbestand der Generationenbeziehung zu akzeptieren und die gestörte Beziehung als Ausdruck von misslungenen Entwicklungsaufgaben zu verstehen, folgt für die Forschung daraus aber weniger. Im Gegenteil rückt die konflikthafte und belastete Beziehung in den Vordergrund – und zwar die Belastung und Konflikthaftigkeit, die es bedeutet, wenn man als Kind von den Eltern abgelehnt worden ist. „Auch eine konflikthafte, als schlecht erlebte Beziehung könne die Basis für die Bereitschaft zur Pflegeübernahme sein. Frauen, die früher von ihren Eltern abgelehnt worden seien,

könnten nun unbefriedigte Zugehörigkeitswünsche reaktivieren“, (Becker 1997, S. 40f). Empirisch ist es nun weitgehend unklar, wie groß dieser Anteil der konflikthaften Motive wirklich ist, im Gegensatz zu nicht konflikthaften Motiven der filialen Verbundenheit. Zusammen mit der zu Beginn schon problematisierten Argumentation, dass sich die Bereitschaft zur Pflege vor allem aus der traditionellen Frauenrolle ableiten lasse, erscheint die familiäre Altenfürsorge, wenn zudem die konflikthafte Beziehung besonders in den Vordergrund gerückt wird, als Gefängnis für Frauen, gemauert aus traditioneller Rolle und infantiler Verstrickung. Wenn dies aber so stimmt, dann ist nicht zu erklären, warum Pflege in der Praxis in so hohem Maße stattfindet – oder sind dann alle neurotisch, unemanzipiert und rückständig, die pflegen?

In Bezug auf Konfliktsituationen in der häuslichen Pflege wird aufgrund des großen Forschungsdefizits zumeist auf nur wenige Untersuchungen verwiesen. Zum einen auf eine Studie von Aymanns und Fillip (2000), die Experten aus Beratungseinrichtungen zu Eltern/Kind-Konflikten zwischen erwachsenen Kindern und ihren alten Eltern befragt haben. Hier muss hervorgehoben werden, dass es sich um eine Vorauswahl handelt. Es sind eben Berater und Therapeuten befragt worden, die aufgrund ihrer psychosozialen und klinischen Professionalität Auskunft über ihre Klienten gegeben haben. Es ist schwierig, die Ergebnisse der Untersuchung auf Generationsbeziehungen zu übertragen. Nach Aymanns und Fillip (2000) sind vor allem Abgrenzung und Ablösung die hauptsächlichen Konfliktpotentiale, gefolgt von mangelnder Wertschätzung und Anerkennung. Ebenso werden „gegenseitige Erwartungen und Verpflichtungen häufig genannt. „Unterschiedliche Auffassungen darüber, welche Pflichten die jeweils anderen Generation mit Blick auf die eigenen Generation zu erfüllen hat und welche Erwartungen man berechtigter Weise aneinander stellen darf, führen in vielen Fällen zu einer ernsthaften Belastung der Generationsbeziehung (Aymanns/Fillip, 2000, S. 13). Gleichzeitig betonen die Verfasser der Studie, dass in den Beratungsstellen Fragestellungen der häuslichen Pflege und familialen Altenfürsorge kaum eine Rolle spielen, das heißt vor allem, dass Ratsuchende aus anderen Gründen in die Beratungsstellen der Stichprobe gekommen sind, als über ihre alten Eltern zu sprechen.

Die Übertragung klinischer Forschungsergebnisse auf die Generationsbeziehung von alten Eltern und ihren sich im mittleren Lebensalter befindlichen Kindern wird in Bezug auf die familiäre Altenfürsorge zunehmend bedeutender. Erkenntnisse der systemischen Familientherapie – ein therapeutischer Ansatz, der sich insbesondere mit der Ent-

stehung und Behandlung schwerer seelischer Störungen befasst, wie Anorexie, Erkrankungen des manisch-depressiven und schizophrenen Formenkreises – werden auf die familiäre Altenfürsorge übertragen. So findet Fuchs (2000, S. 54) es hilfreich auf die Erkenntnisse der systemischen Familientherapie zurückzugreifen, um die Ursachen für Konflikte in der häuslichen Pflege nicht „monokausal“ zu erklären. Die Familie sei vergleichbar mit einem Mobile, wenn ein Teil des Systems sich verändere, gerate alles in Bewegung. Sodann werden alle Erkenntnisse, Konzepte und Ansätze der systemischen Familienforschung für die familiäre Altenfürsorge aufgeführt und auf diese übertragen: Rollenumkehr, Parentifizierung, Koalitionsbildung, Sündenbock, Ausstoßung etc. Ganz abgesehen davon, dass man sich logisch fragen muss, ob im Rahmen der familialen Altenfürsorge wirklich Rollenumkehr und Parentifizierung stattfindet, ob ein Erwachsener also noch ein „Elternkind“ werden kann oder ob das nicht logisch ausgeschlossen ist, denn ihm wird ja durch die Pflegebedürftigkeit der Eltern nicht die Kindheit genommen, ganz abgesehen also von der Logik ist zu fragen, ob die Beziehung zwischen alten pflegebedürftigen Eltern und ihren Kindern nicht anders treffender beschrieben werden kann. Und wenn es sich bei der Belegung einer Pflegebeziehung mit dem Label parentifiziertes Kind um ein von frühster Kindheit parentifiziertes Kind handelt, ist die nächste Frage, welche empirische Bedeutung haben diese Charakterisierungen für die häusliche Pflege. Sie sind in keiner Forschung wirklich abgesichert und es ist zu befürchten, dass die Sprache der familialen Altenfürsorge durch die therapeutische Definitionsmacht verloren geht.

Mit den Begriffen der Rollenumkehr und der Parentifizierung wird zudem der Ausbeutungscharakter der Beziehung in den Vordergrund gerückt.

Die Therapeutisierung der häuslichen Pflege setzt sich fort in der Position, dass die pflegenden Angehörigen die Übernahme der Pflegeverantwortung zwar mit einer subjektiv erlebten Entscheidungsfreiheit verbinden, dass ein bewusster Entscheidungsprozess jedoch vielfach nicht stattgefunden habe (vgl. BmFSFJ, 2002, S. 195). Mit dieser Aussage wird nun weit mehr gesagt, als dass die Angehörigen bei ihren Entscheidungen verschiedene Problemdimensionen nicht ausreichend berücksichtigen und hier vielleicht, besonders am Anfang, Begleitung bräuchten. Oder dass es schwierig ist, über den Verlauf einer häuslichen Pflege wirklich gültige Prognosen anzustellen und dass deshalb einmal getroffene Entscheidungen auch überprüft werden müssen. Nein – die Entscheidung wird als nicht bewusst, also unbewusst bezeichnet. Die Entscheidungsfreiheit wird bezwei-

felt, weil eine Wahlfreiheit häufig nicht gegeben sei. Auch hier rückt die Idee der infantilen Abhängigkeit in den Vordergrund.

Bisher ist empirisch nachgewiesen, dass die familiäre Pflege vorwiegend in einem Dual stattfindet, und zwar einem Dual zwischen dem pflegebedürftigen alten Menschen und der Pflegeperson, dass sich in diesem Kontext die Lebenswelt beider immer mehr totalisiert und schließlich vom Rest der Familie spaltet (vgl. Gröning 2002). Dieses dominante Pflegearrangement wird von der Pflegeversicherung quasi alimentiert, indem eine Hauptpflegeperson definiert wird, wodurch sich die innerfamiliäre Isolation der Frauen, die ihre alten Angehörigen pflegen, verstärkt und ihre Alleinständigkeit rationalisiert. Die empirischen Fakten deuten auf zu wenig innerfamiliäre Gerechtigkeit, auf die Definition der Pflege als Frauensache und auf eine patriarchalische Politik der Familie hin, weniger auf eine klinische Verzerrung im Sinne einer infantilen Abhängigkeit, wie dies der Rückgriff auf die systemische Familienforschung für die häusliche Pflege nahe legt. Doch auch Gunzelmann (1991) meint, dass die Analyse des familialen Systems eine wesentliche Grundlage für die Problembeschreibung und -analyse sowie für die Entwicklung von Lösungsstrategien darstellt (Gunzelmann 1991, S. 66) und plädiert damit für die Einführung klinischer Deutungsmuster in das Feld der häuslichen Pflege. Liß/Lübbert (1993) fügen dem systemischen Ansatz nun noch den Ansatz der psychoanalytischen Familientherapie hinzu: Sie gehen von alten Konflikten in den Ursprüngen der frühen Eltern/Kindbeziehungen aus und rezipieren Erkenntnisse der psychoanalytischen Familientherapie und -forschung, um dies auf die Beziehungen zwischen alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern zu übertragen, insbesondere die Ansätze von Richter und Stierlin: Abbild, ideales Selbst, Delegation, negative Identität etc. etc. Entsprechend der psychoanalytischen Theorie wird die Unbewusstheit der Generationsbeziehungen, die in weiten Teilen ja nun wirklich, vergleiche insbesondere die Habitustheorie, ein akzeptierter Tatbestand ist, klinisch gewendet. Zum einen wird damit implizit im Gegensatz zur Sozialpsychologie unterstellt, dass die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren alten Eltern sich nicht entwickeln (können), sondern die Konflikte quasi die alten sind. Das ist eine harte Auslegung des Wiederholungszwangs und eine Definition der Eltern/Kindbeziehung als vorwiegend neurotisch. Unabhängigkeit der Generationen wird zum Leitbild erhoben und die Generationsbindungen kommen in den Geruch der „infantilen Abhängigkeit“, auch nach Jahren eines Lebens in Selbständigkeit und Eigenverantwortung. „Dennoch nehmen Kinder gerade aufgrund ihrer immer noch bestehen-

den infantilen Abhängigkeit und ihres Pflichtgefühls gegenüber ihren Eltern diese auf und sind bereit, sie zu pflegen und zu versorgen. In diesem Fall können dann alte Interaktionsmodi wieder verstärkt auftreten und wiederbelebt werden, da die Kindern ihre Herkunftsfamilie mit diesem Konfliktpotential verließen und die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit dieser Problematik mit Hilfe der konfliktvermeidenden Distanz ausgeklammert wurde“ (Liß/Lübbert 1993, S. 124). Was hier stört, ist die einseitig klinische Akzentuierung der Generationsbeziehungen und dass universelle, im Rahmen der Bindungsgeschichte vollzogene Identifizierungen mit den Eltern mit der Introjektion neurotischer Strukturen gleichgesetzt werden.

Sicherlich ist die Ursache dafür, dass nun klinische Deutungsmuster, die alle im Kontext der Forschung an schwer gestörten Familien und Einzelpersonen entwickelt worden sind, für die häusliche Pflege zunehmend Verwendung finden, vor allem der Tatsache geschuldet, dass eine eigene Forschung zur Beratung und Unterstützung häuslicher Pflegeverhältnisse bisher fehlt. Das rechtfertigt aber noch nicht die empirische Abstinenz in Bezug auf die Tatsache der Pflege als Frauensache. Einige Probleme der Forschung sind schon benannt worden, weitere Fragestellungen und Perspektiven sollen dem hinzugefügt werden.

Probleme der Stress- und Belastungsforschung

Neben den allgemeinen Annahmen der „Erosion der familialen Pflegepotenziale“ oder Annahmen über den „Zerfall der Familie“ werden vor allem stress- und belastungstheoretische Forschungsarbeiten angeführt und interpretiert, um einerseits die Krisen der häuslichen Pflege zu beschreiben, andererseits Lösungen zur Entlastung zu suchen. In diesem Zusammenhang stellt sich strukturell die Frage ob und wann Familien mit der Altenfürsorge und Pflege überfordert sind. Dabei nimmt die Stress- und Belastungsforschung an, dass „nicht a priori die Versorgung alter Menschen als belastend verstanden werden darf, sondern vielmehr die Bedeutung der subjektiven Einschätzung im Kontext der individuellen Situation durch die Angehörigen“ berücksichtigt werden muss (Gunzelmann, 1991b: 45). Angenommen wird weiterhin eine Wechselwirkung zwischen Belastungen und Konflikten wie auch zwischen Belastungen und/oder Konflikten und *Stress*. Entscheidend hinge das Stresserleben von den subjektiven Deutungen und Bewertungen einer Situation ab und davon, wie ein Individuum die eigenen Möglichkeiten einschätzt, diese zu bewältigen. Bezogen auf die Situation pflegender Angehöriger bemisst sich das Ausmaß subjektiv erlebten Stresses folglich nicht ausschließlich an z. B. objektiv feststellbaren

Symptomen der Kranken bzw. Pflegebedürftigen mit einem entsprechend variierenden Arbeitsaufwand für die Pflegenden. Stress ergibt sich diesem Modell zufolge vielmehr "aus den Merkmalen der Situation im Kontext der Einstellungen der beteiligten Personen, der subjektiven Bedeutung, die sie ihr beimessen und schließlich der Verfügbarkeit und tatsächlichen Nutzung externaler (materieller und sozialer) sowie internaler Ressourcen (z. B. kognitive Bewältigungsstrategien, Kontrollüberzeugungen) zur Bewältigung der Situation" (Gunzelmann, 1991b: 45).

Die wichtigsten Belastungen sollen im Folgenden genannt werden, wobei hier einerseits die Tatbestände aufgeführt werden, andererseits wird aber auch der Versuch einer Interpretation bzw. Neuinterpretation unternommen:

Der Beginn der Pflege wird sowohl als Belastung angegeben, wenn die Pflege aufgrund einer akuten Erkrankung plötzlich beginnt und alles in relativ kurzer Zeit zu organisieren ist. Gleichzeitig wird der Beginn der Pflegebeziehung auch dann als Belastung angegeben, wenn die Veränderung des Pflegebedürftigen sich schleichend vollzieht. Daraus kann man nun schließen, dass der Beginn der Pflege immer als belastend empfunden wird und man kann daraus schließen, dass es zu Beginn der Pflege ein Aushandlungsdefizit in den Familie gibt bzw. dieses sichtbar wird. Beginnt die Pflege plötzlich, kann aufgrund der Umstände nicht mehr verhandelt werden. Ist ihr Verlauf schleichend, dann haben sich die Umstände schon institutionalisiert, so dass eine andere Lösung nicht nötig erscheint. Hinzu tritt, dass die kürzeren Liegezeiten von pflegebedürftigen Patienten auch in den Akutkrankenhäusern das Problem verschärfen. Aber auch die Universalität der Belastung zum Beginn der Pflege unabhängig von den Umständen ist als kritisches Lebensereignis für die nahen Verwandten des/der Pflegebedürftigen zur Kenntnis zu nehmen. Der Beginn der Pflegebedürftigkeit ist immer der Beginn des wirklichen Abschieds von den alten Eltern.

Als weiterer Faktor wird die Abhängigkeit der Pflegeperson genannt. Da die gesamte Tageseinteilung an der pflegebedürftigen Person ausrichtet wird, müssen eigene (Bedürfnisse und Zukunfts-)Pläne insbesondere bei dualisierter Pflege immer wieder zurückgestellt, verändert oder ganz aufgegeben werden, da sie mit den Pflegeanforderungen nicht vereinbar sind (Hedtke-Becker, 1990: 31). In diesem Zusammenhang kann die Verfügung der Familien über die weiblichen Pflegepersonen noch einmal besonders benannt werden. Die aus zumeist normativen Gründen "von unterschiedlichen Personen des Umfelds herangetragene Selbstverständlichkeit zur Übernahme häuslicher Pflegetätigkeiten durch Frauen aus Familien-

zusammenhängen" entmündigt die Frauen (Becker, 1997: 33).

Zu nennen ist auch die soziale Isolation der Pflegepersonen (Büschges, 1995: 129). Freundschaften, Hobbys und Reiseaktivitäten werden deutlich reduziert sind (z. B. Fischer, 1995: 132 f.). Die Reduzierung der Sozialkontakte wird durch eine sinkende Zahl der Besuche im Pflegehaushalt aufgrund der gesellschaftlichen Tabuisierung bzw. Stigmatisierung von Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Hilflosigkeit zusätzlich forciert.

Belastend ist ferner die Dauer des Pflegeverhältnisses, insbesondere wenn der pflegebedürftige Mensch dahinsiecht und die Krankheit sehr langsam, aber unaufhaltsam voranschreitet. Auch hier kann angenommen werden, dass die Aushandlungsdefizite in den Familien die Belastung verstärken, wenn nicht begründen. Einen besonderen Faktor der Belastung stellt der Umgang mit dem Leiden des pflegebedürftigen Menschen dar: "Auf der einen Seite geben sie sich die größte Mühe, andererseits müssen sie doch erleben, dass sie gerade dadurch womöglich Leiden verlängern oder aufrecht erhalten" (Hedtke-Becker, 1990: 33). Auch bei diesem Argument ist die gesellschaftliche Bewertung der „Verlängerung“ des Leidens“ und die Definition des Todes als „Erlösung“ bedeutend. Die öffentlichen Diskussionen um Sterbehilfe und lebensverlängernde Maßnahmen betreffen auch das häusliche Pflegeverhältnis. Statt Anerkennung erhält die Pflegeperson unter Umständen Vorwürfe, insbesondere wenn sie lebensverlängernden Maßnahmen zustimmt.

Schließlich werden Belastungen auf der Beziehungsebene zwischen Pflegenden und Pflegebedürftigen genannt, die entweder auf früheren Konflikten beruhen oder Resultat krankheitsbedingter Beziehungsstörungen sind. Büschges betont in diesem Zusammenhang als wesentliche Belastungsfaktoren "Persönlichkeitsveränderungen des Pflegebedürftigen (z. B. Aggressivität)" oder wachsende "Gefühle der Entfremdung", die durch psychische Veränderungen der zu Pflegenden ausgelöst sein können, sowie eine zunehmende "emotionale Distanz zum Pflegebedürftigen".

Eine weitere nicht unerhebliche Belastung stellen die *finanziellen Folgekosten* der Pflegebedürftigkeit dar, die mittels der Leistungen der Pflegeversicherung nur teilweise kompensiert werden. Die Hauptlast der finanziellen Kosten tragen die Hilfe- und Pflegebedürftigen selbst. Entsprechend wird die Szenerie der familialen Altenfürsorge wissenschaftlich beschrieben: Die "vielfältigen Schwierigkeiten, (...) (lösen oft) Gefühle der Überforderung, des Versagens sowie Angst aus. Die Pflegesituation stellt sich (...) als überdimensionale, unübersehbare, von vielen Gefahren umgebene Aufgabe dar". Fast immer "folgt sie einem einglei-

sigen Weg, an dessen Ende so gut wie nie Genesung oder Besserung, sondern der völlige Verlust, (...) (der) Tod, steht" (Fischer, 1995: 8). Anders als Fischer die Pflegesituation beschreibt und dieser an sich die Verantwortung für die Belastungsproblem zuspricht, sind Anerkennungsdefizite, Aushandlungsdefizite, eine „Politik der Familie“, ein Mangel an innerfamiliärer Gerechtigkeit, statt dessen die Verschiebung des Problems auf eine Einzelperson in der Familie, widersprüchliche Moralen, Heuchelei nach dem Muster „nicht wer erbt muss pflegen, sondern wer blöd ist, muss pflegen“ die wahrscheinlicheren Gründe für die Belastung. Pflege innerhalb der Familie wird entwertet und zur Angelegenheit der Schwachen, die nicht „nein“ sagen können.

Die Ergebnisse der Stress- und Belastungsforschung haben trotzdem – und hierin liegt ihr großer Verdienst – zu einer Ausdehnung verschiedener punktueller Hilfen geführt, wie teilstationäre Angebote, Tagespflege, Angehörigengruppen, Beratung etc. Gleichzeitig werden die Ergebnisse der Belastungs- und Stressforschung verwendet, um im Rahmen einer Laien- und Expertenauseinandersetzung zu argumentieren, dass Familien mit der Altenfürsorge, insbesondere bei Demenz überfordert oder eben nicht kompetent seien. Das meist dualisierte Pflegeverhältnis mit einer, innerhalb der Familie, oft isolierten Hauptpflegeperson, deren Stellung in der Familie, die Dimension der Familiendynamik werden als besonderer Ausdruck des Patriarchats in kaum einer Forschungsarbeit thematisiert. Auch hier ist ein massives Theorie-defizit zu beklagen. Dagegen existiert ein relativ negatives Bild der familialen Altenfürsorge in den Köpfen der Experten, insbesondere der professionellen Dienste (vgl. Brömme 1999): als mit der Pflege überfordert, als belastet, als depressiv und selbst krank, als unfähig Hilfe anzunehmen, als unkooperativ, als nur an den Leistungen der Pflegeversicherung interessiert, als den alten Menschen entmündigend und nicht zuletzt als potentiell oder tatsächlich gewalttätig. Die Pathologisierung der Familie findet zudem auch in der Pflegeforschung statt, wenn im Rahmen von häuslicher Pflege von „Demenz als Familienkrankheit“ die Rede ist. Dieses „belief in pathology“ ist eine strukturelle Schwäche des öffentlichen Bildes der familialen Altenfürsorge, an welchem die Forschung, wie zu Anfang beschrieben, nicht unschuldig ist.

Stützpunkte für weitere Forschungsbedarfe zur familialen Altenfürsorge

In Abgrenzung zu eher funktionalistischen Verständnissen wird davon ausgegangen, dass das Generationenverhältnis innerhalb der Familie dem

Anerkennungsmodus der Zuneigung unterliegt und deshalb ein moralisches Verhältnis ist. Es kann deshalb im Zusammenhang mit modernen gesellschaftlichen Verhältnissen nur als gegenseitig gedacht werden (und nicht, wie Schultheis (1993), dies für die traditionelle Generationenethik herausgearbeitet hat, als linear). Diese, auf die Philosophie der Anerkennung zurückgreifende Argumentation (vgl. 1992), ermöglicht auch den moralphilosophischen Blick auf solche Beziehungen im Generationsverhältnis, die die jeweils ältere Generation als souverän, die Jüngeren als abhängig denken, wie dies in den Generationsethiken, die sich über die Abstammungslinie rechtfertigen, der Fall ist. Die Rechtfertigung der Generationensolidarität innerhalb der Familie unterliegt, so eine wichtige Position der vorliegenden Thesen, anderen moralischen Bezügen als der sozialpolitische Generationenvertrag. Das Generationsverhältnis innerhalb der Familie ist traditionell durch die Linearität der Abstammungslinie strukturell ungerecht (vgl. Bourdieu 1997) und deshalb in modernen Gesellschaften zunehmend als Tabu („du sollst Vater und Mutter ehren“, „heilige Schuld“) nicht mehr legitimierbar. Die Therapeutisierung der Generationsbeziehungen dreht nun die Problematik aber um, ohne sie zu lösen. Waren in den traditionellen Generationsbeziehungen die Kinder von ihren Eltern abhängig und ist ein psychisches Erwachsenwerden hier nur teilweise vorgesehen (vgl. Erdheim 1984), legen therapeutische Ansätze eine fundamentale Unabhängigkeit menschlicher Beziehungen zugrunde, die jede Bindung und Beziehung, die nicht im Rahmen des Eigennutzes liegt, in den Verdacht des Krankhaften rückt. Die implizite Theorie der Kindheit, in diesen aufgeführten Ansätzen denkt Kindheit und Eltern-Kindbeziehungen vorwiegend als infantile Abhängigkeit, also auf der Ebene von Macht und Gehorsam. Mit der Befreiung von der infantilen Abhängigkeit vollzieht sich gleichzeitig auch eine Befreiung von der Verantwortung gegenüber den Eltern, wenn diese hilfsbedürftig werden.

Individualisierung oder Interdependenz? – Zur Entwicklungslogik der Moderne

Norbert Elias beschreibt in seiner Theorie über den Prozess der Zivilisation diesen von allem als zunehmende Verflechtung und Angewiesenheit der Menschen aufeinander und nennt dieses Phänomen des Sozialen Interdependenzen. Interdependenz sei das Prinzip und die Entwicklungslogik des Zivilisationsprozesses. Menschen leben in einem zunehmend dichter werdenden Geflecht der Angewiesenheiten aufeinander. Ihre Interdependenzen sind das, was sie aneinander bindet. Da Menschen erst von Natur, dann durch gesellschaft-

liches Lernen, durch ihre Erziehung, durch Sozialisierung, durch sozial erweckte Bedürfnisse gegenseitig voneinander mehr oder weniger abhängig sind, kommen Menschen, so sagt Norbert Elias, nur als Pluralitäten, das heißt als Gesellschaften vor. Insofern ist Individualisierung eine Fiktion der modernen bürgerlichen Gesellschaft (Elias 1976, LXVII). Das, was Norbert Elias für die Gesellschaft als Ganzes formuliert hat, hat der Sozialpsychologe Erik Erikson für den Einzelnen und den menschlichen Lebenszyklus entworfen. Erik Eriksons Theorie menschlicher Identität legt ein, an den Idealismus anknüpfendes, durchaus normatives Modell des „guten Lebens“ vor, in welchem Verantwortung und „Sorge um die Welt“ als wesentliche Bausteine menschlichen Lebens beschrieben werden, und welches die Eigensorge in die Verantwortung anderen gegenüber, ganz im Sinne von Elias Vorstellung der Interdependenz einschließt. Die von ihm benannte Generativität als hervorragende Entwicklungsaufgabe des Erwachsenenalters besagt, dass Erwachsenen nur in dem Maße gut leben, wie sie bereit sind generative Fürsorge zu übernehmen, und dies gilt für Männer und Frauen. Diese im Kontext der Identitätstheorie formulierte Generativität verlangt indessen nach Regeln zur Klärung von Generationskonflikten, die wie bereits gesagt als Anerkennungskonflikte verstanden werden müssen. Verbunden mit Adornos Bemerkungen zur ethischen Gewalt, lässt sich sagen, dass das Generationenverhältnis sich von der „toten“ zur lebendigen“ Regel transzendieren muss, um seine Aufklärung zu überleben. Es wird also durchaus für die Einbeziehung psychologischer Forschung zum Generationenverhältnis plädiert, allerdings zur Vorsicht gegenüber einer generell angewandten klinischen Forschung gemahnt.

Welchen Vorteil bringt eine Sichtweise auf das Generationenverhältnis als Interdependenz, wie Elias es ausgedrückt hat? Im Rahmen der Theorie der Modernisierung wird die Familie und werden Generationsbeziehungen als Kampfplatz beschrieben, die zugunsten von Individualisierung ihrem unaufhaltsamen Zerfall entgegengehen. Schreckensvisionen, wie der Krieg der Generationen, tauchen auf und werden aus der Tatsache des demografischen Wandels und der Einnahme- und Finanzkrisen der sozialen Sicherungssysteme quasi objektiv abgeleitet. Mit dieser Perspektive bekommen die Entfremdung und die Konflikte zwischen den Generationen etwas Sachliches, Vernünftiges und Rationales, während Bindungen und moralische Beziehungen die Stellung eines Restes oder die Stellung einer hilflosen Romantik bekommen.

Umgekehrt werden Modernisierungsprozesse durch Szenarien wie „Auflösungsprozesse im Kern

der Gesellschaft“ nicht nur als Risiken, sondern als Gefahren wahrgenommen, denen man im schlimmsten Fall durch Tabuisieren begegnen muss. Wenn aber die moderne Gesellschaft als Gefahr erscheint und Entfremdung der Generationen als etwas Unausweichliches, werden Konflikte zwischen den Generationen, so wie sie sich lebensweltlich darstellen, gar nicht mehr als das wahrgenommen, was sie immer auch sind, nämlich moralische Konflikte, sondern als Modernisierung versachlicht und verdeckt, und anders herum findet eine Verklärung früherer Generationsverhältnisse, die sich auf Abstammung und Autorität berufen, statt.

Alles in allem wird im Zusammenhang mit der familialen Altenfürsorge ein grundlegendes Anerkennungsdefizit sichtbar. Anstatt den Familien die Fürsorge für die Alten erst einmal zuzutrauen, anstatt Interventionen zu entwickeln, die das familiale Pflegesystem und auch die Frauen in ihrem Anspruch auf innerfamiliäre Gerechtigkeit unterstützen und das familiale Selbstbewusstsein hierüber stärken, anstatt neben nur praktischer Entlastung auch Ermutigung, Trost, Suche nach familiengerechten Lösungen, advokatorisches statt expertokratisches Verhalten, Hilfe bei der Entwicklung einer innerfamiliären Gerechtigkeit etc. zu geben, werden die Entlastungen begleitet von Missbilligung über die familiäre Realität, Zweifeln und Skepsis. Das Anerkennungsdefizit der Experten setzt sich gesellschaftlich fort. Auch die Frauenbewegung hat für die pflegenden Frauen nur wenig Sympathie übrig. Von hier aus werden Bilder gezeichnet, als führten diese ein falsches Leben, als sei ihr Emanzipationsprozess nicht richtig geglückt, als vollzögen sie die Pflege im Sinne des „doing gender“ und würden dabei selbst Opfer ihrer eigenen Entscheidungen. Dies ist nun auch aus der Perspektive der Frauenforschung noch einmal grundsätzlich zu problematisieren. Das Verhältnis von affektiver Bindung und Emanzipation berührt grundsätzliche Fragen der Theoriebildung auch innerhalb des feministischen Diskurses. Doch dies ist weiterer Forschung vorbehalten.

Literatur

- Aymanns, P./Filipp, S. H. (2000): Generationenbeziehungen und Konflikte im Kontext psychologischer Beratung. In: Zeitschrift für Familienforschung, 12. Jg. H. 1, 2000, S. 5-26.
- Beck, U. (1993): Vom Verschwinden der Solidarität. In Süddeutsche Zeitung vom 14/15. Februar 1993.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung, Frankfurt/M.
- Becker, R. (1997): Häusliche Pflege von Angehörigen. Beratungskonzeptionen für Frauen. Frankfurt/M.

- Beck-Gernsheim, E. (1993): Familie und Alter. Neue Herausforderungen, Chancen und Konflikte. In: Naegele, G./Tews, H. P. (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen.
- Belle, D. (1990) Der Stress des Versorgens. Frauen als Spenderinnen sozialer Unterstützung. In: Nestmann, F./Schmerl, Ch. (Hg.): Ist Geben seliger denn Nehmen. Frauen und social support, Frankfurt/M. New York 1990.,
- Bertram, H. (2000): Kulturelles Kapital und familiäre Solidarität. In: Tippelskirch, D. v./Spielmann, J. (Hg.): Solidarität zwischen den Generationen. Stuttgart, Berlin, Köln, S. 17-50.
- BMSFS (2002): Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger - unter besonderer Berücksichtigung der demenziellen Erkrankungen. Berlin
- Bourdieu, P (1997): Widersprüche des Erbes. In: ders.: Das Elend der Welt. Konstanz, S. 651-658
- Bourdieu, P (1997):
- Bracker, M./ Dallinger, U./ Karden, G./ Tegthoff, U. (1988): Die Pflegebereitschaft der Töchter. Zwischen Pflichterfüllung und eigenen Lebensansprüchen. Voraussetzungen, Belastungen und sozialpolitische Schlussfolgerungen. Wiesbaden
- Brömme, N. (1999): Eine neue Kultur des Helfens und der menschlichen Zuwendung? Über die sozialen Auswirkungen des Pflegeversicherungsgesetzes. Veröffentlichungsreihe des Institutes für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld, P99-106.
- Büschges, G. (1995): Pflegeberatung zur Sicherung der Pflegequalität im häuslichen Bereich. Schriftenreihe des Instituts für empirische Soziologie, Nürnberg.
- Elias, N. (1976): Der Prozess der Zivilisation, Frankfurt am Main, Band 1.
- Erdheim, M. (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, Frankfurt/M.
- Erikson, E. H (1981): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- Fischer, G. (1995): Die Situation über 60 Jahre alter Ehefrauen mit einem pflegebedürftigen Ehemann. Schlußbericht zum Forschungsprojekt an der med. Hochschule Hannover. BmFSFJ, Schriftenreihe Bd. 49, Stuttgart, Berlin, Köln.
- Fuchs, J. (1998): Ressourcen für die Pflegebereitschaft im häuslichen Bereich. Pflegebereitschaft von Personen, die selbst nicht pflegen. In: Gesundheitswesen, Nr. 60, S. 392-398.
- Fuchs, J. (1999): Die Situation von Pflegenden. In: NDV, Heft 10, S. 337-341.
- Fuchs, S. (2000): Arbeitshilfen für die Bildungsarbeit mit pflegenden Angehörigen, Hagen.
- Geister, Ch. (2002): „Von da an wußte ich, dass ich Verantwortung gegenüber meiner Mutter hatte“. Transition von der Tochter zur pflegenden Tochter. Diss. Bielefeld.
- Grond, E. (1992): Die Pflege verwirrter alter Menschen. Freiburg i. B.
- Gröning, K. (2002): Häusliche Pflege und familiäre Entwicklung, unveröff. Manuskript.
- Gunzelmann, T. (1991): Die Versorgung dementiell erkrankter älterer Menschen durch die Familie - Stand der Forschung und Entwicklung eines psychosozialen Beratungskonzeptes. Diss. Erlangen.
- Hedtke-Becker, A (1990): Die Pflegenden pflegen. Gruppen für Angehörige pflegebedürftiger alter Menschen. Eine Arbeitshilfe, Freiburg i. B.
- Honneth, A. (1992): Der Kampf um Anerkennung, Frankfurt/M.
- Lazarus, R. S. (1990): Stress und Stressbewältigung - ein Paradigma. In: Filipp, S.H. (Hg.): Kritische Lebensereignisse. München.
- Liß, S./Lübbert, Ch. (1993): Der alte Mensch und die Familie. Essen.
- Rosenmayr, L. (1996): Altern im Lebenslauf.
- Schneekloth, U./Potthoff, P./Piekara, R./Rosenblatt, B. (1996): Hilfe und Pflegebedürftige in privaten Haushalten. Endbericht für das BmFSFJ, Bd. 111.2, Stuttgart, Berlin, Köln.
- Schultheis, F. (1993): Genealogie und Moral, Familie und Staat als Faktoren der Generationsbeziehung. In: Lüscher, K./Schultheis, F. (Hg.): Generationsbeziehungen in postmodernen Gesellschaften. Konstanz.
- Schütze, Y. (1995): Ethische Aspekte von Familien- und Generationsbeziehungen. In: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, Jg. 8, H.1/2, S. 31-38.
- Seubert, H. (1993): Zu Lasten der Frauen. Benachteiligung von Frauen durch die Pflege alter Eltern. Pfaffenweiler.
- Simon, M. (2003): Pflegeversicherung und Pflegebedürftigkeit. Eine Analyse der Leistungsentwicklung in den Jahren 1997-2001, Hannover.
- Urlaub, K. H. (1988): Krisen und Überforderungsstrukturen in häuslichen Pflegesituationen. Wuppertal.
- Wilz, G./ Schumacher, J./ Machold, C./Gunzelmann, T. Adler, C. (1998): Angehörigenberatung bei Demenz. In Psychosoziale Gerontologie, S. 232-250, Göttingen.

Corinna Herr

Kastraten in der Musikgeschichte und ihre Rezeption im 20. Jahrhundert

1 Sara Goudar: *Remarques sur la musique et la danse. Venedig 1773*, zit. nach Barbier, Patrick: *Über die Männlichkeit der Kastraten*. In: Dinges, Martin (Hg.): *Hausväter, Priester, Kastraten: zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Göttingen 1998, S. 123-152, S. 136.

2 Vgl. von Braun, Christina, Stephan, Inge (Hgg.): *Gender-Studien. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar 2000.

3 Die Idealvorstellung der Vereinigung beider Geschlechter geht auf eine Erzählung in Platons *Symposion* zurück. Vgl. Aurnhammer, Achim: *Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur*. Köln, Wien 1986, 9-15 und zur aktuellen Rezeption der Androgynie Bock, Ulla, Alfermann, Dorothee (Hgg.): *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung* 1999. Bd. 4: *Androgynie. Vielfalt der Möglichkeiten*. Stuttgart, Weimar 1999.

4 Arteaga, Stefan: *Geschichte der italienischen Oper von ihrem ersten Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten*. Üb. v. Joh. Nik. Forkel. Leipzig 1789, S. 299 f.

5 Hupel, August Wilhelm: *Vom Zweck der Ehen. Ein Versuch, die Heirat der Kastraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu verteidigen*. Riga 1771. Faksimile hg. mit einer Biographie des Autors von Clausdieter Schott. Frankfurt a.M. 1985, S. 107.

6 Mieskowski, Sylvia: *Art. Kastrat*. In: Kroll, Renate (Hg.): *Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar 2002, S. 203.

Kastratensänger, also *Männer* mit hohen, *weiblich* konnotierten Stimmen, wurden – durch eine Operation mit unumkehrbaren Folgen – vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert 'hergestellt'. Dieses Phänomen ist einzigartig, denn in keinem anderen Bereich als in dem der Musikausbildung wurde das Geschlecht derartig konsequent und durchgängig manipuliert. Der operative Eingriff zur Herstellung der Kastratenstimme scheint jedoch den 'natürlichen' männlichen Körper als defizitär zu klassifizieren: So fragt Sara Goudar zum Ende des 18. Jahrhunderts: "Muß man Männer verstümmeln, um ihnen die Perfektion zu verleihen, die sie nicht von Geburt an haben?"¹

Das für die Musikgeschichte ebenso wie für die Geschlechtergeschichte hochbedeutsame Phänomen Kastrat wird in dieser Studie erstmals umfassend sowohl aus musikologischer als auch aus Sicht der Genderforschung behandelt. Kastraten stehen zwischen den Geschlechtern, deshalb bietet die Androgynie-Konzeption den übergeordneten Blickwinkel für das Thema. Sie wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch eine neue Öffnung der dichotomen Geschlechterbilder wieder aktuell. Gleichzeitig erscheint eine erstaunliche Anzahl von sich androgyn stilisierenden VertreterInnen der Populärmusik, deren Selbst-Inszenierungen ebenfalls im Kontext der Arbeit analysiert werden. Die Studie verbindet die in der Musikwissenschaft bisher noch weithin getrennten Bereiche der sog. E- und U-Musik.

Während bisherige musikwissenschaftliche Untersuchungen der Singstimme deren genderspezifische Konnotationen ausklammern oder als irrelevant einstufen, haben sowohl die Kunst-, Literatur- und Filmwissenschaft als auch die Philosophie aus verschiedenen Perspektiven den Geschlechtskörper zu ihrem Untersuchungsobjekt gemacht². Eine Verbindung der Analysen des „body of gender“ und einer 'voice of gender', der 'Geschlechtsstimme', ist jedoch bisher nicht gezogen worden. Dieses Problem ist nun innerhalb der interdisziplinären Geschlechterforschung ein Desiderat, das gerade die Musikwissenschaft erfüllen kann, da hier die ureigenen Kompetenzen des Fachs gefragt sind.

Kastratendiskurse

Zunächst wird die Rezeption der Kastraten anhand von zeitgenössischen Diskursen zu ihren Körpern und Stimmen, aber auch unter Einbezug von Gesangstraktaten genauer untersucht. Hierbei ist insbesondere der historische Androgynie-Diskurs mit einzubeziehen, der einen wichtigen Hintergrund für die gesamte Arbeit bildet. Diesem Diskurs liegt das Ideal des Androgynen, bzw. des Hermaphroditen zugrunde.³ Das androgyne Ideal wurde in Kunst und Literatur vielfach rezipiert; der Kastrat aber ist das exponierteste lebende – durch einen mechanischen Eingriff hergestellte – Beispiel für den androgynen Menschen. Das Bild des idealen, positiv zu sehenden Androgyn steht im Gegensatz zu dem sowohl in den rezipierten Quellen wie auch in einschlägiger Sekundärliteratur vielfach behaupteten 'Mängelwesen Kastrat'.

Dem 'Stimmwunder' der Kastraten geht eine starke physische Manipulation voraus – die nicht nur für die Stimme, sondern auch für den Körper deutliche Folgen hat. Der so entstehende Mensch, der biologisch zwischen den Geschlechtern steht, ist für die Geschlechterforschung von herausgehobener Bedeutung. Die Kombination von durch die Operation erhaltener hoher – weiblich konnotierter – Stimme und der Brust- und Lungenkraft des Mannes macht das Unverwechselbare der Kastratenstimme aus. Kastratenstimmen und -körper haben sowohl Lob wie Kritik hervorgerufen. Der Musikkritiker Arteaga sieht im späten 18. Jahrhundert die Kastraten und ihre Körper als 'unnatürlich' und minderwertig an.⁴ Der Aufklärer Hupel dagegen verweist, um Argumente für die 'Natürlichkeit' der Kastraten zu finden, auf Asketen, die sich, um näher an Gott zu sein, selbst kastriert haben.⁵ Durch die Verschneidungen der äußeren Geschlechtsmerkmale sollte ein himmlischer, reiner und ungeschlechtlicher Leib hergestellt werden. Im Gegensatz dazu, zu einer gewünschten Abwesenheit von Geschlecht, wird bei den Gesangskastraten durch den mechanischen Eingriff ein *mehrgeschlechtlicher* Leib mit männlichen und weiblichen Merkmalen hergestellt. Bei einer Abwesenheit „von 'sex'“ kann hier von einer Doppelcodiertheit von 'gender'“ gesprochen werden.⁶

Der Naturbegriff ist ein Leitmotiv der Diskussion über die Kastratenstimmen. Heute erstaunt es,

dass die Falsett-Stimmen im historischen Diskurs als 'unnatürlich' und 'künstlich' angesehen wurden, während Kastratenstimmen 'natürlich' und *sincere* – also wahrhaftig – genannt wurden. Diese 'Natürlichkeit' wurde über die Möglichkeit definiert, dass Kastraten die hohen Töne mit Brust- und Kopfstimme, aber ohne die als gezwungen angesehenen Falsetttöne singen konnten. Der 'unnatürliche' Eingriff, der stattfinden musste, um diese Stimme künstlich herzustellen, wurde insbesondere in Italien, wo die meisten Kastraten beschäftigt waren, offenbar kaum diskutiert. Kritik an den Kastratenstimmen kam vor allem aus Frankreich, wo durch die Tradition der Falsettisten und des *haut-contre*, eines sehr hohen Tenors, die Kastratenstimmen eher zögerlich aufgenommen wurden. Auch die (deutschen) Aufklärer sahen die Kastration zumeist als Verbrechen an der Natur. Die Veränderung der Gesangs Ideale insbesondere in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geht mit dem Aufkommen der Kastraten als dem wichtigsten Sängertypus einher. Die Sing-Anleitungen des 18. Jahrhunderts waren bereits auf die Kastratenstimme – und auf eine vermeintlich 'neue' Art des Gesangs – bezogen.

Ein für die Untersuchung androgyner Elemente in der Musik neu einzuführendes Gebiet ist das mit dem Androgynie-Diskurs verflochtene, aber übergreifendere Weltbild der Hermetik.⁷ Die Alchimie als Teilbereich der Hermetik ist hier besonders relevant, denn mit Hilfe ihrer Konzepte kann eine positive Rezeption der Kastratenstimmen erklärt werden: Durch die Operation wurde eine Stimme erzeugt, die geeignet war, das auditive Ideal des 17. und 18. Jahrhunderts zu erzeugen: den reinen Ton. Hier findet sich die Parallele zum Denken der Alchimie. Der für diesen Bereich konstitutive Vorgang der Sublimierung bedeutet die ständige Verfeinerung der Materie und schließlich ihre Verwandlung in Geist. Der Geist ist in der Materie schon enthalten, so wie der reine im unreinen Ton. Die Musik gilt zudem „als 'ein besonderes Bindeglied zwischen Geistigkeit und Materie', denn in ihr glauben viele Alchimisten einen 'direkten Weg zur Verknüpfung von Geist und Leib zu erkennen'“.⁸

Kastraten in der sakralen Musik

In populären Darstellungen werden die Kastraten in der Kirche gern als 'Abfallprodukte' der Oper gesehen. Dies mag auch im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts so gewesen sein, tatsächlich war aber die Kirche eine der ersten Institutionen, die Kastraten beschäftigten, wengleich der in Rom zu der Zeit geltende Codex Justinianus ein strenges Verbot der Kastration aussprach: 1562 trat der Sänger Francesco Soto, der höchstwahrscheinlich ein Kastrat war, in die Kapelle ein, und schon im

Mittelalter lassen Belege die Mitwirkung von Kastratensängern in der Ostkirche vermuten. Der letzte offiziell benannte Kastrat der Sixtinischen Kapelle, Alessandro Moreschi, starb 1922. Frauen-gesang war in der Kirche nur selten zugelassen, denn, in Auslegung eines Wortes des Apostels Paulus, „mulier taceat in ecclesia“!

Der Kastratengesang wird – gerade in diesem Bereich – oftmals mit dem Gesang der Engel verglichen. Der Klang der Engel ist kein irdischer, sondern er ist mit dem Sphärenklang, dem Klangideal vieler Epochen, vergleichbar, wie der Kirchenvater Ambrosius zeigt: „... selbst vor Anbeginn der Welt sangen die Cherubim und Seraphim mit der Süßigkeit ihrer wohlklingenden Stimme Sanctus“, und „selbst die Achse des Himmels (ertönt) ..., so daß ihr Ton an den äußersten Enden der Erde gehört wird“. Hier sind zwei auch in anderen Beschreibungen wiederkehrende Elemente bemerkenswert: Die übermächtige Lautstärke und der Wohlklang der Musik der Engel und Sphären. Diese Idee findet sich auch bei weltlichen Sängern, aber vor allem in Beschreibungen des Kastratengesangs.

Kastraten auf der Opernbühne

Während in den ersten Phasen der Operngeschichte im 16. Jahrhundert noch keine Kastratenrollen vorkamen, änderte sich dies zu Beginn des 17. Jahrhunderts, und Kastratenstimmen wurden für die Oper unverzichtbar. Über 150 Jahre waren der ‚Primat der hohen Stimme‘ und auch die musikalische Funktion der hohen Stimme im Musikdrama fraglos etabliert.

Gesangskastraten erscheinen in der *opera seria* als Heroen und als Götter, aber sie sind auch in Frauenrollen zu sehen. Inwieweit sie als ein androgynes Ideal, also als zwischen den Geschlechtern stehend, gesehen wurden oder variabel dem einen oder dem anderen Geschlecht zugeordnet werden konnten, wird anhand von Rollen- und Partienanalysen zunächst in frühen italienischen und französischen Opern (u. a. bei Claudio Monteverdi und Jean-Baptiste Lully untersucht und bewertet.

Ob jedoch die textliche und dramaturgische Anlage der Heroenrollen musikalisch unbedingt eine Besetzung durch einen Kastraten implizierte oder ob die Besetzung durch Frauen oder Tenöre zu dieser Zeit eine 'Notlösung' war, aber auch welche ökonomisch-sozialen Parameter für die Besetzungspolitik verantwortlich waren, wird zu klären sein. Die Analysen dieses Teils der Arbeit sind in den Zusammenhang der Auflösung der strengeren mittelalterlichen Geschlechterpolaritäten in Renaissance und früher Neuzeit zu stellen. Dieser Projektteil verspricht mithin Rückschlüsse auf ein zentrales Gebiet früher Musik- und Operngeschichte im europäischen Rahmen.

7 Die Hermetik ist eine zentrale Schnittstelle frühneuzeitlicher 'geheimer' Sinngebungen und Wissensbildung. Ihre Tradition umfasst die Rezeptions- und Aneignungsgeschichte spätantiker religions- und naturphilosophischer Lehren und Praktiken, deren zentrale Grundlage das so genannte *Corpus Hermeticum* bildet. Ich verwende die Bezeichnung Hermetik in diesem Kontext als Sammelbegriff für die – auf Hermes Trismegistos zurückgeführten – Bereiche vor allem der Magie und der Alchimie. Diese Künste wurden auch von einschlägigen Autoren der frühen Neuzeit als hermetische Künste bezeichnet. Vgl. Dohm, Burkhard: Poetische Alchimie. Öffnung zur Sinnlichkeit in der Hohelied- und Bibeldichtung von der protestantischen Barockmythik bis zum Pietismus. Tübingen 2000 (Studien zur deutschen Literatur, Bd. 154), bes. 12-15.

8 Vgl. ebd., zit. S. 14.

9 Vgl. den grundlegenden Aufsatz von Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, 363-393.

10 Vgl. u. a. Krausser, Helmut: Melodien. München 1993; Messmer, Franzpeter: Der Venusmann. Bern, München, Wien 1997; Ort Kemper, Hubert: Caffarelli. Frankfurt a.M. 2000 (über Händels ersten Xerxes).

11 Vgl. Verf.: Farinelli. Zur Wiederentdeckung der Kastratenstimme. In: Körperproduktionen. Zur Artificialität der Geschlechter. Hg. von Katharina Sykora, Birgit Käufer, Alexandra Karentzos. Marburg 2002, S. 55-67.

12 Barbier, Über die Männlichkeit der Kastraten, a.a.O., zit. 150. Dass im soziokulturellen Kontext die Popsänger die Rolle einnehmen, die jahrhundertlang die Opernstars innehatten, formuliert Strohm bereits 1979 (Strohm, Reinhard: Die italienische Oper im 18. Jahrhundert. Wilhelmshaven 1979, S. 26 f.), ohne dass bisher weitergehende Forschungen erfolgt wären.

13 Vgl. Verf.: Where is the Female Body? Androgyny and other Strategies of Disappearance in Madonna's Music Videos. In: Madonna's Drowned Worlds: New Approaches to her Cultural Transformations (1982-2002). Ed. by Santiago Fouz-Hernández, Freya Jarman-Ivens. London/New York (Ashgate) 2004. [Im Druck].

14 Der Vorname stammt von Marilyn Monroe, der Nachname von dem verurteilten Massenmörder Charles Manson. Vgl. Manson, Marilyn, Strauss, Neil: The long hard road out of hell. Höfen 2000 (1998), S. 116.

15 Vgl. zu diesem Begriff auch Herrmann, Britta, Erhart, Walter: XY ungelöst: Männlichkeit als Performance. In: Steffen, Therese (Hg.): Masculinities – Maskulinitäten: Mythos – Realität – Repräsentation – Rollendruck. Stuttgart, Weimar 2002, S. 33-53, hier bes. S. 36-39.

16 loss 1998, 200 f.

17 Vgl. Bloss 1998, 201.

Weiterhin soll das Nachlassen des Interesses an Kastratenstimmen und die Übernahme der Heroenrolle durch die Tenöre im beginnenden 19. Jahrhundert genauer betrachtet werden. C. W. Gluck, W. A. Mozart und auch G. Rossini haben noch Kastratenrollen geschrieben. Deren Abwendung vom Kastraten als *primo uomo*, also als wichtigstem Sänger auf der Bühne, kann jedoch sicherlich als ein wichtiges Merkmal des Schaffens dieser Komponisten bezeichnet werden und soll an einigen ihrer Werke exemplarisch analysiert werden. Es wird auch hier grundlegend nach der Wirkmächtigkeit des Androgynie-Mythos für die Rollenspezifik der Kastraten gefragt.

Nach dem derzeitigen Forschungsstand geht das Nachlassen des Interesses an Kastratenstimmen mit der Abwendung vom antirealistischen Prinzip des 'Wunderbaren' in der *opera seria* und der Hinwendung zur *opera buffa* einher. Die Hypothese der projektierten Studie ist, dass hier ein stärkerer Zusammenhang zu den sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts neu entwickelnden Geschlechterpolaritäten existiert als dies bisher gesehen wurde. In grundlegenden Analysen sollen die stimmlichen Anforderungen, die Rollenkonzeption und das Interagieren mit anderen Figuren in Bezug auf Kastraten und ihre Nachfolger – die Tenöre – sowie ihre Nachfolgerinnen – Sängerinnen in Hosenrollen – verglichen werden. Bei der Untersuchung dieser Problematik sind Ergebnisse zu erwarten, die den allgemeinen Wandel in ästhetischen Anschauungen der Zeit dokumentieren. Die Tatsache, dass das nachlassende Interesse an Gesangskastraten in eine Zeit der sich deutlicher ausprägenden „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“⁹ fällt, ist ein wichtiger Angelpunkt für die Analyse dieser Problematik. Es wird zu fragen sein, inwieweit diese Geschlechterpolarisierung ein Nachlassen der Attraktivität der Androgynie-Konzeption impliziert oder ob dieses weiterhin eine versteckte Möglichkeit bildet, diese Grenzen zu überwinden.

Renaissance der ‚Alten Musik‘ und Medialisierung der Kastraten im 20. Jahrhundert

Nach den streng dichotomen Geschlechtspolarisierungen, insbesondere des 19. Jahrhunderts, die in unserer Kultur immer noch übermäßig präsent sind, entsteht seit der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue Offenheit der Geschlechterbilder. Parallel hierzu werden auch die 'offeneren' Körper- und Stimminszenierungen des 17. und 18. Jahrhunderts wieder entdeckt und neu formiert, so unter anderem durch die Wieder-Entdeckung der Counter-Tenor-Stimmen im Zuge der historischen Aufführungspraxis. Zudem entsteht ein neues In-

teresse an den historischen Gesangskastraten. Mehrere Romane über Farinelli, Caffarelli sowie filmische Dokumentationen entstehen insbesondere seit den 1990er Jahren.¹⁰ Ein wichtiger Gesichtspunkt ist auch die filmische Verarbeitung der Kastratenthematik. In Gerard Corbiaus Film „Farinelli“ von 1994 wird die Stimme des Kastraten durch die tontechnische Mischung einer Countertenorstimme und eines Frauensoprans hergestellt.¹¹ Diese Möglichkeit einer 'neuen' stimmlichen Androgynie ist erst mit den technischen Möglichkeiten des 20. Jahrhunderts gegeben.

Androgynie Popstars – die 'Erben' der Kastraten

Im Bereich der Populärmusik finden sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermehrt androgyn erscheinende ProtagonistInnen. Ein Hauptmittel der Herstellung von Androgynie in der Populärmusik ist die Film- und Videotechnik. In diesem Bereich geht es nicht mehr – wie bei den Kastraten – um eine mechanisch 'hergestellte' Androgynie und auch nicht um analoge bzw. filmtechnisch hergestellte Androgynie, wie in Corbiaus *Farinelli*-Film (s. o.), sondern um durch digitale Bilderzeugung entstandene, virtuelle Androgynie. Barbier expliziert die Verbindung zwischen Kastraten und androgynen Popstars: Mit [...] der androgynen Ausstrahlung von Rockstars wie David Bowie, Prince oder Michael Jackson [...] knüpft unsere Zeit in mancherlei Weise an dieses sehr spezielle Bild der Männlichkeit an, das auf die Kastraten zurückzuführen ist.¹²

Die Welt des Rock und Pop bringt vielfach Gestalten hervor, die sich nicht allein über ihre Musik, sondern vornehmlich über ihre Selbstpräsentation definieren. Verkleidung und Maskerade spielen bei der Untersuchung eine wesentliche Rolle. In den Konzeptionen des späten 20. Jahrhunderts (voice-crossing, body-crossing, gender-bending, gender-crossing durch u. a. drag queens, drag kings, opera queens, etc.) wird die Maskerade durchgängig eingesetzt, um die Zeichenhaftigkeit von Geschlechterkonstruktionen zu entlarven. Während bei dem in diesem Fall fraglosen Primat des Visuellen die Körperinszenierungen im Vordergrund stehen, finden sich auch stimmliche Kategorien, die das Androgynie implizieren, wie der Falsettgesang von Prince oder das 'wilde Kreischen' Michael Jacksons.

Die Maskerade ermöglicht auch ein spielerisches Umgehen mit der Kategorie gender – und zwar sowohl von (primär) männlicher wie auch von (primär) weiblicher Seite. Hervorstechend ist in dieser Konzeption sicherlich die Künstlerin Madonna.¹³ Als noch weitergehend können die Arbeiten des

Pop-Stars Marilyn Manson gesehen werden, der bereits in seinem Namen die (von ihm hergestellte) Androgynie signalisiert.¹⁴ M. Manson stilisiert sich selbst abwechselnd als androgyner Popstar und als androgyne Frau. Hier geht es um digitale bzw. virtuell hergestellte Androgynie, denn der ursprünglich 'männliche' Körper wurde für den Video-Clip durch den Computer ins Androgyne verändert. Neu ist hier, dass die Androgynie quasi von 'männlicher' und 'weiblicher' Seite her ausgelotet wird, wenn auch der 'biologische' Mensch hinter dem Star männlich ist.

In M. Mansons Arbeiten zeigt sich die Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit als bloßes Konstrukt. Die hier gezeigte 'Männlichkeit als Maskerade',¹⁵ die aber nur durch die neuen Medien möglich ist, erscheint nun plausibel. Kritisiert bspw. Bloss, dass das „Phänomen Androgynie“ „konsequent auf dem Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit“ basiere, dessen „Natürlichkeit es für seine Effektivität voraussetzen“ müsse,¹⁶ so ist dem entgegenzuhalten, dass gerade durch die präsentierte Artificialität der androgynen Körper auch die Künstlichkeit der männlichen und weiblichen Körper her-

ausgestellt wird. Hier steht keine 'wirkliche' Welt mehr gegen eine Utopie, sondern es wird gerade die umfassende Artificialität aller Geschlechterwelten und -konstruktionen herausgestellt. Und insofern stehen die „androgynen Popmusikgestalten unserer Tage“ durchaus wieder „in der mythischen Tradition des androgynen Ideals“.¹⁷ Dieses Ideal hat aber – wie die hier vorgestellte Studie zeigen wird – weit vor dem 20. Jahrhundert bereits 'Bewegungen der Geschlechterkonstruktionen' sichtbar gemacht.

Finanzierung

1.8.2000-31.1.2001: Anschubfinanzierung im Rahmen des Programms „Projekte des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses“ des Rektorats der Ruhr-Universität Bochum in Form einer eigenen Stelle (BAT IIa 1/2).

8.10.2003-7.10.2005: Förderung einer eigenen Stelle (BAT IIa voll) durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, dazu Sachmittel.

Kontakt und Information:

Dr. Corinna Herr
Musikwissenschaftliches
Institut
Ruhr-Universität Bochum
44780 Bochum
corinna.herr@ruhr-uni-bochum.de

Hella Hoppe

Feministische Ökonomie: Eine wissenschaftstheoretische Diskussion

Frauenfrage und feministische Wissenschaftsfrage in der Ökonomie¹

Ausgangspunkt einer wissenschaftstheoretischen Diskussion der feministischen Ökonomie sind die Frauenfrage und die feministische Wissenschaftsfrage.

Die Frauenfrage thematisiert frauenspezifische Ungleichheiten in der Gesellschaft. Auf die Ökonomie bezogen sind beispielsweise drei Mechanismen der Globalisierung Grundlage weiterführender Studien. Erstens, Globalisierung wirkt ungleich auf die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Frauen und Männern. Zweitens, Globalisierung basiert auf genderspezifischen Ungleichheiten, die der Globalisierung zeitlich vorausgehen. Und drittens, Globalisierung verändert bestehende Geschlechterverhältnisse (Ruppert 2002, Deutscher Bundestag 2002: 309). Im Gegensatz zur Frauenfrage setzt sich die feministische Wissenschaftsfrage mit den Prämissen, Methoden und Inhalten der Wissenschaft selbst auseinander. Sie thematisiert, ob und in welchem Maß die moderne, auf der Philosophie des 17. Jahrhunderts basierende Wissen-

schaft mit Wertvorstellungen von Maskulinität verbunden ist und welche Auswirkungen diese auf wissenschaftliche Theorien und Methoden haben. Sandra Harding argumentiert, dass gerade in den als genderneutral geltenden wissenschaftlichen Theorien und Methoden genderspezifische Werte und Annahmen transportiert werden (Harding 1995, Fox Keller 1986). Gender wird dabei nicht essentialistisch, sondern konstruktivistisch definiert als „[...] die *gesellschaftliche Bedeutung*, die den biologischen Geschlechtsunterschieden beigemessen wird, und verweist von daher vorrangig auf kulturelle Konstrukte anstatt auf biologische Gegebenheiten.“ (Ferber/Nelson 1994: 155, Hervorhebung im Original)

Mit der Annahme, dass Wissenschaft ein kulturelles Produkt ist, geht die These einher, dass (gender-spezifische) Ungleichheiten einen direkten Einfluss auf gesellschaftliche Werte und damit auf die Wissenschaft ausüben. Die Wissenschaft kann diesem Ansatz zufolge nicht mehr nach aufklärerischer Manier als ‚Spiegel der Natur‘, sondern lediglich

¹ Der folgende Artikel basiert in weiten Teilen auf Auszügen der Monographie: Hoppe, Hella 2002: *Feministische Ökonomie. Gender in Wirtschaftstheorien und ihren Methoden*. Berlin: Edition Sigma.

als ‚Spiegel der Gesellschaft‘ verstanden werden, der seine eigenen Prämissen und Basiswerte reflektiert. Wissenschaft ist nicht wertfrei, sondern vom jeweilig vorherrschenden gesellschaftlichen Wertesystem abhängig (Harding 1995: 7-32, Rorty 1979, Zinn 1976). Aus Sicht der feministischen Wissenschaftsfrage hat die gedankliche Teilung der Welt in hierarchische Dualismen wie maskulin und feminin, objektiv und subjektiv, rational und emotional zu einer Verengung der modernen wissenschaftlichen Methoden und Inhalte geführt (Jennings/Waller 1990: 616, Haraway 1988). Der feministischen Wissenschaftsgeschichte zufolge besteht dabei eine Verbindung zwischen der Entwicklung der modernen Wissenschaft, der Geschlechterideologie und dem gesellschaftlichen Weltbild (Fox Keller 1986: 68).

Basierend auf Erkenntnissen der feministischen Wissenschaftsgeschichte wird von Teilen der feministischen Ökonomie die ökonomische Wissenschaftsbildung, d. h. die Entstehung von Theorien und Methoden in den historisch-gesellschaftlichen Kontext gestellt. Notwendigerweise bezieht diese kontextbezogene Analyse das Verhältnis von Männern und Frauen ein, da das Geschlechterverhältnis eine wesentliche Rolle bei der Konstituierung gesellschaftlicher Realität spielt.

Maskulin-mechanistische Basiskonzepte in der Wissenschaft

Ausgangspunkt der Diskussion um maskulin-mechanistische Basiskonzepte in der Ökonomie sind folglich Studien von Bordo (1987), Fox Keller (1986), Harding (1990, 1995), Merchant (1994) und Weinreich-Haste (1986), die anknüpfend an Arbeiten von Kuhn den Objektivitäts- und Universalitätsanspruch der modernen Wissenschaft in Frage stellen. Demnach basieren die Grundlagen der modernen Wissenschaft auf mit Maskulinität verbundenen Wertvorstellungen, die jedoch nicht als wertbehaftet deklariert, sondern als objektiv und universal gültig postuliert wurden. Vorstellungen und Werte, die gesellschaftlich mit Feminität verbunden sind, fanden keinen Eingang in die Inhalte und Methoden der modernen Wissenschaft. Die feministische Kritik stellt die Fortschritte der modernen Wissenschaft nicht grundsätzlich in Frage, sondern thematisiert vor allem ihre theoretische und methodische Einseitigkeit.

Historisch wird von den genannten Autorinnen die ideologische Besetzung des naturwissenschaftlichen Denkens mit der Entstehung der modernen Wissenschaft im 16. Jahrhundert begründet. In dieser Zeit wandelte sich das Weltbild des westlichen Kulturkreises. Die Erde wurde nicht mehr als fürsorgende und nährende Mutter betrachtet, sondern zunehmend als wild und zerstörerisch. Diese

auf die Welt übertragene Metaphorik spiegelte das sich wandelnde Geschlechterverhältnis der damaligen Zeit wider, das sich in Frauenfeindlichkeit und Hexenverfolgung äußerte. Der Wandel des Weltbilds war somit eng verzahnt mit einem Wandel der Geschlechterideologie. Wird von der Kuhn'schen Erkenntnis ausgegangen, Wissenschaft sei gesellschaftlich strukturiert, erscheint plausibel, dass ein solcher Wandel im Weltbild Einfluss auf die wissenschaftlichen Prämissen und Basiskonzepte hatte. Im 16. Jahrhundert wurde die Wissenschaft insbesondere von Francis Bacon dafür eingesetzt, die Natur als personifizierte Frau zu unterdrücken, zu analysieren und zu kontrollieren. Die enge Vernetzung der wissenschaftlichen Rhetorik mit Werten und Begriffen, die dem Geschlechterverhältnis entnommen waren, zeigt sich daran, dass Bacon frauenfeindliche Metaphern für die Rechtfertigung der neuen Wissenschaft einsetzte, um eine Dominanz über die Natur herbeizuführen. Damit änderte sich die konstitutive Weltmetapher von einer nährenden Mutter Erde zu einer maschinenartigen Welt, in der die Realität auf mechanische Abläufe reduziert wurde (Hoppe 2002: 40-51).

Im Laufe des 17. Jahrhunderts festigte sich die neue Wissenschaft unter anderem durch deren Institutionalisierung in wissenschaftlichen Akademien. Insbesondere wurde das mechanistische Weltbild durch die Philosophie von René Descartes konsolidiert, die den Ausgangspunkt der neuzeitlichen Wissenschaft bildete. Sie hatte damit einen tiefgreifenden Einfluss auf die moderne Ontologie, Epistemologie und Methodologie. Descartes zufolge lag dem gesamten Kosmos eine natürliche, maschinenhafte Ordnung zugrunde. Innerhalb dieses mechanistischen Denkens nahm er ontologisch an, dass sich alles Stoffliche aus kleinsten, voneinander unabhängigen Partikeln zusammensetzte. Descartes philosophische Basis war der Erkenntnisfundamentalismus, der zu einer hierarchischen Dualisierung der Welt führte, in der die geistige Welt (*res cogitans*) höher bewertet wurde als die ausgedehnte Welt (*res extensa*). In den folgenden Jahrhunderten wurden die dualistische Wahrnehmung der Phänomene der Welt und deren unterschiedliche Bewertung das zentrale Strukturelement des westlichen Kulturkreises. Während Bacon die Natur seziierte, um zu ihren Basiselementen zu gelangen, versuchte Descartes, Wissen über seinen methodischen Zweifel auf Basisaxiome zu reduzieren (Ötsch 1993, Klamer 1993, Mini 1974, Damasio 1994).

Diese cartesianische Dualisierung der Welt wurzelt in der Bacon'schen Ideologie. Indem die Natur und damit feminine Wertvorstellungen dem Menschen/Mann untergeordnet wurden, entstand eine hierarchische Polarisierung, an deren Spitze die Tren-

nung von Natur und Geist, feminin und maskulin, Emotion und Rationalität und Subjektivität und Objektivität steht. Ausgehend von diesen zentralen Dualismen haben sich über die Zeit weitere gebildet (Mini 1974, Jennings 1993, 1999, Weinreich-Haste 1986, McCloskey 1985).

Aus diesen Zusammenhängen schlussfolgert Descartes, dass eine rationale und distanzierte Forschungsgemeinschaft in der Lage ist, zu objektiver und universaler Erkenntnis zu gelangen. Die aus der atomistischen Ontologie resultierende, methodische Herangehensweise impliziert für die Wissenschaft, dass Forscherinnen und Forscher von den zu erforschenden Objekten der Welt streng getrennt zu beurteilen sind. Das erkennende Subjekt kann mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden zunehmend Gewissheit über die Elemente der Welt erlangen, die mathematischen Naturgesetzen unterworfen ist (Klamer 1993). Wissen ist folglich von der natürlichen Welt abstrahierbar. Universale und zeitlose Gesetze können in Analogie zu physikalischen Gesetzen beschrieben werden. Methodisch ist dabei die Mathematik geeignet, die Gesetzmäßigkeiten der Welt zu beschreiben. Dies setzt voraus, dass Fragestellungen in separate Teilprobleme auflösbar sind und ein zu untersuchendes Objekt auf Teilbereiche reduzierbar ist.

Für die feministische Ökonomie folgt daraus, dass Reduktionismus auf die Mikroebene, die Vorstellung einer maschinenhaften Weltordnung, hierarchische Dualismen, Kontextunabhängigkeit und die Favorisierung mathematischer Methoden und Modelle als zentrale Elemente der cartesianischen Philosophie abgeleitet werden können, die Auswirkungen auf die Entwicklung der Ökonomie hatten. Das Bewusstsein darüber, dass diese Strukturen metaphorisch dem (maskulin-)mechanistischen Weltbild entlehnt sind, war zwar im 18. und 19. Jahrhundert präsent, verblasste im 20. Jahrhundert jedoch zunehmend (Hodgson 1993, 1995a, Mirowski 1989).

Heterogenität der Feministischen Ökonomie

Vor dem Hintergrund zahlreicher unterschiedlicher Strömungen innerhalb der Ökonomie, zu denen u. a. die Neoklassik, der Institutionalismus und der Marxismus zählen, und den weitreichenden Konsequenzen der feministischen Wissenschaftsfrage, stellt sich die Frage, wie sich die feministische Ökonomie diesen verschiedenen Ansätzen und Herausforderungen stellt. Die Analysen zeigen, dass feministische Ansätze in den verschiedenen ökonomischen Strömungen zwar alle eine Verbesserung der Situation der Frauen in Gesellschaft und Ökonomie zum Ziel haben, die oben skizzierten methodischen Wertvorstellungen jedoch nur in

einigen ökonomischen Strömungen diskutiert werden (Hoppe 2003).

In der feministischen Neoklassik steht Gary S. Beckers Neue Haushaltsökonomie im Zentrum. Obgleich Becker nicht als Vertreter der feministischen Ökonomie zu bezeichnen ist, ist die Darstellung seiner Position für das Verständnis der feministischen Theorie innerhalb der Neoklassik zentral, da sie den Ausgangspunkt der feministischen Neoklassik bildet. Beckers Hauptthese ist, dass Entscheidungen im familiären Haushalt ebenso rational und nutzenmaximierend getroffen werden wie in der durch Konkurrenz und Effizienz charakterisierten Marktsphäre. Becker versteht den Haushalt sowohl als Konsum- als auch als Produktionseinheit, in dem auch Zeit als knappe Ressource bei Produktionsentscheidungen eine Rolle spielt. Neben der Neubewertung der Rolle des Haushalts entwickelte Becker den Humankapitalansatz zur Erklärung des Arbeitsangebots von Frauen. Der Humankapitalansatz besagt, dass der Arbeitsmarkt ein Spiegel von Humankapitalinvestitionen ist. Dabei verknüpfte Becker diesen Ansatz zunächst mit der Aussage, dass Frauen aufgrund ihrer biologischen Bestimmung zur Mutterschaft weniger in ihre Ausbildung investieren. In späteren Veröffentlichungen änderte er seinen Standpunkt aufgrund empirischer Entwicklungen der Frauenerwerbstätigkeit und postuliert, dass Frauen zwar zunehmend gleichwertig ausgebildet, aber aufgrund der Doppelbelastung in Beruf und Haushalt weniger produktiv im Erwerbsarbeitsbereich seien. Becker schlussfolgert daraus, dass in einem Mehrpersonenhaushalt die klassische Arbeitsteilung von Mann und Frau für beide aufgrund von Spezialisierungsgewinnen grundsätzlich effizient sei. Gleichwohl wird dabei angenommen, dass das männliche Familienoberhaupt eine Gleichverteilung des Wohlfahrtszugewinns für alle Familienmitglieder gewährleiste. Diese These von der Uneigennützigkeit des machtvollen Oberhauts gelingt nur, indem Becker jenem ein altruistisches Verhalten unterstellt (Becker 1985, 1991, 1993). Becker vertritt ein biologistisches Rollenverständnis, das sich in der Präferenzstruktur des Individuums, z. B. bei Ausbildungsinvestitionen, niederschlägt. Die Vernachlässigung gesellschaftlicher Faktoren in Beckers Modell wird insbesondere im Vergleich mit der Theorie des feministischen Institutionalismus deutlich. Auch ist die Annahme einer harmonischen Haushalts- und Familiensituation als Modellprämisse eher idealistisch als realistisch, zumal langfristige Entwicklungen unbeachtet bleiben (Ferber/Birnbaum 1977, Ferber 1995, Nelson 1995, Woolley 1993).

Spieltheoretische Weiterentwicklungen in der feministischen Neoklassik argumentieren, dass Entscheidungen im Haushalt von der jeweiligen

Verhandlungsposition seiner Mitglieder abhängig seien, die ihrerseits von der langfristigen, gesellschaftlich bedingten Rollenaufteilung von Mann und Frau bestimmt wird. Im Gegensatz zu Becker wird kein Bezug auf biologische Differenzen genommen, sondern auf langfristige Verhandlungs- und Machtkonstellationen. Die Verhandlungsmacht in einem Haushalt ist mit Alternativen außerhalb des Familienzusammenschlusses zu vergleichen, d. h. je finanziell unabhängiger eine Person ist, desto größere Verhandlungsstärke hat diese im Familienzusammenschluss. Notburga Ott zeigt, dass eine langfristige Spezialisierung der Frau auf den Haushalt für diese oftmals von Nachteil ist (Ott 1989).

Trotz der herausragenden spieltheoretischen Innovationen bleibt die feministische Neoklassik auf die Frauenfrage begrenzt. Sie versucht innerhalb der von der neoklassischen Ökonomie bestimmten Grenzen, die Situation der Frau im Haushalt und auf dem Arbeitsmarkt mit neoklassischen Methoden zu analysieren und darzustellen (England 1993, Seiz 1999). Die Analyse der feministischen Wissenschaftsfrage in der Neoklassik zeigt jedoch, dass die feministische Neoklassik wissenschaftstheoretisch auf dem feministischen Empirismus basiert. Dieser geht im Gegensatz zum feministischen Konstruktivismus davon aus, dass die Wissenschaft selbst in ihren Methoden genderneutral sei, aber Umsetzung, Ausformulierung und Anwendung durch Vorurteile und einseitige Fragestellungen zu verzerrten Interpretationen über die Stellung von Mann und Frau führen können. Durch eine striktere Einhaltung der wissenschaftlichen Regeln wären diese zu vermeiden, was jedoch die Kritik an maskulinen Basiswerten in der Neoklassik nicht auflösen kann (Schnädelbach 1992, Woolley 1999, Harding 1994).

Im Gegensatz zur Neoklassik hält die Institutionenökonomie, die durch Thorstein Veblen, John R. Commons und Wesley C. Mitchell Ende des 19. Jahrhundert begründet wurde, der Überprüfung ihrer epistemologischen Basis stand. Wissenschaftstheoretisch kann gezeigt werden, dass der Ansatz des feministischen Konstruktivismus und dessen Ablehnung der cartesianischen Wissenschaftsideologie mit der pragmatistischen Philosophie des Institutionalismus vereinbar ist. Der Pragmatismus zeichnet sich durch die Annahme aus, dass Wissen funktionell ist, d. h. Erkenntnisse relevant sind, wenn diese zu einer praktischen Problemlösung beitragen. Die Ablehnung geht einher mit der cartesianischen Dualisierung der Welt und mit der Ablehnung universal gültiger Wahrheiten v. a. in den Sozialwissenschaften. Dabei wird nur Wissen, das in widerspruchsfreier Kohärenz zu anderen Aussagen steht, akzeptiert. Diese Kohärenz und Kontextbezogenheit im Rahmen eines holis-

tischen Ansatzes führt zur Ablehnung von Analysen in vorkonstruierten Modellen und der Reduktion auf die Mikroebene (Jennings 1993, Rescher 1979, Jennings/Waller 1990, Backhouse 1994, Hodgson 1998, Bush 1993, Nelson 1996, Seifert 1992). Ein zentrales Element in der Institutionenökonomie bildet das Kulturkonzept, welches als Wertesystem einer Gesellschaft definiert wird, das keinen biologischen Ursprung hat und sich in Institutionen widerspiegelt. Kultur umfasst sowohl formelle als auch informelle, nicht kodifizierte Institutionen. Individuen sind durch Denk- und Handlungsinstitutionen charakterisiert, die sowohl über Sprache als auch über Handlungen Einfluss auf gesellschaftliche Prozesse und Strukturen nehmen. Wechselseitig prägen gleichwohl auch gesellschaftliche Institutionen individuelles Handeln. Beide Prozesse, die Hodgson mit „action-information-loop“ beschreibt, sind untrennbar miteinander verbunden. Die Anwendung dieser Erkenntnisse auf die Frauenfrage zeigte, dass der institutionelle Ansatz geeignet ist, das unterschiedliche Rollenverständnis von Männern und Frauen adäquat zu erklären (Hodgson 1995). Dabei zeigt sich beispielsweise, dass die institutionelle Veränderung eines Staates zugunsten einer egalitären Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen Frauen und Männern und die Aufwertung von Fürsorge-Tätigkeiten ein langwieriger Prozess ist (Jochimsen 2003). In diesem Zusammenhang ist von Bedeutung, dass die Institutionenökonomie von einem sozial eingebetteten Individuum ausgeht (Hoppe 2002: 121-145). Die Ablehnung der cartesianischen Wissenschaftsideologie bedeutet zugleich, Wissen und Forschende nicht getrennt voneinander zu beurteilen. Damit lehnt der Pragmatismus die so genannte „spectator theory of knowledge“ ab. Wissenschaftstheoretisch weist der Pragmatismus damit Parallelen zum feministischen Konstruktivismus und zum feministischen Standpunkt-Denken auf. Der feministische Konstruktivismus besagt, dass Wissen von gesellschaftlichen Faktoren und Ereignissen konstruiert wird. Das feministische Standpunkt-Denken hält darüber hinaus Frauen aufgrund ihrer marginalisierten Position für besonders sensibilisiert, patriarchale Wertvorstellungen in der Wissenschaft zu erkennen (Seifert 1992).

Im Rahmen der marxistischen Ökonomie stand in den frühen 1960er Jahren die Hausarbeitsdebatte im Zentrum der Diskussion. Hier stellte sich die Frage, ob Hausarbeit produktive und mehrwert-schaffende Arbeit sei und ob ihr ein Lohn gezahlt werden solle. Vertreter und Vertreterinnen der marxistischen Hausarbeitsdebatte übertrugen dabei bestehende Theorien auf den Haushalt, ohne jedoch zunächst eine angemessene Analyse der Situation der Frau stattfand. Patriarchale Verhältnis-

se innerhalb des Haushalts, die steigende Erwerbstätigkeit von Frauen und eine angemessene Analyse der Fürsorgetätigkeiten wurden nicht thematisiert. Dies änderte sich teilweise mit dem Aufkommen der dualen Systemtheorien, welche das patriarchalische, vorkapitalistische Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen in ihre Analyse aufnahmen und dem Verhältnis von Kapitalist und Lohnarbeiter als gleichwertiges zur Seite stellten (Albelda 1997, Beer 1984). Aber auch dieser Ansatz unterliegt den engen marxistischen Methoden und Prämissen, die auch von alternativen Ansätzen wie denen der Bielefelder Soziologinnen nicht aufgehoben werden konnten.

Wird die wissenschaftstheoretische Grundlage des Marxismus, der historische dialektische Materialismus, mit der feministischen Wissenschaftskritik konfrontiert, stellt sich die Frage, ob der methodologische Atomismus, der cartesianische Objektivitätsanspruch und das reduktionistisch-mechanistische Denken auf den historischen Materialismus Einfluss hatten. Indem der historische dialektische Materialismus eine Selbstreflexion der Wissenschaft fordert, entspricht er folglich nicht dem cartesianischen Universalanspruch. Auch der Vorwurf des methodologischen Atomismus, beispielsweise hinsichtlich des Menschenbilds, greift nicht, da Individuen als gesellschaftlich und historisch eingebettet verstanden werden. Lediglich die Determiniertheit individueller Handlungen durch die ökonomische Basis, die die symbolisch-kulturelle Ebene nicht berücksichtigt, lässt tendenziell auf eine reduktionistische Argumentationsweise schließen (Hoppe 2002: 186-191). Diese Kritik wird u. a. von Pierre Bourdieu damit begründet, dass Ungleichheiten auf den grundlegenden Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit zurückgeführt werden, und Kriterien wie Geschlecht, Ethnie, Alter und Religion außer acht bleiben. Bourdieu stützt seine Kritik auf empirische Studien und belegt damit seine These, dass der Dualismus ‚maskulin versus feminin‘ eine zentrale Rolle hinsichtlich des Denk- und Wertesystems eines Kulturkreises spielt (Bourdieu 1990). Er betont, dass aus der dualistischen Weltsicht u.a. symbolische Macht abgeleitet wird, die ökonomische Determinierungen ergänzt. Frerichs nimmt Bourdieus Theorie auf und entwickelt daraus eine Sozialstrukturanalyse (Frerichs 1997).

Die erläuterten Analysen zeigen, dass es sich trotz des pauschalierenden Begriffs der feministischen Ökonomie um sehr verschiedene Ansätze handelt. Einige Konzepte und Ansätze wurden in diesem Artikel kurz erläutert. Zwar zielen alle Ansätze der feministischen Ökonomie letztlich darauf, die Situation der Frau in der Gesellschaft zu verbessern und ihre spezifische Situation in der ökonomischen Theorie zur Geltung zu bringen. Unterschiede

de bestehen jedoch bezüglich der Frage, von welchen theoretischen Ausgangspunkten und mit welchen Methoden dieses Ziel bestmöglich erreicht werden kann und in welchem Maße die Prämissen und Methoden der ökonomischen Wissenschaft selbst in Frage zu stellen sind.

Kontakt und Information
hella_hoppe@gmx.net

Literatur

- Albelda, Randy 1997: *Economics and Feminism. Disturbances in the field*, New York.
- Backhouse, Roger E. 1994: Introduction. In: *New Directions in Economic Methodology*, hrsg. von ders., London/New York, S. 1-24.
- Becker, Gary S. 1995: *Human Capital, Effort, and the Sexual Division of Labor*. In: *Journal of Labor Economics*, Bd. 3, Nr. 1, S. 33-58.
- Becker, Gary S. 1991: *A Treatise on the Family*, enl. ed., Cambridge, Mass./London.
- Becker, Gary S. 1993: Nobel Lecture: The Economic Way of Looking at Behavior. In: *Journal of Political Economy*, Bd. 101, Nr. 3, S. 385-409.
- Beer, Ursula 1984: *Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung*, Frankfurt/New York.
- Bordo, Susan 1987: *The Flight to Objectivity. Essays in Cartesian and Culture*, New York.
- Bourdieu, Pierre 1990: *La domination masculine*. In: *Actes de la recherche en sociences sociales*, Nr. 84 (September), S. 2-31.
- Bush, Paul D. 1993: *The Methodology of Institutional Economics: A Pragmatic Instrumentalist Perspective*. In: *Institutional Economics: Theory, Method, Policy*, hrsg. von Marc R. Tool, Boston/Dordrecht/London, S. 108-118.
- Damasio, Antonio R. 1994: *Descartes' Error. Emotion, Reason and the Human Brain*, New York.
- Deutscher Bundestag 2002: *Schlussbericht der Enquete-Kommission, Globalisierung der Weltwirtschaft- Herausforderungen und Antworten*. Berlin: Deutscher Bundestag.
- England, Paul 1993: *The Separative Self: Androcentric Bias in Neoclassical Assumptions*. In: *Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economic Man*, hrsg. von Marianne A. Ferber and Julie A. Nelson, Chicago/London, S. 37-53.
- Ferber, Marianne A. 1995: *The Study of Economics: a Feminist Critique*. In: *American Economic Review*, Bd. 85, Nr. 2, S. 357-361.
- Ferber, Marianne A./Birnbaum, Bonnie G. 1977: *The 'New Home Economics': Retrospects and Prospects*. In: *Journal of Consumer Research*, Bd. 4, Nr. 1, S. 19-28.
- Ferber, Marianne/Nelson, Julie A. 1994: *Die soziale Konstruktion der Wirtschaftswissenschaften und die soziale Konstruktion von 'gender'*. In: *Ökonomische Theorien und Geschlechterverhältnis. Der männliche Blick in der Wirtschaftswissenschaft*, hrsg. von Ulla Regenhard, Friederike Maier und Andrea-Hilla Carl, Berlin, S. 151-160.
- Fox Keller, Evelyn 1986: *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche und weibliche Wissenschaft?*, München/Wien.
- Frerichs, Petra 1997: *Klasse und Geschlecht, Bd. 1: Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen*, Opladen.

- Haraway, Donna 1988: Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, Bd. 14, Nr. 3, S. 575-599.
- Harding, Sandra 1990: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Hamburg.
- Harding, Sandra 1994: Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt a. M.
- Harding, Sandra 1995: Can Feminist Thought Make Economics More Objective?. In: *Feminist Economics*, Bd. 1, Nr. 1, S. 7-32.
- Hodgson, Geoffrey M. 1993: *Economics and Evolution. Bringing Life Back into Economics*, Cambridge.
- Hodgson, Geoffrey M. 1995: Biological and Physical Metaphors in Economics. In: *Biology as Society, Society as Biology: Metaphors*, hrsg. von Sabine Maasen, Everett Mendelsohn und Peter Weingart, Dordrecht, S. 339-356.
- Hodgson, Geoffrey M. 1998: The Approach of Institutional Economics. In: *Journal of Economic Literature*, Bd. 36 (März), S. 166-192.
- Hoppe, Hella 2002: *Feministische Ökonomik. Gender in Wirtschaftstheorien und ihren Methoden*. Berlin: Edition Sigma.
- Jennings, Ann L. 1993: Public or Private? Institutional Economics and Feminism. In: *Beyond Economic Man: Feminist Theory and Economics*, hrsg. von Marianne Ferber und Julie A. Nelson, Chicago, S. 111-130.
- Jennings, Ann L. 1999: Dualisms. In: *The Elgar Companion to Feminist Economics*, hrsg. von Janice Peterson und Margaret Lewis, Cheltenham/Northampton, S. 142-153.
- Jennings, Ann L./Waller, William 1990: On the Possibility of a Feminist Economics: The Convergence of Institutional and Feminist Methodology. In: *Journal of Economic Issues*, Bd. 24, Nr. 2, S. 613-622.
- Jochimsen, Maren 2003: *Careful Economics. Integrating caring activities and economic science*. Boston: Kluwer.
- Klamer, Arjo 1993: Modernism in Economics: An Interpretation beyond Physics. In: *Non-Natural Social Science: Reflecting on the Enterprise of More Heat than Light*, hrsg. von Neil de Marchi, Durham/London, S. 223-248.
- McCloskey, Donald N. 1985: *The Rhetoric of Economics*, Madison.
- Merchant, Carolyn 1994: *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, 2. Aufl., München.
- Mini, Piero V. 1974: *Philosophy and Economics. The Origins and Development of Economic Theory*. Gainesville.
- Mirowski, Philip 1989: *More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge.
- Nelson, Julie 1996: *Feminism, Objectivity and Economics*, London/New York.
- Nelson, Julie A. 1995: Feminism and Economics. In: *Journal of Economic Perspectives*, Bd. 9, Nr. 2, S. 131-148.
- Ötsch, Walter 1993: *Die mechanistische Metapher in der Theoriengeschichte der Nationalökonomie*, Arbeitspapier Nr. 9313, Linz, S. 1-35.
- Ott, Notburga 1989: *Haushaltsökonomie und innerfamiliäre Arbeitsteilung: eine spieltheoretische Analyse familialer Entscheidungen*, Bielefeld.
- Rescher, Nicholas 1979: *Cognitive Systematization: A Systems-Theoretic Approach to a Coherent Theory of Knowledge*, Oxford.
- Rorty, Richard 1979: *Philosophy and the Mirror of Nature*, Princeton.
- Ruppert, Uta 2002: *Aufgaben und Chancen im Rahmen der Globalisierung die Situation von Frauen zu verbessern. (Gutachten im Auftrag der Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“)* Justus-Liebig-Universität Gießen. Berlin: Deutscher Bundestag (unveröff.)
- Schnädelbach, Herbert 1992: Positivismus. In: *Handlexikon der Wissenschaftstheorie*, hrsg. von Helmut Seiffert und Gerard Radnitzky, 2. Aufl., München, S. 267-269.
- Seiffert, Ruth 1992: *Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung*. In: *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, hrsg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Freiburg i. Br., S. 255-285.
- Seiz, Janet A. 1999: *Game Theory and Bargaining Models*. In: *The Elgar Companion to Feminist Economics*, hrsg. von Janice Peterson und Margaret Lewis, Cheltenham/Northampton, S. 379-390.
- Weinreich-Haste, Helen 1986: *Brother Sun, Sister Moon: does rationality overcome a dualistic view?*. In: *Perspectives on Gender and Science*, hrsg. von Jan Harding, London/New York/Philadelphia, S. 113-131.
- Woolley, Frances 1993: *The Feminist Challenge to Neoclassical Economics*. In: *Cambridge Journal of Economics*, Bd. 17, Nr. 4, S. 485-500.
- Woolley, Frances 1999: *Family, Economics of*. In: *The Elgar Companion to Feminist Economics*, hrsg. von Janice Peterson und Margaret Lewis, Cheltenham/Northampton, S. 328-336.
- Zinn, Karl Georg 1976: *Wertfreiheitspostulat und Basiswerturteile. Zum Objektivitätskonsens aufklärender Wissenschaft*. In: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, Bd. 62, Nr. 2, S. 189-218.

Tagungsberichte

Ece Göztepe

Europeanisation of Higher Education and Gender

Endkonferenz des "Research and Training Network: Women in European Universities" in Brüssel am 26. bis 27. Juni 2003

Das von der Kommission der Europäischen Union geförderte „Research and Training Network: Women in European Universities“, welches seit dem 1. März 2000 bis zum 31. August 2003 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster von Frau Professorin Dr. Annette Zimmer koordiniert wurde, veranstaltete am 26.-27. Juni 2003 in Brüssel seine Endkonferenz. An dem Projekt beteiligten sich insgesamt sieben Partneruniversitäten mit den Standorten Innsbruck, London, Lund, Madrid, Münster, Toulouse und Warschau. Das im Rahmen des 5. EU-Forschungsrahmenprogramms geförderte Projekt verband die internationale Forschung mit einem Ausbildungszusammenhang, in dem DoktorandInnen aus den Projektländern in einem Land, dessen Staatsangehörigkeit sie nicht besitzen, ihren Promotionsabschluss machen konnten. Somit leistete das Projekt einen wesentlichen Beitrag, die Karrierechancen der im Projekt mitarbeitenden NachwuchswissenschaftlerInnen zu verbessern und es wurde den jungen NachwuchswissenschaftlerInnen eine hohe Mobilität und Flexibilität in ihrer wissenschaftlichen Biografie ermöglicht.

Die Fragestellung des Projektes lautete: Warum gibt es so wenige Frauen an Universitäten in Leitungspositionen? Kann man durch die Analyse universitärer Strukturen im Sinne eines Benchmarking Empfehlungen zur Verbesserung der Karrierechancen von Frauen an Hochschulen erarbeiten? Kann man dieser Realität mit strukturellen sowie institutionellen Änderungen entgegen wirken? Somit wurden im internationalen Vergleich die universitären Strukturen, die Stellung von Frauen an unterschiedlichen Stufen der akademischen Bildung bzw. Karriere, die Karrierewege und die Ursachen für die geringe Präsenz von Frauen in Entscheidungspositionen an Universitäten analysiert.

Auch die Endkonferenz spiegelte die Struktur des Projektes wider, indem neben den internationalen ReferentInnen auch die NachwuchswissenschaftlerInnen die Gelegenheit hatten, ihre eigenen Arbeiten vorzustellen und mit der Fachöffentlichkeit darüber zu diskutieren.

Prof. Dr. Jürgen Enders (Universität Twente, Niederlande) versuchte in seinem Beitrag "Europeanisation of Higher Education and its Impact on Academic Careers" zunächst die Begrifflichkeiten in dem Forschungsfeld zu klären. Er ging in die Unterschiede zwischen den Begriffen der Europäisierung, Internationalisierung und Globalisierung des Hochschulwesens ausführlich ein und legte deren grundlegende Maßstäbe fest. Anschließend setzte er sich mit der Frage auseinander, was denn eigentlich die Europäisierung der Hochschulsysteme bedeuten soll: Homogenisierung oder Kooperation bei Aufrechterhaltung unterschiedlicher Strukturen? Anpassung oder weitgehende Differenzierung? Europäische Einheitsbildung oder nationalstaatlicher Zusammenschluss? Danach ging er der Frage nach, in welchem Maße der Bologna-Prozesses auf die akademische Ausbildung und die akademischen Karrieren einen Einfluss hat und kam zu dem Schluss, dass die Europäisierung zwar einen immensen Einfluss auf die Ausbildung hat, aber die akademischen Karrieren immer noch sehr national gestaltet werden und die Patchworkkarrieren mit internationalem Aspekt eher eine Ausnahme bilden.

Dr. Liisa Husu (Universität Helsinki) berichtete in ihrem Vortrag "Career Paths of Women in Higher Education" von den allgemeinen Arbeitsbedingungen von Frauen an finnischen Hochschulen und schilderte trotz des guten Rufs der skandinavischen Gleichberechtigungsquoten in Arbeitsverhältnissen die institutionellen Nachteile für Frauen. Sie betonte, dass besonders sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz in universitären Einrichtungen noch immer ein Tabu sei und von vielen Frauen trotz großer psychischer Belastung der akademischen Karriere willen verschwiegen wird. Die Vorstellung von der Universität als eine heile, intellektuelle Welt mit objektiv-wissenschaftlichen Kriterien für eine erfolgreiche Karriere verhindere eine offene Auseinandersetzung mit der Thematik, die jedoch einen angemessenen Zugang in die Hochschulforschung finden sollte.

Prof. Dr. Ada Pellert (Universität Graz) verknüpfte in ihrem Vortrag "Women in Top Rank Positions of Higher Education" die Hochschulreform in Österreich als eine neue strukturelle Herausforderung für das Hochschulsystem mit dem „New Public

Management“-Ansatz und stellte ein Pilotprojekt zur Personalentwicklung an der Universität Graz vor. Das Pilotprojekt setzte sich zum Ziel, wie in privatwirtschaftlichen Unternehmen, eine strukturierte Personalpolitik zu betreiben und die derzeitig ziemlich unsicheren Hochschulkarrieren mit einer vorzeitigen Planung zu steuern. Es gehe in der Anfangsphase des Pilotprojektes in erster Linie um die Leitungspositionen in der Hochschulselbstverwaltung geschlechtergerecht zu gestalten und Frauen durch transparentere Strukturen den Weg in Leitungspositionen einzuebneten.

Dr. Kristina Hackmann/Stephanie Radtke (Universität Oldenburg) berichteten in ihrem Vortrag „Women in Mathematics“ von ihrem laufenden Forschungsprojekt über Mathematikerinnen in Deutschland, das auf qualitativen Interviews basiert. Sie schilderten die Sondersituation von Frauen in einem traditionell männlich dominierten Fachbereich und stellten ihr Forschungsdesign vor, das sich objektiv auf die individuellen und institutionellen Voraussetzungen für eine erfolgreiche akademische Karriere konzentriert, jedoch auch die persönlichen Eindrücke der Betroffenen über ihren Status in diesem Forschungsfeld mit einbezieht.

Truus Ophuysen (stellvertretende Direktorin von ELIA, Niederlande) schilderte in ihrem Beitrag „Restructuring of Higher Arts Education“ die Geschlechtersegregation in der Kunstausbildung und die von ELIA (The European League of Institutes of the Arts) erarbeiteten Lösungsansätze für die Überwindung dieses Faktums. Dabei konnte sie auf einen internationalen Vergleich zurückgreifen, der auf den Erfahrungen des Netzwerkes von ELIA mit über 350 Mitgliedern von 47 Ländern beruht.

Dr. Nicole Dewandre (Leiterin der Sektion Women and Science der Europäischen Kommission) stellte in ihrem Vortrag „EU policy to promote Women in Scientific Research“ das gesamte Förderkonzept der Abteilung „Women and Science“ unter der Europäischen Kommission vor und erläuterte den Rahmen, die Förderkriterien sowie die Mittel dieses Programms. Sie ermutigte alle ForscherInnen im europäischen Forschungsraum sich den Gender-Mainstream-Ansatz anzueignen und bei ihren Forschungen auf die Mittel und Kooperationsmöglichkeiten der Europäischen Union zurückzugreifen. Dr. Nicole Dewandre nahm den Vorschlag, die Datenbank der „Women and Science“-Abteilung für alle Interessierten zugänglicher und somit netzwerktauglicher zu machen, sehr positiv auf und bat alle Anwesenden sich an europäischer Forschung mehr zu engagieren.

Lydia la Rivière-Zijdel (Präsidentin von European Women's Lobby (EWL), Brüssel) befasste sich in ihrem Vortrag „Women in Research, Women in Action“ mit den Gleichstellungspolitiken der Europäischen Union und stellte einen kurzen Überblick über die Aktivitäten von European Women's Lobby vor. Ihr Plädoyer galt einer engen Kooperation der Wissenschaft, Politik und praxisorientierter Organisationen wie die EWL, um einen europäischen Raum schaffen zu können, wo die vertragsrechtlich verankerte Geschlechtergerechtigkeit auch tatsächlich gelebt werden kann.

Dr. Louise Morley (Universität London) befasste sich in ihrem Vortrag „Career Perspectives of Women“ nicht nur mit Frauen an Hochschulen im europäischen Raum, sondern darüber hinaus mit Frauen in Afrika, Neuseeland und Australien. Angelehnt an ihr derzeitiges Forschungsprojekt diskutierte sie unterschiedliche Ansätze in Genderforschung in Bezug auf Curriculumentwicklung und Fragestellungen im Hintergrund differenzierter Lebensumständen. So betonte sie in ihrem Vortrag, dass in der Genderforschung wenig über Herkunft, Hautfarbe, geografische Bedingtheit, sprachliche Gebundenheit sowie sexuelle Orientierung als eine Gesamtheit diskutiert wird und jeder Aspekt in der Regel voneinander abgekoppelt betrachtet wird. Sie stellt dar, inwieweit sie in ihrem Projekt diesen Fragen als eine zusammenhängende Gesamtheit nachgehen wird.

Dr. Renate Sadrozinski (Universität California/Berkeley) stellte in ihrem Vortrag „Career Paths of Women in Higher Education in the USA“ die Ergebnisse einer von ihr in den Vereinigten Staaten durchgeführten Studie vor, in der sie die Karriereentwicklung von HochschulabsolventInnen im Bereich Kunstgeschichte zehn Jahre nach ihrem Abschluss untersuchte. Sie ging der Frage nach, ob und inwieweit die grundlegenden Unterbrechungen in den Karrieren geschlechtsspezifisch bedingt sind und inwiefern sie von den befragten Personen begründet werden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Einstellung zum eigenen Beruf bzw. Fach und zielorientierte Karriereplanung machten in diesem Projekt die Hauptfragestellung aus.

Im Rahmen der Endkonferenz fanden auch die ProfessorInnen die Gelegenheit, sich über die Durchführung, die Probleme und den Kernfragen des Projektes zu äußern. Neben dem Organisatorischen setzte sich jede/r Professor/in auch mit einer speziellen Frage in Bezug auf ihr/sein Land auseinander. So berichtete *Prof. Dr. Erna Appelt* (Universität Innsbruck) von den letzten Universitätsreformen in Österreich und deren Einfluss auf die Geschlechtergerechtigkeit an Hochschulen.

Prof. Dr. Paloma de Villota (Universität Madrid) zeigte den Zusammenhang zwischen der Demokratisierung in Spanien und dem Aufstieg von Frauenpräsenz in höheren Positionen an Hochschulen auf. *Dr. Mary Ann Elston* (Universität London) wendete ihren Blick auf die hierarchische und elitäre Struktur des britischen Hochschulsystems und ging der Frage nach, ob und inwieweit Geschlechtergerechtigkeit in einem solchen System hergestellt werden kann. *Prof. Dr. Antoinette Hetzler* (Universität Lund) befasste sich sehr kritisch mit dem anscheinend musterhaften schwedischen Gleichberechtigungskonzept und interpretierte die Kriterien für Geschlechterparität unter einem anderen Blickwinkel. *Dr. Nicky LeFeuvre* (Universität Toulouse) stellte die vertikale und horizontale Segregation in Bezug auf den Frauenanteil an französischen Universitäten dar und versuchte dieses Phänomen aus theoretischer Sicht zu interpretieren.

Prof. Dr. Renata Siemienska (Universität Warschau) widmete sich den Fragen und Problemen der gesellschaftlichen Transformation in Polen und deren unmittelbare Wirkung auf Hochschulen. *Prof. Dr. Klaus Schubert* (Universität Münster) fasste die methodologischen Ansätze des Projektes zusammen und erklärte die einzelnen Schritte im Laufe des Projektes mit einem speziellen Fokus auf das Trainingprogramm. Zuletzt nahm die französische Doktorandin des Projektes Emmanuelle Latour das Wort, die in Forschungsstandorten Warschau und Innsbruck ihre Forschungsarbeiten durchgeführt hat, und berichtete von den inhaltlichen sowie finanziellen Vorteilen eines solchen international angelegten Projektes. Sie ging aber auch auf die Schwierigkeiten ein, in einem anderen Land, mit fremdem Hochschulsystem und einer zusätzlichen Fremdsprache zurecht zu kommen, wobei die Kommunikation und Projektarbeit auf Englisch festgelegt war.

Zuletzt stellten die DoktorandInnen des Projektes einen kleinen Teil ihrer Doktorarbeiten vor und bekamen ein gutes Feedback vom Auditorium und hatten die Gelegenheit, in der Endphase des Projektes sich noch einmal auszutauschen. Da alle dieser Präsentationen bereits als sog. Training Papers veröffentlicht und unter der Internetadresse (www.women-eu.de) zum Herunterladen zur Verfügung gestellt sind, sei hier nur auf die Titel hingewiesen:

- Anett Schenk: „The ‘hidden binary system’ in Swedish Higher Education“
 - Jessica Bösch: „Gender Relations at Austrian Universities“
 - Emmanuelle Latour: „Gender issues in French Universities. Socio-political approach of the organised action“
 - Dagmar Ortner: „Immigrant women in Austrian Higher Education“
 - Beata Zawadzka: „Academic career and ‘sexual harassment’ in perception of French and Polish doctoral students. Comparative qualitative study“
 - Tanja Kreetz: „Cross-country comparison of the career situation of researchers within research institutes in Europe“
 - Susana Vazquez-Cupeiro: „I want to become a professor – What is stopping me?“
 - Lydia Bucholz: „Career Experiences of Professors in Austria“
 - Stephane Portet: „Influence of national labour market trends on the choice to enter our stay in Academia in Poland“
 - Christian Poulsen: „Professors talk – conversations on prestige in academia“
 - Agnieszka Majcher: „From local to global and back. A sociological profile of a cosmopolitan academic“
- Eine Publikation der Endkonferenz in englischer Sprache ist geplant und wird voraussichtlich im Sommer 2004 erscheinen.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Annette Zimmer
 Dr. jur. Ece Göztepe, LL.M.
 Westfälische Wilhelms-Universität
 Institut für Politikwissenschaft
 Scharnhorststr. 100
 48151 Münster
 Tel: (02 51) 83-2 53 25
 (02 51) 83-2 93 34
 Fax: (02 51) 82-2 93 56
 zimmean@uni-muenster.de
 ecelebi@uni-muenster.de

Ursula Müller, Silja Polzin

„VINGS: Innovation und Implementierung“ in der Universität Bielefeld

Tagung des IFF-Projektes

Das Projekt VINGS – Virtual International Gender Studies – ist ein Kooperationsprojekt der Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover sowie der FernUniversität Hagen. Es realisiert zwei bundesweit einmalige Online-Studienangebote: das Studienprogramm VINGS im Bereich der Internationalen Frauen- und Geschlechterforschung und das Weiterbildungsangebot „VINGS Qualifizierung

Gleichstellung“. VINGS ist das *einzig*e Gender-Projekt im Projektverbund „Neue Medien in der Bildung + Fachinformation“ und wird von einem wissenschaftlichen Beirat begleitet, dem Frau Prof. Dr. Britta Schinzel (Vorsitzende), Frau Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Herr Prof. Dr. Norbert Eder, Frau Prof. Dr. Brigitte Young, Herr Prof. Dr. Matthias Al-

bert sowie Frau Prof. Dr. Heidi Schellhowe angehören.

Als ungewöhnlich erfolgreich und anregend empfanden die über 60 Teilnehmenden die große Abschlusstagung des Projekts „VINGS – Virtual International Gender Studies“, die am 30. und 31. Oktober 2003 in der Universität Bielefeld stattfand. Das mit 2,3 Mio. Euro finanzierte Projekt führte die Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und die FernUniversität Hagen mit dem Ziel zusammen, gemeinsam mediale Lerneinheiten der Geschlechterforschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften für das Internet zu konzipieren, zu produzieren und im Lehrbetrieb zu erproben. Die Konsortialführung für dieses Großvorhaben lag bei Prof. Dr. Ursula Müller vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld.

Der erste Teil der Tagung widmete sich der genderbezogenen Mediendidaktik sowie den Möglichkeiten der Integration virtueller Lehre in Präsenzuniversitäten. Im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit Vertreterinnen und Vertretern aller Gruppen, in deren Handlungsbereich die virtuelle Lehre an Präsenzuniversitäten fällt, wurden die vielschichtigen Aspekte der Implementierung von E-Learning deutlich. Am zweiten Tag beleuchtete eine Präsentation von Konzepten und Produkten von VINGS die Vielfalt medialer Umsetzungen computergestützter Lehre in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften. Die Einbettung in einen Kontext thematisch benachbarter Projekte des Förderprogramms eröffnete einen breiten Reflexionsrahmen. Diese Projekte präsentierten sich ferner, zusammen mit VINGS-Studien und VINGS-Qualifizieren, in einer zweistündigen Open-Space-Veranstaltung, die es allen Teilnehmenden gestattete, sich im Detail und praktisch mit diesen Konzepten und Produkten bekannt zu machen. Der abschließende Teil der Tagung war dem Gender-Mainstreaming im Bereich des virtuellen Lehrens und Lernens gewidmet; hier wurden erste Ergebnisse aus dem entsprechenden Begleitprojekt des Förderprogramms vorgestellt.

Paradebeispiel für interdisziplinäre Forschung

In seiner Begrüßungsansprache betonte Rektor Prof. Dr. Dieter Timmermann, die Universität Bielefeld fühle sich durch den Erfolg des Projekts VINGS darin bestärkt, die Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität hervorzuheben und die Möglichkeit von Lehren und Lernen im Internet verstärkt zu erproben. Gender Studies seien geradezu ein Paradebeispiel für interdisziplinäre Forschung, der sich die Universität Bielefeld in besonderem Ausmaß verschrieben habe – genauso wie der hochschulübergreifenden Kooperation, die auch in VINGS gepflegt werde. Bielefeld habe eine

lange Tradition in der Frauenforschung, was sich nicht zuletzt in einer Reihe von Frauenforschungsprofessuren ausdrücke, und nehme die praktische Gleichstellungsarbeit sehr ernst. Beides wäre ohne die jahrzehntelange Arbeit des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF) nur schwer bewegt worden, weshalb es ihn besonders freude, dass das IFF diese Rolle mit der Konsortialführung von VINGS weiterführe und dabei viel sichtbare, aber auch viel unsichtbare Arbeit leiste. Deutschland belege im E-Learning keineswegs einen Spitzenplatz; dies liege nicht zuletzt an einer Skepsis gegenüber Vorstellungen einer grundlegenden Revolutionierung des Lehrbetriebs durch E-learning. Diese zurückhaltende Sicht gehe weiterhin von der grundlegenden Bedeutung der face-to-face-Kommunikation im Lernprozess aus. Unumstritten sei aber mittlerweile, dass E-Learning eine wertvolle und zunehmend unentbehrliche Ergänzung des Hochschulbetriebs sei – sowohl für Studierwillige, denen eine physische Anwesenheit im Hörsaal nicht möglich sei, wie auch bezogen auf das lebenslange Lernen.

Einziges Gender bezogenes Projekt im Förderprogramm

Die anschließenden Eröffnungsworte von Prof. Dr. Ursula Müller, Konsortialführung VINGS und Geschäftsführende Direktorin des IFF, stellten den prozessualen und kontextuellen Charakter von VINGS in den Mittelpunkt. VINGS, das einzige thematisch auf „Gender“ bezogene Projekt im Förderprogramm „Neue Medien in Bildung + Fachinformation“ habe in seiner knapp dreijährigen Laufzeit ein Lehrangebot von mehr als 40 SWS, also im Umfang eines Masterstudiengangs entwickelt, sowie 18 SWS für wissenschaftliche Weiterbildung.

Hierzu hatte das Projekt auf vielfältige Weise Grundlagen- und Entwicklungsarbeit zu leisten. Als ein innovatives Ergebnis in VINGS nannte sie das von didaktischen Erwägungen geleitete funktionale und gestalterische Design der Lern- und Kursumgebung sowie die mediale Umsetzung des Gegenstandsbezugs in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Gender Studies. Die Curriculum- und Content-Entwicklung sei im Bereich der virtuellen Lehre in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften immer noch Neuland.

VINGS qualifiziere aber nicht nur Studierende für die und mit der Online-Lehre, sondern auch Lehrende; es habe ein flexibles Konzept von begleitenden Kompetenzteams entwickelt, die Lehrende im Prozess der Kursentwicklung und -durchführung qualifizieren. Das versetze Lehrende – auch im Sinne der Nachhaltigkeit – in die Lage, sich eigenständig neue Räume in der virtuellen Lehre zu eröffnen. Zusammengefasst sei VINGS ein Projekt

1 VINGS hat zwischenzeitlich den 2. Preis für aktive Frauenförderung der Universität Hannover gewonnen und ist als „Gender Good Practice-Projekt“ des BMBF-Begleitprojekts „Gender Mainstreaming“ ausgezeichnet worden.

mit einer Vielzahl für die universitäre Lehre konkret nutzbarer Ergebnisse, aber auch mit hohem Anregungscharakter, das insbesondere Beiträge leiste zu den Bereichen „Gegenstandsbezug und mediale Umsetzung“, „Gendersensible Gestaltung“¹, „Qualifizierung von Lehrenden und Studierenden für das Lehren und Lernen im Netz“, „Qualifizierung von Lehrenden für eigenständige mediale Umsetzung“, „Intensivierung der Lehr-Lern-Situation“ sowie „tool-unterstützte Kooperation“ und „Wissensmanagement“.

Mit der Entwicklung des umfangreichen Studienprogramms Virtual International Gender Studies, der Produktion von Studienmodulen für die computergestützte Lehre in medial bisher noch wenig bearbeiteten Lehrgebieten habe das Projekt VINGS als einziges derzeit bekanntes Projekt im Rahmen des Verbundes seinen Auftrag voll erfüllt und zudem, ebenfalls eine Rarität, mit seinem gesamten, auf zwei Studienjahre angelegten Programm einen sehr erfolgreichen Probelauf durchgeführt. Die Lehrveranstaltungen würden zudem begleitend intern und extern evaluiert.

VINGS sei jedoch damit konfrontiert, dass die Integration virtueller Elemente in die Hochschullehre noch am Anfang stehe. Trotz wegweisender Empfehlungen der Hochschulrektorenkonferenz und der Bund-Länder-Kommission² würden die Potentiale dieser Entwicklungen bisher nur von wenigen Hochschulen erkannt und aufgegriffen. Die Hochschulen seien noch wenig vorbereitet auf virtuelle Lehre, insbesondere wenn sie dann auch noch kooperativ sei.

Da zudem der betreuende Projektträger die Regeln, nach denen er berate, teilweise erst begleitend entwickelt habe und seinerseits mit ständig wechselnden Rahmenbedingungen konfrontiert gewesen sei³ – vom kontinuierlichen Wechsel der stets engagierten AnsprechpartnerInnen für VINGS einmal ganz zu schweigen –, habe VINGS unter dem Motto „Probleme als Herausforderungen begreifen“ zu einem Projekt werden müssen, das sich seine Durchführungsbedingungen fortwährend selbst erschaffen hat.

Als eine dieser Herausforderungen nannte Prof. Dr. Ursula Müller auch den unerwarteten Umstand, dass eine wesentliche Voraussetzung, nämlich die Bereitstellung einer den Anforderungen des Projekts angemessenen Lernplattform, nicht wie erwartet zu Kursbeginn vom dafür zuständigen Partner, der Fernuniversität Hagen, bereitgestellt werden konnte, weshalb in Bielefeld eine Lernplattform⁴ auf eigene Faust installiert wurde, um den Start des Studienprogramms möglich zu machen und den Projektablauf zu sichern.

Zur Frage der Nachhaltigkeit gelte insbesondere die Prozesshaftigkeit der Rahmenbedingungen:

Bis heute seien wichtige Rechtsfragen nicht nur auf Projektebene, sondern generell ungeklärt bzw. in der Praxis der virtuellen Lehre schwierig zu lösen. Dies betreffe z. B. die Anerkennung von Zertifikaten, welche in der Theorie gegeben, in der Praxis gewöhnungsbedürftig sei. Deputatsregelungen für Lehrende, die die Mehrbelastung durch mediale Umsetzung und kooperative Lehre ausgleichen könnten, seien unbefriedigend bzw. mehrheitlich nicht vorhanden. Urheber- und Nutzungsrechte seien – insbesondere für Kooperations-Projekte – eine so vielschichtige und komplexe Materie, dass im Grunde über die realen Bedingungen nachhaltiger Nutzung heute noch wenig gesagt werden kann könne. Vor diesem Hintergrund sei der Erfolg des Projekts umso beachtenswerter.

Frauen ausgrenzende Strukturen im E-Learning verhindern

Das erste Grundlagenreferat hielt Frau Prof. Dr. Britta Schinzel vom Institut für Informatik und Gesellschaft der Universität Freiburg zum Thema „Good practice für gendersensitive e-learning Projekte“. Wie Frau Schinzel ausführte, führen Erfahrungen im Bereich des Teleteaching einerseits und die Beschäftigung mit curricularen Fragen des Ein-schlusses von Frauen in Informatik und Mathematik andererseits dazu, bei der Herstellung von Gendersensitivität das Feld zu öffnen für die Diversität von Lernstilen, Interessen, Erfahrungen und Orientierungen, und *weniger* dazu, eine spezifische Didaktik für Frauen zu fordern. Durch eine „frauen-spezifische“ Didaktik würden Frauen erneut festgelegt auf ein rollenspezifisches Verhalten, dem sie womöglich gar durch die Beschäftigung mit Neuen Medien und Natur- und Technikwissenschaften zu entkommen suchen.

Es wäre allerdings falsch, sich mit einer Kritik an der androzentrischen Kultur der Natur- und Technikwissenschaften, verstärkt durch die der Informationstechnik, zu begnügen und (lediglich) aufzuzeigen, wie diese Strukturen, Gewichte und Symbole setzt. Die Neuen Medien eignen sich nach Meinung von Frau Schinzel besonders für die Bedienung unterschiedlicher kognitiver Stile, Interessen und Orientierungen, da sie gleichzeitig alternative Angebote erlauben, wobei sich die Alternativen auf Orte, Personen, Medienwechsel und Interaktivität beziehen können.⁵ Dieser neu eröffnete Raum kann dazu genutzt werden, die Herausbildung von frauenausgrenzenden Strukturen im Bereich der E-Lehre zu verhindern.

Strukturierte Komplexität: Das VINGS-Curriculum

In ihrem Beitrag „Strukturierte Komplexität – Das VINGS-Curriculum“ bezeichnete Dr. Paula Villa, Universität Hannover, Virtual International Gender

2 Vgl. Strategiepapier der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) vom 17. Juni 2002 zum breiten Einsatz von Neuen Medien in der Hochschule. URL: http://www.blk-bonn.de/neue_medien_hochschule.htm

3 Der Projektträger war zu Beginn bei der GMD - Forschungszentrum Informationstechnik GmH angesiedelt, im weiteren Projektverlauf zur Fraunhofer-Gesellschaft und schließlich zu Deutschen Vereinigung für Luft- und Raumfahrt gewechselt.

4 Die VINGS-Lernumgebung basiert auf dem System C: Web der Bielefelder AMMMa AG, das an der Universität Bielefeld u. a. auch in der Bioinformatik und im Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung eingesetzt wird, www.ammma.de.

5 Der sehr detaillierte Foliensatz von Britta Schinzel ist als PDF-Datei auf der VINGS-Website (www.vings.de) abgelegt und kann von dort heruntergeladen werden.

Studies als ein komplexes, heterogenes und außerordentlich interdisziplinäres Feld: Gender Studies thematisierten immer auch grundsätzliche Fragen der je vertretenen Disziplinen und fokussierten diese zugleich anhand eines Gegenstands (Gender), der seinerseits hochgradig reflexiv verhandelt werde. Eine zentrale Frage von Gender Studies sei demnach die nach der raum-zeitlichen, historischen, kulturellen, ökonomischen, individuellen, sozio-politischen Verfasstheit von Geschlecht. Die Bearbeitung dieser Komplexität sprengte in produktiver Weise traditionelle disziplinäre Curricula. Um Studierende nicht mit einem akademischen „Alles-hängt-mit-allem-Zusammen“-Chaos zu überfordern, habe VINGS in Anlehnung an bisherige Erfahrungen mit der Lehre von Gender Studies und in Anknüpfung an gegenstandsbezogene Systematisierungen ein modularisiertes Curriculum entwickelt, das den Anspruch erhebt, Komplexität in strukturierter Weise zu vermitteln. Studierende sollen anhand von Propädeutika, Querschnitts- und nach thematischen Schwerpunkten geordneten Kursen herangeführt werden an ein wissenschaftliches Feld, das sich zwar nicht gänzlich in einem Curriculum abschließend aneignen lasse, aber doch mit den entsprechenden Grundlagen systematisch überschaut werden könne.

Potentiale von Internationalität

In ihrem Beitrag „Vernetztes Lehren und Lernen: Chancen von internationalen virtuellen Gender Studies“ befasste sich Prof. Dr. Ilse Lenz, Ruhr-Universität Bochum, mit den Anforderungen und den Potentialen von „Internationalität“. Sie erörterte Internationalität in drei Bezügen: der internationalen curricularen Entwicklungs-Zusammenarbeit von VINGS mit WissenschaftlerInnen und Institutionen in Russland, der Schweiz, Österreich, den USA, Australien und Korea, der Nutzung, dem Aufbau und der Pflege internationaler Informationsressourcen, und schließlich den Herausforderungen, die Internationalisierung für die mediendidaktische Umsetzung von Gender Studies bedeutet. Für diese sei die Entwicklung kritischer Kompetenz und Reflexionsfähigkeit zentral, sowohl bezogen auf die sozialen Konstruktionen von Kultur wie von Geschlecht; beide verwiesen auf die Notwendigkeit der Herausbildung eines kritischen Kulturbegriffs. Die mit dieser konzeptionellen Arbeit verbundene Mühe werde belohnt durch eine Reihe von Vorzügen der internationalen Lehre; wichtige Vorteile böten zum einen in erkenntnistheoretischer Perspektive die Nutzung von Vergleich und Universalisierung als methodische Leitprinzipien, zum anderen die Herausbildung internationaler Kompetenz als Schlüsselqualifikation der Zukunft.

Brücke von der Wissenschaft in die Praxis der Gleichstellungsarbeit

Einblicke in einen weiteren Arbeitsbereich von VINGS gaben AOR Ulrike Schultz und Ass. jur. Kirsten Pinkvoss von der Fernuniversität Hagen in ihrem Beitrag „Theorie-Praxisbezug: Das weiterbildende Studium VINGS.Qualifizieren“. Das neben dem Studienprogramm im Projektrahmen entwickelte und erprobte Weiterbildungsangebot wolle eine Brücke schlagen zwischen Wissenschaftlerinnen einerseits, Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, Politikerinnen sowie in Vereinigungen und Organisationen engagierten Frauen andererseits.

Das weiterbildende Studienangebot biete allen, die mit Frauenförderung, Gleichstellung und dem europäisch vorgegebenen Ziel des Gender Mainstreaming befasst sind, die Möglichkeit, ein wissenschaftliche Fundament und praktische Grundlagen für ihre Tätigkeit zu erwerben, über Fragestellungen der Praxis zu reflektieren und sich auszutauschen. Damit leiste VINGS.qualifizieren einen Beitrag zur Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit. Das gebührenpflichtige einjährige Weiterbildungsprogramm ist als Fernstudienangebot (mit einigen Präsenzphasen) an der Fernuniversität Hagen konzipiert. Das Internet werde dabei zur Kommunikation und Distribution von schriftlichen Materialien eingesetzt, die dem Medium entsprechend gestaltet und aufbereitet seien.

Innovative Formen vernetzter Kooperation

In ihrem Beitrag „VINGS: kooperatives Lehren und Lernen im Netz“ setzte sich Silja Polzin, Universität Bielefeld und zentrale Koordinatorin von VINGS, mit dem in VINGS formulierten Anspruch auseinander, eine virtuelle Lernumgebung zu schaffen und medial vermittelte Lernarrangements zu gestalten, die Anwendungsbedingungen und Lernanforderungen weiblicher und männlicher Studierender gerecht werde. Kommunikation und Kooperation spielten dabei eine Schlüsselrolle – sowohl in den didaktischen Szenarien medial vermittelten Lehrens und Lernens als auch im komplexen Implementierungsprozess im Rahmen einer länderübergreifenden Hochschulkoooperation. Der erst lange nach Projektbeginn vom Projektträger verteilte Gender-Mainstreaming-Leitfaden zur gender-sensitiven Gestaltung von E-Learning enthalte lauter Anregungen, die VINGS in der Gestaltung seiner Lernumgebung bereits vorab berücksichtigt habe.

In ihrem Vortrag beleuchtete Frau Polzin innovative Formen der Kooperation in VINGS auf verschiedenen Ebenen: der Ebene der vernetzten Zusammenarbeit im Verbundprojekt, der Ebene der vernetzten Lehre und der Ebene vernetzten Lernens.

VINGS sei, wie die Ergebnisse zeigten, eine außerordentlich erfolgreiche Kooperation. Kooperative Lern- und Arbeitsprozesse – noch dazu an verteilten Standorten – bedeuteten für alle Beteiligten einen Gewinn durch Synergien, führten aber auch zu Reibungsverlusten, die es zu minimieren gelte; oder sie stießen auf Grenzen, die nicht immer im kurzen Lebenszyklus eines Projekts überwindbar seien. VINGS habe dabei auf vielen Ebenen mit kooperativen Arbeits-, Lehr- und Lernprozessen experimentiert. Neben den hochschulübergreifenden, interdisziplinären und auch internationalen Lehrkooperationen via Internet sei hier auf die interuniversitäre Zusammenarbeit von drei Präsenzhochschulen mit einer FernUniversität mit ihren unterschiedlichen didaktischen Konzeptionen und institutionellen Strukturen zu verweisen.

Als innovativen Ansatz der Bearbeitung von Projektaufgaben nannte Frau Polzin die Einrichtung standortübergreifend kooperierender, interdisziplinärer Arbeitsgruppen (Curriculum, Mediendidaktik, Technik, Evaluation). Damit unterscheide sich VINGS deutlich vom Lösungsmuster anderer Projekte, die die Anforderungen an eine hochschulübergreifende Kooperation durch strikte standortbezogene Problem- und Arbeitsteilung zu bewältigen trachteten. Bei der Contententwicklung und Medienproduktion habe VINGS ein Konzept qualifizierender Multi-Kompetenzteams umgesetzt. Quer zu hierarchischen und institutionellen Strukturen wurden interdisziplinär besetzte Arbeitsgruppen gebildet, in denen Designerin, Mediendidaktikerin, Informatikerin, Fachexpertinnen und Lehrende zusammen arbeiteten. Die Praktizierung dieses Modells verfolgte zwei Ziele: die Entwicklung medialer Studienmodule und eine über die Projektlaufzeit hinaus wirkende Weiterqualifizierung im Bereich des Einsatzes neuer Medien in der Lehre.

Auf der Ebene des Lehrens und Lernens in Computernetzen seien vornehmlich von kommunikativen und kooperativen Prozessen getragene didaktische Szenarien konzipiert und erprobt worden. Daher sei die funktionale Integration der dazu notwendigen Werkzeuge, wie webbasierte Diskussionsforen, Chat, Instant Messenger und BSCW, bei der Realisierung der VINGS-Lern- und Kursumgebung von zentraler Bedeutung gewesen.

Gegenstandsbezug und mediale Umsetzung

Prof. Dr. Gudrun-Axeli Knapp, Universität Hannover, setzte in ihrem Beitrag „Gegenstandsbezug und mediale Umsetzung“ die vordergründig anwendungsorientierte Frage nach der medialen Gestaltung von Lerninhalten in den größeren Kontext der Grundlagenforschung. Aufgabe der Deutungswissenschaften sei es, die kulturellen Implikatio-

nen des Wandels zur Mediengesellschaft auch in ihren Tiefenschichten kritisch zu durchleuchten.

Dies gelte in Bezug auf allgemeine Entwicklungstrends ebenso wie mit Blick auf besondere Konstellationen. Dazu gehörten auch praktische Forschungs- und Entwicklungsprojekte, die in einer *anwendungsorientierten* Perspektive ausloten wollen, wo im Gegenstandsbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes der neuen Medien liegen. Der Freiburger Soziologe Frank Welz habe das genannt, den Spieß umzudrehen: „Fachwissen und Fachlehre sollen nicht den neuen Bildungsmedien, sondern vielmehr die Nutzung der neuen Bildungsmedien der Eigenart der Sozialwissenschaftslehre angepasst werden.“

Dabei legten nicht nur *disziplinäre* Traditionen, sondern auch spezifische *Problembereiche* und *Gegenstände* unterschiedliche Nutzungsformen der neuen Medien nahe. Aber die Frage nach einem gegenstandsaffinen Einsatz der neuen Medien gehöre zu den eher unterbelichteten Bereichen der Diskussion über den Einsatz dieser Technologien in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Hochschullehre.

Über Fragen der medialen Übersetzung reflektierte Frau Knapp anhand von Beispielen aus der VINGS-Werkstatt an der Universität Hannover. Dort wurden Lehr- und Lernmaterialien im Umfang kompletter Seminare didaktisch konzipiert, medial umgesetzt und auf CD-ROM gebrannt, so dass sie sich für den Einsatz in unterschiedlichen Lehr-Lernarrangements eignen: für Online-Kurse, blended learning und als ergänzende Medien in der Präsenzlehre. Neben theoretischen Überlegungen zum Verhältnis von Gegenstand und Medium standen dabei Erfahrungen mit der Einbeziehung von Studierenden in solche Übersetzungsprozesse im Mittelpunkt.⁶

Concept-maps als Mittel der Visualisierung

Zum gleichen Kontext, aber in anderem Zugriff auf die Thematik, referierte Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Hannover, in ihrem Beitrag „Concept-maps als Mittel der Visualisierung in der Online-Lehre“. Concepts-maps (Novak) seien Versuche, komplexe theoretische Konstruktionen im wörtlichen Sinn „einsichtig“ zu machen. Sie dienten dem Zweck, das Gedächtnis durch optisches Memorieren zu aktivieren. Unter der Bezeichnung „Begriffslandschaften“ (Jüngst) sei das Verfahren auch in deutschen Universitäten eingeführt worden, um Lernprozesse kognitiv zu unterstützen.

„Begriffslandschaften“ seien vor allem nützlich bei der Erschließung von Wissensbeständen, die in ihrer Logik konsistent sind. Für den Umgang mit sozialen Konstellationen, in denen gegenläufige Entwicklungen und widersprüchliche Strukturie-

6 Die von Gudrun-Axeli Knapp und anderen erstellte CD „Denkverhältnisse“, an deren Beispiel sie ihr Thema erläuterte, wird demnächst käuflich erwerbbar sein. Näheres bald auf der VINGS-Webseite: www.vings.de.

rungen zu untersuchen seien, wie z. B. Geschlechterverhältnisse, habe eine neue Zeichensprache erfunden werden müssen. Soziale Relationen verwiesen auf Formen der Separierung und Verbundenheit, auf einseitige und reziproke Abhängigkeiten, auf Interdependenzen bei gleichzeitiger Hierarchisierung, u. a. m.

Frau Becker-Schmidt stellte die von ihr entwickelte topologische Zeichensprache am Anwendungsbeispiel multimedialer Studien- und Lernmaterialien zur komplexen Thematik „Geschlechterverhältnisse – Arbeitsverhältnisse“ vor, die im Rahmen von VINGS konzipiert, produziert und in der Lehre eingesetzt worden sind. Dabei sei der Rahmen der üblichen concept-maps durch die Einbeziehung von Anschauungsmaterialien aus der bildenden Kunst, durch Sequenzen aus Dokumentarfilmen und Fotoserien überschritten worden. Durch unterschiedlich gestaltete sub-maps und sub-scripts ließen sich verschiedene Ebenen eines Problemzusammenhanges entdecken und die mit digitalen Medien erschließbare virtuelle Räumlichkeit für die Analyse von Tiefenstrukturen nutzen.⁷

Gender Mainstreaming und Bildungsmedien

Ein in vielerlei Hinsicht „quer“ liegendes Projekt im Förderprogramm „Neue Medien in der Bildung“ ist das von Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel und Dipl.-Soz. Marion Kamphans, Universität Dortmund vorgestellte Vorhaben „Gender Mainstreaming – Medial“. Seine Aufgabe lag in der genderbezogenen Beratung und Evaluierung von etwa 100 Forschungskonsortien mit insgesamt über 500 Teilprojekten⁸; aktiv bereit zur Evaluierung war allerdings nur ein kleiner Teil dieser Projekte. Das Begleitprojekt hat ferner den Auftrag, einige Projekte des Förderprogramms als „good-practice-Beispiele“ auszuwählen.

Der Beitrag ging von der These aus, Lehren und Lernen rückten beim Einsatz digitaler Medien stärker aneinander, da auch die Lehrenden lernen (müssen), wie sie die Entwicklung von Lernmodulen und virtuellen Studienelementen gestalten und einsetzen können. Viele Studierende hätten einen Vorsprung vor den Lehrenden in der Nutzung dieser Medien. Der Generationen-Gap sei möglicherweise bedeutsamer als der Gender-Gap. In Anlehnung an die Genderdebatte und als work in progress wurde diskutiert, welche Formen des Lehrens und der studentischen Beteiligung lernförderlich sind und welche Rolle die (geschlechtsbezogenen) „Bilder im Kopf“ bei Lehrenden und Lernenden spielen. Im zweiten Teil wurde vorgestellt, wie die Einbindung einer Gender-Perspektive im Bereich digitaler Medien in der Umsetzung aussehen könne. Generell zeige sich, dass die Gender-Perspektive von den Überlegungen zu einer Nutzer/innen/freundlichen Didaktik nicht ge-

trennt werden könne. Als Felder, in denen die Genderdimension eine Rolle spiele, nannten sie höchst unterschiedliche Ebenen und Inhaltsbereiche: Projektorganisation & Kommunikation, Technik & Design, Lehr- & Lerninhalte, Didaktik & Mediendidaktik sowie Evaluation. In einem im Projektrahmen entwickelten Leitfadens sind Ansätze einer Konkretisierung von Gender Mainstreaming in der Praxis von E-Learning-Projekten zusammengefasst.⁹

Podiumsdiskussion Implementierung von E-Learning und Virtual Gender Studies in Präsenzuniversitäten

Moderiert von Prof. Dr. Brigitte Young, Universität Münster, diskutierten zum Thema „Implementierung von E-Learning in Präsenzuniversitäten mit Blick auf die Integration virtueller Gender Studies“ zwei Prorektoren der an VINGS beteiligten Universitäten, Prof. Dr. Gerhard Sagerer, Prorektor für Lehre Bielefeld und Prof. Dr. Uwe Schimank, Prorektor für Lehre Hagen, die Konsortialführung des VINGS-Projekts, Prof. Dr. Ursula Müller, als Vertreterin der Prorektorin Bochum und aktiv in VINGS Lehrende Jun. Prof. Dr. Cilja Harders, Dr. Bernd Kleimann vom PT-Begleitprojekt zu Nachhaltigkeitsstrategien für E-Learning an Hochschulen, HIS Hannover, Dipl.-Päd. Cornelia Schneider vom Projektträger „Neue Medien in der Bildung + Fachinformation“ sowie Andreas Wolfrum vom Universitätsverbund MultiMedia NRW.

In ihren Diskussionsbeiträgen gingen die Teilnehmenden der Podiumsdiskussion aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Problematik ein, dass der Bund mit seinem Förderprogramm eine riesige Anschubleistung erbracht habe, in der Erwartung, die Projekte würden sich, falls sie überzeugend ausfielen, in der recht kurzen Projektlaufzeit von drei Jahren auf eine selbsttragende Grundlage stellen können. Diese Erwartung erwies sich als verfehlt, wie Frau Schneider vom Projektträger einräumte und Herr Kleimann anhand einer Online-Befragung aller Projekte zur bisher erreichten Nachhaltigkeit untermauern konnte. Nur wenige Projekte verfügen bereits über entwickelte Geschäftsmodelle und nur wenige Hochschulen haben bisher deutliche Schritte in Richtung Verstetigung getan.

Angesichts sich verschärfender Rahmenbedingungen sehen die Hochschulen, wie beide Prorektoren betonten, ihre Möglichkeiten als sehr begrenzt an. Nicht viel anders stellte es sich bei der Initiative des Landes NRW dar, so Andreas Wolfrum vom Universitätsverbund Multimedia NRW. Andererseits sei die Bedeutung von E-Learning nicht zu bestreiten, und angesichts des Bologna-Prozesses (Umstellung aller Studiengänge in der EU auf ein BA/MA/PhD-System bis 2010) gewönne die Ent-

7 Auch die von Regina Becker-Schmidt erstellte CD „Arbeitsverhältnisse - Geschlechterverhältnisse“, in der sie concepts-maps verwendet und deren Entstehungsgeschichte in einem ausführlichen Exkurs erläutert, wird demnächst käuflich erwerbbar sein. Wir werden darüber auf der VINGS-Webseite (www.vings.de) informieren.

8 Informationen über alle vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten E-Learning-Projekte bietet die Webseite des Projektträgers „Neue Medien in der Bildung + Fachinformationen“, www.medien-bildung.net.

9 Der im Gender-Arbeitskreis des Begleitprojekts entwickelte „Gender Mainstreaming Leitfaden“ findet sich unter www.pt-dlr.de/PT-DLR/nmb/Leitfaden_Empfehlungen_aktuell_2006032.pdf

wicklung auch in der Hinsicht an Fahrt, dass sich die Unterschiede zwischen Präsenz- und Fernuniversitäten tendenziell angleichen (Schimank).

Auch Ursula Müller und Cilja Harders sowie Diskutantinnen aus dem Publikum thematisierten den Bologna-Prozess mit Bezug auf Fragen nach der disziplinären vs. interdisziplinären Verortung der Gender Studies sowie der angemessenen Berücksichtigung der Genderperspektive und der Geschlechterforschung insgesamt.

Aus Sicht des Projektträgers bedarf die Nachhaltigkeit der Projekte der Unterstützung, wie Cornelia Schneider betonte. Im Frühjahr 2003 sei ein Arbeitskreis zum Thema Nachhaltigkeit ins Leben gerufen worden, der die Aufgabe habe, für die Projekte einen Leitfaden zur Implementierung virtueller Lehre zu entwickeln. Um einer langfristigen Förderstrategie im Bereich Neuer Medien in der Hochschullehre den Boden zu bereiten, die Erfahrungen und Ergebnisse der Projekte integrieren, werde derzeit im Auftrag des BMBF ein Audit durchgeführt, in dem Expertinnen und Experten die laufenden Fördermaßnahmen begutachten und Empfehlungen für zukünftige Fördermaßnahmen abgeben. Diese und weitere Ergebnisse der Gesamtfördermaßnahmen sollen in einem Abschlussworkshop im September 2004 präsentiert werden.¹⁰

Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Praxis von E-Learning-Projekten

Prometheus

Die Projektkoordination des Verbundprojekts „prometheus“, Dr. Ute Verstegen, Kunsthistorisches Institut der Universität zu Köln, nannte in ihrem Vortrag „Männer in der Minderheit – Genderaspekte im BMBF-Projekt“. Im Rahmen des Projekts „Prometheus“ wurde ein netzbasiertes Verbundarchiv aufgebaut, das Studierenden und Lehrenden die Suche und Nutzung digitaler Bilder in den Bereichen Archäologie, Kunst- und Designgeschichte ermöglicht.

Educational Media

Ilke Nübel und Dipl.-Päd. Britta Voß, Universität Duisburg-Essen, Institut für Erziehungswissenschaften, stellten das Projekt „Educational Media“ vor. Der Beitrag dokumentierte die Strategien des Projekts, Gender Mainstreaming in Konzeption, Umsetzung und Durchführung eines weiterbil-

denden Online-Studienprogramms einzubinden. Dabei beleuchteten sie exemplarisch die Projektorganisation im Sinne einer paritätische Besetzung des Educational Media Teams und der Durchführung eines Gendertrainings sowie die Inhalte und Materialien, die gendersensibel überarbeitet wurden. Hinsichtlich Technologie, Design und Medien-didaktik betonten sie die zielgruppengerechte Aufbereitung von und Zugangsmöglichkeiten zu Informationen sowie individualisiertes Feedback der Studierenden über ihren Leistungsstand.

Physik multimedial

Dipl.-Inf. Helmut Schottmüller, Universität Bremen, berichtete über das Projekt „Physik multimedial – Lehr- und Lernmodule für das Studium der Physik als Nebenfach“. Zu den Projektaufgaben gehörte die Erstellung einer internet-gestützten Lehr- und Lernumgebung, die von Lehrenden und Studierenden mit den unterschiedlichsten Eingangskompetenzen genutzt wird. Während der Projektlaufzeit seien Workshops und Evaluationen durchgeführt worden, um auf die spezifischen Wünsche und Bedürfnisse von Nutzerinnen und Nutzern, in zwei Fällen sogar explizit weiblicher Nutzerinnen einzugehen und diese in die Inhalte und die technische Umsetzung einzuarbeiten, erläuterte der Referent, der Mitglied im Arbeitskreis des Begleitprojekts „Gender Mainstreaming in den neuen Medien in der Bildung“ gewesen ist.

RION - Rechtsinformatik online

In dem Beitrag von Dr. Bernd Remmele, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, der das Projekt „RION – Rechtsinformatik online“ vorstellte, ging es um gendersensitive Transformationen bei der Virtualisierung des RION-Verbundseminars. Er präsentierte erste Ergebnisse und Schlussfolgerungen zur geschlechtsspezifischen Nutzung von LuK-Technologien in spezifischen „Experimentierfeldern“ des Projekts, das den Beteiligten die Möglichkeit geboten habe, die Form des RION-Verbundseminars relativ frei zu entwickeln. Auf diese Weise seien insbesondere die kommunikativen Potentiale der LuK-Technik voll ausgeschöpft worden, um damit dem spezifischen gender-bias der Technik, wie er in eher distributiv ausgerichteten E-Learning-Modellen zum Tragen komme, entgegenzuwirken.

Zu Lehr- und Lernzwecken ist ein MOO (JurMOO - <http://moo1.iig.uni-freiburg.de:7000/>) aufgebaut und dessen Nutzung untersucht worden.

10 Die Podiumsdiskussion in redaktionell überarbeiteter Fassung ist in ganzer Länge zu sehen unter www.vings.de.

Projektwebseiten:

<http://www.prometheus-bildarchiv.de>

<http://online-campus.net/em>

<http://www.physik-multimedial.de>

<http://www.ri-on.de>

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ursula Müller
Silja Polzin
Universität Bielefeld
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld
info@VINGS.de

Angela Koch, Angelika Saupe

Feministische Visionen und Körperpolitiken

Bericht über die internationalen Gastprofessuren im Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ der Universität Dortmund im Jahr 2003

Im Sommer 2002 wurde an der Universität Dortmund der neue interdisziplinäre Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ konstituiert, der im Herbst mit drei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen seine Arbeit aufnahm.¹ Eine Aufgabe des Schwerpunkts bestand darin, ein Gastprofessorinnen-Programm zu entwickeln und erste Einladungen im Jahr 2003 zu realisieren.

Das Ziel des Gastprofessorinnen-Programms ist die Ausweitung der internationalen Kooperationen und die Stärkung der Lehr- und Forschungsaktivitäten. Es sollen Gastprofessorinnen für möglichst längere Aufenthalte an die Universität Dortmund gewonnen werden. Die Gastdozentinnen werden in die Aktivitäten des Schwerpunktes eingebunden und halten Vorträge für die (Universitäts-)Öffentlichkeit sowie im Rahmen der Kooperationen des Netzwerks Frauenforschung NRW.

Insgesamt soll das Gastprofessorinnen-Programm Folgendes leisten:

- die Vorstellung von internationalen (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen aus dem Bereich Frauenforschung/Gender Studies
- die Internationalisierung der Lehre und Forschung des Schwerpunktes durch Kontakte und Anregungen für Dortmunder (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen
- die Stärkung der öffentlichen Präsentation der Arbeit des Forschungsschwerpunktes durch Vorträge, Workshops etc.

I. Im Rahmen dieses Konzepts konnten wir für einen ersten Aufenthalt im Sommersemester 2003 Prof. Dr. Judith Lorber aus New York gewinnen. Sie war vom 15. Mai – 31. Juni 2003 Gast des Schwerpunkts „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“. Im Rahmen ihrer Arbeit in Dortmund hat Judith Lorber ein umfangreiches Vortragsprogramm absolviert, sich beratend an den Forschungsaktivitäten der „Geschlechterdynamik“ beteiligt sowie intensive Diskussionen mit den beteiligten WissenschaftlerInnen geführt. Im Rahmen der Kooperation mit dem Netzwerk Frauenforschung NRW konnten Gastvorträge an den Nachbaruniversitäten des Ruhrgebiets in Bochum, Essen, Wuppertal und Bielefeld sowie außerhalb NRW in Göttingen, Darmstadt und Oldenburg arrangiert werden, die dazu beigetragen haben, die

Aktivitäten unseres Forschungsschwerpunktes überregional bekannt zu machen.

Judith Lorber ist eine der renommiertesten Frauenforscherinnen der „ersten Stunde“ der zweiten Frauenbewegung. Sie lehrte seit den 1970er Jahren an verschiedenen Hochschulen der USA im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung und ist heute emeritierte Professorin der Soziologie und Frauenforschung am Brooklyn College sowie an der City University New York. Sie war von 1988–1991 die erste Koordinatorin des CUNY (Graduate School Women's Studies Zertifikat-Programms) und ist Gründerin und (Mit-)Herausgeberin verschiedener bedeutender Zeitschriften, wie z. B. von *Gender & Society*, des *Journal of Women's Health*, des *Journal of the American Medical Women's Association* sowie von *Sociology Inquiry*, *Social Problems* und *Sociological Symposium*.² Judith Lorber war Gastwissenschaftlerin in Abo Akademi, Turko (Finnland), an der Bar Ilan Universität in Israel im Rahmen eines Fulbright-Aufenthaltes sowie 1997 an der Universität Bochum als Marie-Jahoda-Gastprofessorin. Bekannt geworden ist Judith Lorber im deutschsprachigen Raum vor allem durch ihr Buch *Gender Paradoxien*, das auf Initiative der im Umfeld der Marie-Jahoda Gastprofessur beteiligten Wissenschaftlerinnen seit 1999 auch in deutscher Übersetzung vorliegt. *Gender Paradoxien* wird von den deutschen Herausgeberinnen als ein weitreichendes Kompendium vorgestellt, das „im besten Sinne interdisziplinär [ist] und einen Durchgang durch die feministische Anthropologie und Ethnologie, durch Geschichte, Medizinforschung und Biologie, durch Soziologie, Sozialpsychologie und Politik, durch Kulturwissenschaften und Männerforschung [bietet]. Es fasst zusammen, was in 20-jähriger Arbeit von Feministinnen verschiedener Schulen in den USA zur Bedeutung und Reichweite der Kategorie Geschlecht erarbeitet worden ist.“ (Einleitung zu *Gender Paradoxien*, 2003, S. 10) Judith Lorber kommt es besonders auf die Darstellung der umfassenden Konstruktion der Kategorie *gender* an und sie fordert eine Abschaffung jeglicher *gender*-Ungleichheit. In der zweiten deutschsprachigen Auflage ihres Werkes verweist sie auf die Notwendigkeit, die binäre Geschlechterstruktur westlicher Gesellschaften grundsätzlich aufzubrechen. Das Konzept für eine politische Strategie

1 Zur Darstellung der Inhalte und Organisationsweise des Forschungsschwerpunkts vgl. Journal Nr. 15 des Netzwerks Frauenforschung NRW, S. 70–72 und die Homepage www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de

An dem Forschungsverbund waren 2002/2003 folgende Wissenschaftlerinnen beteiligt: Prof. Dr. Ruth Becker, Prof. Dr. Alexa Franke, Dr. Angela Koch, Prof. Dr. Gabriele Mentges, Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Dr. Christine Roloff, Dr. Angelika Saupe, Prof. Dr. Ulrike Schildmann, Dr. Anja Voss, PD Dr. Angelika Wetterer, Dr. Karin Zimmermann

2 Einige ihrer bekanntesten und wichtigsten Veröffentlichungen sind folgende: Lorber 1984: *Women Physicians: Careers, Status, and Power*. New York and London: Tavistock.

Lorber (Hg.) 1991: *The Social Construction of Gender*. Thousand Oaks, CA: Sage. (Co-editor with Susan A. Farrell.)

Lorber 1994: *Paradoxes of Gender*. New Haven, CT: Yale University Press.

Lorber 1997: *Gender and the Social Construction of Illness*. Thousand Oaks, CA: Sage.

Lorber 1998: *Gender Inequality: Feminist Theories and Politics*. Roxbury (2nd Edition 2001).

Lorber 1999: *Gender-Paradoxien*. (Trans. Hella Beister). Leverkusen, Germany: Leske & Budrich.

Lorber (Hg.) 1999: *Revisioning Gender*. Thousand Oaks, CA: Sage. (Co-editor with Myra Marx Ferree and Beth B. Hess.)

dazu entwirft sie anhand der Idee des *degendering*:

„Es gibt bereits Brüche, Anomalien, Widerstände und Vieldeutigkeiten, die die *gender*-Sozialstruktur der westlichen postindustriellen Gesellschaften angreifen, und ich glaube, dass wir diesen Prozess durch gezieltes *degendering* weiter treiben können. (...) *Degendering* bedeutet, dass keine *gender*-Zuweisung am Arbeitsplatz in Organisationen stattfindet oder in Familien, Schulen, Religionen, kulturellen Einrichtungen etc. Einige Spielarten von *gender* sind dann vielleicht Teil der persönlichen Identität – oder auch nicht –, aber es gibt keine *offizielle gender*-Identität. Die grundlegenden Institutionen der Gesellschaft dem *degendering* zu unterziehen, erscheint absolut unausweichlich, wenn wir die *gender*-Ungleichheit überwinden wollen.“ (Vorwort zur 2. deutschen Auflage, 2003)

Diese Vision hat Judith Lorber in ihren vielen Vorträgen immer wieder erläutert und sie bot Anlass für spannende Diskussionen mit ihr.

So skizzierte sie in ihrem Vortrag „*Paradoxes of Gender Identity and Feminist Politics*“ die Schwierigkeiten, Frauen trotz unterschiedlicher Interessen und Identifikationen zu einer gemeinsamen feministischen Politik zusammenzuführen. Lorber resümierte, dass die Krise des politischen Feminismus in den 1990er Jahren zunächst mehr Distanzierungen und Differenzierungen untereinander in der Frauenbewegung hervorgerufen habe, angesichts zunehmender Globalisierung und Identifikationen – wie etwa nach Ethnie, Klasse oder körperlichem Vermögen – gelte es nun jedoch, solchen Zersplitterungen entgegenzuwirken. Dabei setzt sie darauf, entstehende Identitätskonflikte in grenzüberschreitenden und transnationalen feministischen Koalitionen zu überwinden. Mit Beispielen dafür, wie solche Verbindungen organisiert sein können, machte sie Mut für einen Feminismus im 21. Jahrhundert. Abschließend plädierte Lorber dafür, die gemeinsamen, fundamentalen Ziele der Frauenbewegung aufrechtzuerhalten: den weltweiten Frieden, keine sexuelle Gewalt, politische Teilhabe sowie ökonomische Gleichbehandlung von Frauen und Männern.

Weitere Vorträge hielt Judith Lorber zu den Themen: „Heroes, Warriors and Burqas: A Feminist Sociologist's Reflections on September 11“, *Using Gender to Undo Gender: Gender Theory and Degendering*“ (s. u.), *Where are We Now and Where are We Going?*³

Workshop „Feminist Politics in the 21st Century: Theoretical Concepts – Political Strategies“

Am 4. Juni 2003 haben wir den Workshop „Feminist Politics in the 21st Century“ durchgeführt, an

dem Judith Lorber als Gast- und Hauptreferentin mitgewirkt hat. Das Konzept des Workshops zur Frage, wie sich im neuen Jahrhundert/Jahrtausend machtvoll Strategien zur Gleichberechtigung der Geschlechter gestalten lassen, haben Angelika Wetterer und Angelika Saupe entwickelt und Referentinnen eingeladen, die sich aktuell mit der Zukunft feministischer Politiken auseinandersetzen. Im Workshop diskutierten wir folgende Fragestellungen:

- Welche Gleichstellungspolitik trägt der theoretischen Differenzierung im Feminismus Rechnung?
- Wie bestimmt sich das (politische) Subjekt in aktuellen Konzepten von Gleichstellungspolitik?
- In welcher Weise ist es überhaupt sinnvoll, feministische Wissenschaft und Geschlechterpolitik („Theorie und Praxis“) aneinander zu koppeln?

Dies sind die Grundfragen, die sich Frauenbewegung, Politikerinnen und renommierte feministische Wissenschaftlerinnen nach der Differenzierung der feministischen Ansätze und politischen Bewegungen heute noch einmal neu stellen. Gleichstellungspolitik(en), Strategien des Empowerment, neue Ansätze der Geschlechterdemokratie etc. müssen unter veränderten sozialen und strukturellen Bedingungen neu bewertet und entworfen werden. Die Modernisierung von Frauenpolitik und Frauenforschung durch Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozesse müssen ins Verhältnis zu immer noch verankerten strukturellen Ungleichheiten im Arbeitsmarkt, in Rechtssystemen und in gesellschaftlichen Organisationen gesetzt werden. Als Antwort auf die Differenzierungsleistungen der 1990er Jahre fordern renommierte Theoretikerinnen zu neuen Synthesen im Wechselspiel von Distanz und Bezugnahme auf. Sie plädieren für neue Strategien eines Praxis-Theorie-Praxis-Austauschs und für die weitere Rebellion gegen die Legitimitätsansprüche der Herrschaft, welche die alten Kategorien stabilisieren. Sie hoffen auf die Herausforderung an das reflexiv-kritische Potenzial aller Frauen/Feministinnen sowie „gestaltbare Pluralitäten“ (Ilse Lenz).

Judith Lorber hat in ihrem Vortrag „*Using Gender to Undo Gender: Gender Theory and Degendering*“ das oben schon erwähnte Konzept des *degendering* ausführlich vorgestellt und für ein *undoing gender* als oberstes feministisches Ziel plädiert. Es entspannt sich eine anregende Diskussion um ihr Konzept, wobei auch deutlich wurde, dass Lorbers optimistische Einschätzung, die herrschenden Geschlechterungleichheiten schon in näherer Zukunft gesellschaftlich überwinden zu können, von den deutschen Kolleginnen eher skeptisch beurteilt wurde. Zu dieser Skepsis passte

³ Die Vorträge sind über das Büro des Forschungsschwerpunkts (Kontakt s. Homepage) erhältlich.

auch das von uns in der Vorbereitungsphase des Workshops aufgegriffene folgende Zitat:
 „Wenn es in diesem Tempo weitergeht, wird eine wirkliche Gleichberechtigung der Geschlechter erst im Jahr 2490 erreicht sein.“ (Isolde Hofmann, 1999, Gleichstellungspolitikerin)

Der Vortrag von *Margrit Brückner* (Frankfurt) mit dem Titel *“On re- and degendering social politics and social professions”* warf einen weiten Blick auf die eher langsamen Wandlungsprozesse der Geschlechterverhältnisse am Beispiel sozialer Berufe allgemein und häuslicher Gewalt als einem spezifischen sozialen Problemfeld. Sie explizierte die Bedeutung der Kategorie *gender* in Hinsicht auf die Analyse verschiedener Bereiche der Sozialpolitik: Ihrer Ansicht nach kommt dem *doing gender* weiterhin hohe identitätsstiftende Bedeutung zu, auch wenn sich im Zuge der Ausdifferenzierung von Lebenslagen für die einzelnen Frauen und Männer, Mädchen und Jungen größere Spielräume und Gestaltungsmöglichkeiten ergeben haben. *Gender* komme weiterhin eine strukturelle Dimension zu, die z. B. in der Arbeitsteilung sichtbar ist. Auf einer symbolischen Ebene gilt Sorgetätigkeit weiter als weiblich konnotierte Arbeit und auf der Ebene der persönlichen Dimension spiegelt sich *gender* in einer eher nach außen gerichteten Aggressivität bei Männern und einer nach innen gerichteten Aggressivität bei Frauen. Alle diese kulturellen und sozialen Dimensionen der Konstruktion von *gender* müssten sich aber als offen für ihre Dekonstruktion erweisen. Die Kategorie *gender* ist nach Brückner für das Verstehen sozialer Probleme unverzichtbar. Um aber der potenziellen Gefahr der Essenzialisierung von Geschlecht entgegenzuwirken, sei es notwendig, immer auch die Befreiung von Geschlechtergrenzen mitzudenken (*degendering*). Dies allerdings könne nur sinnvoll geschehen, wenn die Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen qua Geschlecht sichtbar gemacht werden (*regendering*).

Paula-Irene Villa (Hannover) präsentierte in *“Apparently Confusing: (Feminist) Body-Politics within Youth-Cultures”* eine kultursoziologische Perspektive auf das Problem feministischer Politik(en). Sie ging von der These aus, dass die Strategien der neuen Frauenbewegung in den 1990er Jahren in starken politischen Körperpolitiken gipfelten: Im Kontext des Kampfes für die körperliche Gesundheit von Frauen, gegen Reproduktionstechniken und Körperchirurgien habe sich – speziell in Deutschland – der Körper zum politischen Kampfplatz (Barbara Kruger) entwickelt. Die damit verbundenen theoretischen Konzepte orientierten sich zunächst an den Kategorien Befreiung, Differenz und Autonomie und entfalteten schließlich

eine allgemeinere „aesthetic reflexivity“ (Scott Lash). Diese äußere sich z. B. in den verschiedenen Pop- und Subkulturen der 1990er Jahre. Villa analysierte hierzu beispielhaft Inszenierungen der *riot grrrls* und des Popstars Madonna, die sie dahingehend interpretierte, dass diese durchaus subversive und ironische Elemente der Körpergestaltung enthielten, d. h. nicht rein kommerzielle Interventionen der Kultur- und Modeindustrie seien. Aus diesen kulturellen Verwandlungskünsten ergeben sich – so Villa – vielfältige neue Grundlagen für feministische Politiken auch wenn sich diese zurzeit nicht – wie in den 1970/80er Jahren – auf eine „geschlossener“ soziale Bewegung stützen können.

Helen Schwenken (Kassel) und *Charlotte Ullrich* (Bochum) setzten sich in ihrem Beitrag *„We'll be post-feminists in post-patriarchy – Doing feminism between theoretical concepts and political strategies”* speziell mit der Frage nach dem sog. Generationenkonflikt in der Frauenbewegung auseinander. Sie konstatierten zunächst, dass sich vor allem im angloamerikanischen Raum in den 1990er Jahren feministische neue Strömungen gebildet haben, die sich als „dritte Welle der Frauenbewegung“ verstünden. Im bundesdeutschen Kontext werde diese Abgrenzung eher zögerlich und pessimistisch rezipiert, es gäbe tatsächlich keine größeren Bewegungen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft in der BRD, die einen neuen Feminismus (be)gründen würden. Allerdings sei im Rahmen der Kontroversen um Judith Butlers Buch *Gender Trouble* häufig die These eines grundlegenden Generationenkonflikts thematisiert worden. Schwenken und Ullrich debattierten den Generationenbegriff zunächst auf einer klassifikatorischen Ebene, bevor sie sich anhand zweier Beispiele aus ihrer eigenen politisch-feministischen (Wissenschafts-)Praxis mit der Frage auseinandersetzten, wie heute in der „Generation“ junger feministischer Wissenschaftlerinnen dekonstruktivistische Ideen aufgegriffen und in feministische Praxis transformiert werden. Sie kommen zu dem Schluss, dass die Inspiration durch den Dekonstruktivismus zwar dazu beigetragen habe, dass jüngere Feministinnen misstrauisch gegenüber einem generationalen „Wir“ seien, auch wenn sie eine Frauenbewegung als Bezugspunkt nicht für überflüssig erklären würden.

Auf dieses „Wir“ ging auch *Regina Dackweiler* (Frankfurt/Bielefeld) in ihrem Vortrag genauer ein. Mit ihrer Frage *„Was bewegt wen und wie bringt das ein „wir“ in Bewegung?“* regte sie dazu an, zu überlegen, welche politischen Motive Frauen verschiedenen Alters, unterschiedlicher ethnischer/nationaler und Klassenzugehörigkeiten sowie se-

xueller Lebensweisen dazu veranlassen, sich als kollektive Akteurinnen zu engagieren. Die Konzepte von Iris Marion Young über „Gruppenidentitäten“ und von Chantal Mouffe über „multiple Situiertheiten“ bildeten für Dackweiler den Ausgangspunkt, die Bewegungen von Gleichstellungspolitiken auf nationaler und internationaler Ebene zu analysieren. Dabei diskutierte sie folgende drei Leitfragen: wie beeinflussen die Geschlechterdifferenz und die Kategorie „Frau“ Gleichstellungspolitik, wie vermag der Bezugspunkt der Geschlechterdifferenz politisch zu mobilisieren und wen mobilisieren die hiermit verbundenen Problemlagen? Wie beeinflussen die Ungleichheit kumulierende Verschränkung sozialstruktureller Dimensionen, d. h. Klasse, ethnische/nationale Zugehörigkeit und Geschlecht, gleichstellungspolitische Strategien und wen mobilisieren die sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Differenzen innerhalb der Genus-Gruppen? Und wie beeinflussen der Bezug auf *queer*-Politics, auf Parodie und Maskerade von Geschlechteridentitäten, -rollen und -stereotypen und das *undoing gender* gleichstellungspolitische Strategien und wen mobilisiert dies zu welchen Politiken?

Katharina Pühl (Kassel/Berlin) suchte in ihrem Vortrag über „*Neoliberal Paradoxes: On Stabilisation and Flexibility of Gender Relations*“ als einzige Referentin eine explizit ökonomiekritische Auseinandersetzung. Ihr Blick richtete sich speziell auf die widersprüchlich organisierte Geschlechterpolitik in Deutschland. So stellte sie fest, dass in vielen Bereichen der Arbeitsmarktpolitik neue geschlechtsbezogene Regelungen geschaffen würden, die auf der Oberfläche als Umsetzung von Gleichstellungsforderungen erschienen, wie z. B. die Förderstrategien, die Frauen verstärkt als Unternehmerinnen „ihrer selbst“ ansprechen. Gleichzeitig werde aber der Bereich von Sozial- und Arbeitsmarktpolitik von einem *downsizing* sozialer Standards geprägt, die speziell die Lebenssituation von Alleinerziehenden, Frauen und Menschen, die auf dem Arbeitsmarkt wenig Chancen hätten, erheblich verschärften. Dieser Widerspruch von gesetzlich kodierter „Gleichstellungspolitik“ und „freiwillig“ durchgesetzten Gleichstellungsstandards stellt eine Herausforderung sowohl für die alltägliche *gender*-Auseinandersetzung im Berufsleben, für Beziehungskonstellationen im Privaten wie auch für persönliche Selbstverhältnisse dar. Pühls Argumentation richtet sich auf die These, dass Gleichstellungskonzepte nur das bewirken können, was in zivilgesellschaftlichen geschlechtergerechten Arrangements durchgesetzt und mitgetragen wird. Insofern würden die feministischen Politiken durch neoliberale Enteignungsstrategien in besonderer Weise herausgefordert.

Ilse Lenz (Bochum) begann ihren Beitrag über „*Global Gender Democracy and the 'Men's Question' in Feminism*“ mit der Diskussion über selbstreflexive Veränderungen im Konzept Feminismus im Kontext aktueller Modernisierungs- und Globalisierungsstrategien. Sie verfolgte feministische separatistische Strömungen einer neuen westlichen Frauenbewegung im Verhältnis zu speziellen sozio-historischen Konstellationen. Schließlich richtete sie ihr Augenmerk auf zwei Felder einer neuen geschlechterdemokratischen Koalition: Erstens kämen im Zuge der Globalisierung die feministischen UN-Netzwerke an ihre Grenzen, zudem würde die neue imperiale Demokratie den ‚weißen Vater‘ und einige schwarze und weiße ‚Söhne und Töchter‘ kooptieren. Daher stelle sich die Frage, was diese Symbolpolitik für implizite Bedeutungen für den Feminismus habe. Zweitens sei ein allgemeiner Umbau von Organisationsstrukturen zu bemerken: Immer mehr Frauen würden in der Öffentlichkeit mit eigenständigen Entscheidungen und unterschiedlichsten – auch individualisierten – Formen von Politik in Erscheinung treten. Daher könne ‚Geschlechterdemokratie‘ heute als ein individuelles und soziales Ziel in gesellschaftlichen Organisationen, das Männer mit einbezieht, gehandhabt werden. Ilse Lenz zeigte allerdings auch Paradoxien auf, die sich aus diesen Wandlungen ergeben.

Der Workshop hat sehr spannende Diskussionen hervorgerufen. Daher haben wir uns entschlossen, die Beiträge zu veröffentlichen und sie einem erweiterten Publikum zugänglich zu machen. Die Publikation ist in einem Themenband der „Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien“ für Mai/Juni 2004 geplant.

II. Für das Wintersemester 2003 konnte die renommierte Professorin für *cultural studies* Angela McRobbie aus Großbritannien für einen kurzen Gastaufenthalt im Forschungsschwerpunkt gewonnen werden. Während ihres Aufenthalts hat sie am 5. Dezember 2003 einen öffentlichen Vortrag an der Universität zum Thema „*Blairs Babes: Feminism and the Sheerly Political*“ gehalten und als Hauptreferentin am Workshop „Körpermoden – Geschlechtermodi“ am 6. Dezember 2003 teilgenommen.

Angela McRobbie ist eine der führenden Theoretikerinnen für Feminismus und Populärkultur in Großbritannien und derzeit Professorin für Kommunikation am Goldsmiths College der University of London. Schwerpunkte ihrer Forschung sind die Jugend- und speziell die Mädchenkultur. Des Weiteren befasst sie sich mit aktuellen kapitalistischen Ausformungen wie Arbeits- und Beschäftigungs-

verhältnissen in den neuen Kulturindustrien, den Wandlungsprozessen in der Kulturproduktion insbesondere in den Modeindustrien, der Zeitschriften- und Popmusikproduktion. In ihren Studien sucht Angela McRobbie in einzigartiger Weise poststrukturalistische Ansätze, wie Repräsentationstheorien, mit gesellschaftskritischen Ansätzen und einer Kritik an ökonomischen und sozialen Verhältnissen und Festschreibungen zu verbinden. McRobbie hat ihre wissenschaftliche Karriere am Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies begonnen. In dieser Tradition verortet sie sich auch heute noch, wenn sie ihre öffentliche Funktion als Professorin wahrnimmt, um in politische Prozesse einzugreifen und so Wissenschaft und theoretische Auseinandersetzung mit politischer Intervention zu verbinden. Sie kombiniert auf unorthodoxe Art unterschiedliche epistemologische Herangehensweisen und gelangt damit zu herausragenden Ergebnissen.⁴

Angela McRobbie hat schon in den 1970er Jahren eine dezidiert feministische Perspektive eingefordert und zu einem neuen Verständnis von Subkultur und Weiblichkeit beigetragen. So hat sie an den Studien zu Jugend, Klasse und Subkultur von Paul Willis (*Learning to Labour*, 1977; *Profane Culture*, 1978) und Dick Hebdige (*Subculture*, 1979) nicht nur die Abwesenheit von Mädchen und Frauen als empirischen Mangel kritisiert, sondern auch die Reproduktion der Sprache der *lads* (Kerle) durch die Forscher selbst thematisiert. Mädchen innerhalb der Jugendkulturen sind laut Angela McRobbie an einem strukturell anderen Ort zu finden als Jungen, an dem sie – auch wenn er den scheinbar eingeschränkten Familienraum darstellt – trotz allem handlungsfähig und selbstständig agieren. In den 1980er Jahren hat sie sich der Annäherung der verschiedenen vergeschlechtlichten Jugendkulturen gewidmet. Beispielsweise hat sie die Freude am Tanz nicht mehr als ein rein weibliches Vergnügen identifiziert, sondern auch für junge Männer konzidiert, die sich ähnlich wie Mädchen der Lust am Tanz und an der Verkleidung hingeben. McRobbie thematisiert immer auch das Verborgene in den Jugendkulturen, den Moment des Rückzugs – wie das Lesen, das Fernsehen oder den Kinobesuch. Dieses Verborgene aber stellt die Verbindung zur Massenkultur dar. Die medialen Texte und Bilder produzieren einerseits Bedeutung, d. h. sie prägen die Wahrnehmungen der Jugendlichen, andererseits aber sind sie durch den sozialen Gebrauch gekennzeichnet, d. h. sie stellen einen Moment des Austauschs unter Jugendlichen dar und bereiten Freude, Vergnügen und Genuss, auch wenn – oder gerade weil – sie im Widerspruch zu dominanten Ideologien stehen. Im Gegensatz zu der in der Allgemeinheit angenommenen Gleichberechtigung der Geschlechter

seit Beginn der 1990er Jahre und der damit einhergehenden Ablehnung feministischer Politik, entschlüsselt Angela McRobbie nach wie vor eklatante Ungleichheitsverhältnisse, die hinter dem Schein der Massenmedien, der Popkultur und der Hochglanzmagazine, verborgen sind und nicht mehr so deutlich und offen zurtrage treten wie vorher. Da feministische Fragestellungen zur Zeit nur schwer zu vermitteln sind, konzentriert sie sich in ihren politischen Forderungen auf die Sozialpolitik, d. h. auf Unterstützungsleistungen für Frauen, v. a. für schwarze und asiatische Frauen, und sucht auf diese Weise ein Bewusstsein für die soziale und ökonomische Hierarchisierung der Gesellschaft zu schaffen.

Angesichts der Neoliberalisierungstendenzen fordert McRobbie eine materialistische Rückbesinnung auf die Produktionsbedingungen und sozialen Verhältnisse in der Kulturproduktion und auf dem Kulturmarkt, was sie als Komplementierung zu textanalytischen und semiotischen Ansätzen, die das Politische vernachlässigen, versteht. Sie argumentiert gegen das im Poststrukturalismus betonte freie Flottieren von Bedeutungen und versteht Bedeutung stets in ihrer Abhängigkeit von den Produktionsbedingungen.

Angela McRobbie ist in mehrfacher Weise bedeutsam für den Forschungsschwerpunkt „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“ an der Universität Dortmund: Ihre Beschäftigung mit Frauen in der Arbeiterkultur bringt sie in eine thematische Nähe zum Ruhrgebiet und zu unserem Forschungsprojekt „Grenzräume – Zwischenräume: Migrationsbewegungen von Polinnen ins Ruhrgebiet“ (Finanzierung durch die Volkswagen Stiftung) in dem eine neue Form der weiblichen Dienstleistung über nationale Grenzen hinweg bearbeitet wird.

Die beiden Strömungen der sozialwissenschaftlichen, materialistischen und kulturwissenschaftlichen, symbolischen Ansätze finden sich auch im Forschungsschwerpunkt wieder durch die fachwissenschaftliche Ausrichtung der beteiligten Professorinnen in den empirischen Sozialwissenschaften (auch Raumplanung und Rehabilitationswissenschaft), der wissenschaftstheoretischen Soziologie sowie der Kulturwissenschaft.

Der Fokus von Angela McRobbie auf die Erforschung jugendlicher Subkulturen besteht auch im Forschungsschwerpunkt mit dem geplanten Forschungsprojekt „Geschlechterkonstruktionen in sportiven Szenen“.

Last but not least steht Angela McRobbie, ebenso wie die Wissenschaftlerinnen des Forschungsschwerpunkts „Dynamik der Geschlechterkonstellationen“, in der Tradition feministischer Wissenschaft und Wissenschaftspraxis, die über den

⁴ Unter den vielen Publikationen von Angela McRobbie sind besonders die folgenden hervorzuheben:

McRobbie 1991: *Feminism and youth culture: from „Jackie“ to „Just seventeen“*. Boston (2. Aufl. London 2000).

McRobbie 1994: *Postmodernism and popular culture*. London.

McRobbie (Hg.) 1996: *Markets, margins and migrants*. London.

McRobbie 1998: *British fashion design: rag trade or image industry*. London.

McRobbie 1999: *In the culture society: art, fashion and popular music*. London.

momentanen Mainstream der Geschlechterforschung hinaus einen politischen Anspruch auf Verankerung der Geschlechtergerechtigkeit in der Gesellschaft vertreten.

Workshop „Körpermoden – Geschlechtermodi“ / „Body Vogues – Gender Modes“

Dieser zweite Workshop fand am 6. Dezember 2003 im Campus Treff der Universität Dortmund statt. Er wurde von Angelika Saupe und Angela Koch für den Forschungsschwerpunkt konzipiert und realisiert. Die Zahl der Teilnehmenden umfasste circa 55 Personen, die sich sowohl aus Studierenden, Angehörigen des Mittelbaus sowie Professorinnen und Professoren zusammensetzte. Viele der Teilnehmenden sind aus dem Ruhrgebiet und anderen Städten Nordrhein-Westfalens ange-reist, einige sogar aus Berlin, Freiburg oder Bremen.

Ziel des Workshops war es, Körper und Geschlecht auf transdisziplinäre Weise zu kontextualisieren. Die Vorträge beleuchteten diese Kategorien aus der Perspektive der Kulturwissenschaft (Angela McRobbie, London), der Soziologie (Stefanie Duttweiler, Basel), der Textilwissenschaft (Gabriele Mentges, Dortmund), der Philosophie (Svenja Flaßpöhler, Münster/Berlin), der Kunstgeschichte (Ingeborg Reichle, Berlin) und der Literaturwissenschaft (Gertrud Lehnert, Potsdam).

Der Titel „Körpermoden – Geschlechtermodi“ verknüpft Körper und Geschlecht durch den lateinischen Begriff des Modus. Modus bedeutet sowohl die Art und Weise des Seins bzw. Vorgehens als auch die Verfassung und insbesondere die Vorschrift und Regel. In Frankreich und Deutschland entstammen die Mode/la mode von dem Begriff Modus. In welchem Kontext aber wird Mode in dem Workshop thematisiert? Die Mode bezeichnet eine normative Bekleidungs-vorschrift, einen Kleidungscode, welcher der „Permanenz des Wechsels“ unterworfen ist (Silvia Bovenschen). Dieses Grundprinzip der Mode bezieht sich auch auf die Dynamiken des Körpers und des Geschlechts, wie sie beispielsweise Judith Butler und Thomas Laqueur analysiert haben. Kleidungs-mode kann niemals vom Körper getrennt wahrgenommen werden, denn sie bezeichnet den Körper und schreibt sich in den Körper ein. So schreibt auch Walter Benjamin, dass Mode ein Teil des Körpers sei. Die Repräsentation des Körpers durch Mode muss daher auch als Teil seiner geschlechtlichen Repräsentation begriffen werden.

Körper und Geschlecht unterliegen einerseits einem erheblichen Wandel, sie erscheinen jedoch andererseits immer auch als festgelegte Größen. Die normativen Repräsentationen von Körper und

Geschlecht scheinen sich zunehmend aufzulösen, was jedoch nicht zu dem vielfach befürchteten und gleichzeitig erwarteten freien Spiel der Signifikanten (Lyotard) geführt hat. Vielmehr ist eine neue Betonung des Körperlichen, oder in den Worten von Michel Foucault, der „Sorge um sich“, festzustellen. Diese „Sorge um sich“ drückt sich in den wohl geformten, erotisierten und öffentlich präsentierten Körpern der Mittelschichten ebenso wie in den widerständischen Trends der Tattoo- und Piercing-Szenen (die mittlerweile im Mainstream angekommen sind) oder in der verzweifelten Suche nach dem Körper im virtuellen Raum. Diese neue Zuwendung zum Körper stellt frühere Körperkonzepte radikal in Frage. Der Körper als „Subjekt“ des Denkens, des Handelns, der Moral und der Emotionen des Menschen wandelt sich zu einem Körper als „Ort“ und Objekt des Denkens, Handelns und Erlebens. Er wird zur Oberfläche der Selbstverortungen, Ort der Selbsttechnologien, Gestaltungsmoment, Projektions- und Einschreibungsfläche, Instrument der Selbstinszenierung und Abenteuerspielplatz. Dieses „neue“ Körper**bild** steht nicht nur in enger Relation zu den jüngsten biotechnologischen Entwicklungen, der Medialisierung und Virtualisierung, sondern auch zur Kulturindustrie und Ökonomisierung des Lebendigen und darüber hinaus zu kulturtheoretischen Entwicklungen.

Mit dem Begriff „Geschlechtermodi“ wird die „Permanenz des Wandels“ von Geschlecht (*sex/gender*) aufgegriffen und Geschlecht als eine instabile Kategorie betont, da Geschlecht immer erst im Prozess der Anrufung entsteht. Der Begriff „Geschlechtermodi“ folgt insofern Judith Butler, indem er die heterosexuelle Matrix in Frage stellt und damit die Perspektive für ganz unterschiedliche Geschlechterdifferenzen öffnet, die über den normativen Dualismus von Weiblichkeit und Männlichkeit hinausgehen. Da Geschlechterdifferenzen als Produkte linguistischer Signifikation begriffen werden, muss gleichzeitig berücksichtigt werden, dass Geschlechterdifferenzen ohne deren Manifestation in den sozialen Praxen der Geschlechterbeziehungen, ohne die Wahrnehmung des Körpers, die Identifikation mit dem 'eigenen' Körper und damit zusammenhängend ohne Subjektbildung nicht erkannt werden können. So spricht auch Elisabeth Grosz davon, dass die Differenzen den Körper bedingen, während sie gleichzeitig seine Produkte sind. Als Grundlage für den Workshop wurde daher angenommen, dass sich Körper und Geschlecht gegenseitig konstituieren. Ohne Geschlecht erhält der Körper keine Bedeutung und ohne Körper hat das Geschlecht keinen Ort der Manifestation. Das Gleiche gilt ebenso für Unterschiede, die Ethnizität und Hautfarbe,

Klasse, Behinderung, Alter, sexuelles Begehren etc. betreffen.

Im Workshop ging es um folgende Fragestellungen:

- Welche Relationen bestehen zwischen kulturellen Körpermodellen, modischen Inszenierungen, Umgangsformen (Wellness, Pornographie, Körperschmuck, Piercing, Tattoo, Fashion, Popkultur und Kunst) und der feministischen Theoriebildung? Wie reagieren feministische Theorien auf diese gesellschaftlichen Veränderungen?
- Wie haben sich die Körperkonzepte verändert und welche Konsequenzen hat das für eine feministische Politik? Welche Effekte haben die konzeptuellen Veränderungen des Körpers auf der strukturellen Ebene und in Bezug auf die Machtverhältnisse?

Wie sieht der „Körper der Feministin“ aus und wie hat er sich im Laufe der Zeit gewandelt?

Angela McRobbie hat in ihrem Vortrag „*The Es and the anti-Es*“ – den sie anstelle vom ursprünglich geplanten Beitrags „*Young Women and Contemporary Popular Culture*“ gehalten hat – das Spannungsfeld zwischen einem angewandten Feminismus mit essentialistischen Zügen und der aktuellen feministischen Theoriebildung, die sich anti-essentialistisch gibt und auf poststrukturalistische, postkoloniale und psychoanalytische Ansätze rekurriert, innerhalb des Feminismus thematisiert. Zwischen den materialistischen (zu denen sie die *es* wie *empiricism, ethnography, experience, everyday life analysis* zählt) und den kulturwissenschaftlichen Ansätzen, so führt sie aus, besteht inzwischen eine große Kluft: Die *es* tapen in die Falle des Essentialismus, und der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung mangelt es an politischen Interventionsmöglichkeiten. Die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung beschäftigt sich mit der Bedeutungsebene und stellt die Existenz von Realität grundsätzlich in Frage, da Realität selbst nur eine Repräsentation der symbolischen Ordnung darstellt. In der Selbstreflexion der feministischen Subjektbildungsprozesse und dem Versuch, die Konstruktion empirischer Wahrheiten, wie „Hausfrau“ oder „Mädchen“, zu verdeutlichen und die ‚Anrufung‘ im Interview als Zuschreibung zu dekonstruieren, sieht Angela McRobbie die Chance, sozialwissenschaftliche Empirie und kulturwissenschaftliche Theorien innerhalb des Feminismus erneut zu verbinden. In Anlehnung an Gayatri Spivak will sie essentialistische Ansätze strategisch nutzen, um politisch handlungsfähig zu bleiben.

Der Beitrag von Stefanie Duttweiler (Basel) „Weibliche Muskeln, männliche Wellness? Oder:

Verdampft die Geschlechterdifferenz in aktuellen Wellness-Praktiken?“ beleuchtete Wellness als eine körperliche Praxis der Selbstgestaltung. Mit Foucault begreift sie Wellness-Praktiken als Technologien des Selbst, die darauf abzielen, einen Zustand des ganzheitlichen (Körper, Seele, Emotionen) Wohlfühlens zu erlangen. Dabei werden zunehmend beide Geschlechter angesprochen, was aber nicht zwingend zu einer Subversion der hierarchischen Geschlechterverhältnisse geführt hat. Stefanie Duttweiler versteht Wellness als eingelassen in Machtformationen, die über die „Sorge um sich“ (Foucault) eine integrierende Funktion beinhalten. Der Ausschluss der unteren Schichten von der „Sorge um sich“ stellt die Kehrseite der scheinbar geschlechtliche Unterschiede nivellierenden Wellness-Praktiken dar.

Gabriele Mentges (Dortmund) ging in „*Breaking Boundaries. Piercing, tattoos as practices of body modifications*“ auf Praktiken ein, die sich dauerhaft in den Körper einschreiben, den Körper zu einem *icon* werden lassen, das nicht zerstört werden kann. Insbesondere Piercings stellen ein Phänomen der gegenwärtigen Jugendkultur dar, ein wesentliches Moment der Selbstdarstellung und Selbstrepräsentation. Die Kontrolle über den Schmerz, die Intensivierung der Lust, die Wahrnehmung des eigenen Körpers als einzigartig stellen eine Gegenbewegung zu aktuellen Tendenzen und Diskursen um die Auflösung der Körper dar. Auch hier sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern laut Gabriele Mentges nur graduell und beziehen sich mehr auf die Produktionsbedingungen, d. h. auf die „*actors behind the stage*“ als auf die gepiercten und tätowierten „*actors on the stage*“.

In ihrem Vortrag „*Pornografie und Feminismus: Über die subversiven Potenziale einer Aneignung*“ befragte Svenja Flaßpöhler (Münster/Berlin) die Aneignung der Pornografie durch weibliche Popkulturdarstellerinnen nach ihren subversiven Potenzialen. Die weibliche Vulva und der weibliche Blick stellen, so Svenja Flaßpöhler, psychoanalytisch gesehen ein Komplementärpaar dar. Während die Vulva, das zu Penetrierende des Weiblichen verkörpert, so spiegelt der Blick die Gefahr der Kastration. Insofern ist der Blick der Pornodarstellerinnen immer abgewendet oder affirmativ, um die Konsumierenden von Pornografie nicht als Voyeure zu entlarven. Die Künstlerin Catherine Millet und die Sängerinnen Christina Aguilera und Peaches inszenieren sich selbst zwar als pornografische Lustobjekte, wobei sie aber das Blickregime umkehren und das kastrierende und bedrohliche Moment des weiblichen Blicks aktivieren. Damit verdeutlichen sie dem Voyeur dessen Abhängigkeit

von der weiblichen Maskerade und zeigen die Bedingtheit pornografischer Fiktion auf.

Ingeborg Reichle (Berlin) stellte in ihrem Referat „*Utopische Körper: Zum Verhältnis von Ästhetik und Wissenschaft im Zeitalter der Technoscience*“ das traditionelle Verhältnis von Kunst und Wissenschaft in Frage. Der Gegensatz von Körper (Natur) und Kunst (Kultur) wird mit dem Aufgreifen biotechnologischer und laborwissenschaftlicher Methoden und Verfahren in der Kunstproduktion zunehmend aufgelöst. Am Beispiel der Inszenierungen von Eduardo Kac veranschaulichte Ingeborg Reichle, dass die Kunst längst die Grenze zur „Natur“ überschritten hat und nicht nur in die biologischen Prozesse von Natur selbst eingreift, sondern auch die biotechnologische Veränderung von „natürlichen“ Körpern zur Kunstform macht. Welche Auswirkungen solche Grenzüberschreitungen auf die Kategorie Geschlecht haben, bleibt eine spannende Frage.

In dem Schlussvortrag „*Körper in Bewegung. Körperbilder im gleichgeschlechtlichen Paartanz*“ diskutierte die Referentin Gertrud Lehnert (Potsdam), wie der hochgradig reglementierte und mit hierarchischen Rollenvorgaben versehene Gesellschaftstanz durch gleichgeschlechtliche Tanzpartnerinnen subversiv umcodiert werden kann. Gerade bei gleichgeschlechtlichen Tanzpartnerinnen wird deutlich, so Gertrud Lehnert, dass die Geschlechterpositionen als flexibilisierbare Rollenmuster zu verstehen sind. Was beim heterosexuellen Paar festgeschrieben scheint, kann beim gleichgeschlechtlichen Paar spielerisch als führende und folgende Rolle eingenommen und darüber hinaus auch gewechselt werden. Der gleichgeschlechtliche Paartanz ist Lehnert zufolge insofern als Möglichkeit für eine subversive Dekonstruktion normativer geschlechtlicher Muster zu verstehen, da er Geschlechterbilder zwar aufgreift, sie aber gleichzeitig stets unterläuft.

Im Anschluss an Gertrud Lehnerts Vortrag entspann sich eine Diskussion um das Potenzial der Subversion durch heterosexuelle Paare, die für den Workshop in mehrfacher Weise symptomatisch war. Erstens wurden hier die bestehenden Herrschaftsverhältnisse (bzw. die feministische Praxis) gegen die poststrukturalistischen Geschlechtertheorien ins Feld geführt. Dabei beharrte die eine

Seite auf der größeren Nähe zu widerständischen Praktiken aufgrund der mangelnden Machtposition (z. B. von Lesben), während die andere Seite performanztheoretisch auf der Inszenierung von Geschlecht per se, also auch heterosexueller Geschlechterrollen, bestand und damit auch dem heterosexuellen Tanzpaar ein subversives Potenzial konzidierte. Es zeigte sich zweitens ein weiteres Machtverhältnis, nämlich das des Gewichts der wissenschaftlichen Funktion und Reputation, das zunehmend mit dem Heranwachsen der zweiten und dritten Generation feministischer Wissenschaftlerinnen an Brisanz gewinnt. Nicht nur in dieser, sondern auch in den vorangegangenen Diskussionen zeigte sich, dass die offene Diskussion zwischen Studierenden einerseits und etablierten Wissenschaftlerinnen bzw. Professorinnen andererseits selten gelingt. So war die Beteiligung der Studierenden an den Diskussionen trotz ihrer starken Präsenz (bis zum Schluss) nur sehr gering. Dies ist sicherlich nicht nur der in den Diskussionen zum Vorschein kommenden Hierarchie zwischen Studierenden und Wissenschaftlerinnen geschuldet, sondern auch dem akademischen Gebaren und seinem ausschließenden Charakter ganz allgemein – von dem auch die feministische Wissenschaft nicht frei ist.

Für zukünftige Workshops (gemeint ist das gemeinsame Erarbeiten von Ansätzen, Theorien, Methoden etc. und nicht die so gerne zelebrierte Darstellung des eigenen Wissens) möchten wir daher den Ansatz aufgreifen, den Angela McRobbie in ihrem Vortrag entwickelt hat, und somit ganz konkret die Verbindung von Praxis und Theorie im Feminismus in der Reflexion des Workshops umsetzen: Eine Grundlage für einen zukünftigen akademischen Dialog zwischen Studierenden und Wissenschaftlerinnen könnte die von Angela McRobbie geforderte Selbstreflexion nicht nur der eingenommenen Rollen, sondern auch der damit verbundenen Machtpositionen der Wissenschaftlerinnen sein; eine weitere Möglichkeit wäre, die unterschiedlichen Rollen und Identitäten strategisch zu nutzen, um bestehende Konflikte auszutragen und politische Positionen zu vertreten. Dies könnte eine Verbindung von Theorie und Praxis in der feministischen Wissenschaftspraxis schaffen und so den durch die verschiedenen akademischen Ebenen hervorgerufenen Konflikt produktiv nutzen.

Kontakt und Information

www.geschlechterdynamik.uni-dortmund.de/

Buchbesprechungen

Ulrike Nollmann rezensiert:

Simone Hess: Entkörperungen – Suchbewegungen zur (Wieder-) Aneignung von Körperlichkeit. Eine biographische Analyse.

Leske + Budrich, Opladen 2002, 391 S., ISBN 3-8100-3624-2, 35 Euro

Die vermehrte Hinwendung der Gesellschaft zum Thema Gesundheit fand in dem seit Mitte der 1980er Jahre zu verzeichnenden explosionsartigen Anstieg der Gesundheitsbildung in den Weiterbildungsangeboten ihren Ausdruck. Vor diesem Hintergrund gibt Simone Hess einen Überblick über das Angebot der Gesundheitsbildung im Raum Freiburg im Breisgau und stellt bundesweite Studien sowie theoretische und praktische Beiträge zur Weiterbildung vor. Die umfassende Bremer Studie zum Weiterbildungsangebot von 1992 belegt, dass die Gesundheitsbildung mit ihrem image- und profilwandelnden Aspekt nach den Sprachen und der politischen Bildung den größten Anteil einnimmt. Unter den Fachbereich Gesundheitsbildung fallen z. B. Angebote zur Körperwahrnehmung, Entspannung, Bewegung, Tanz, Aussehen, Erscheinung, Ernährung, Essstörungen und Sexualität (S. 17). Alle Erhebungen zeigen, dass die zumeist geschlechtsneutral ausgeschrieben Seminare zu annähernd 80 bis 90 Prozent von Frauen belegt werden (S. 13).

Der Grund für die hohe Frauenbeteiligung lässt sich keinesfalls allein im Grad der Erwerbsbeteiligung finden (S. 22). Hess beleuchtet die Ursachen im Kontext der weiblichen Biografie aus der Gender-Perspektive. „Biografie und Körper sind getrennt und doch abhängig voneinander – eine Wechselbeziehung“ (S. 36). Beide werden im Alltag selbstverständlich gelebt, müssen nicht zwingend versprachlicht werden. Die Notwendigkeit dazu entsteht erst bei außergewöhnlichen Anlässen, im positiven – wie z. B. Schwangerschaft, beruflicher Aufstieg – und im negativen Sinne – wie z. B. bei Krankheit, Scheidung.

Hess leuchtet den Themenkomplex Körperlichkeit, Weiblichkeit und Gesundheit theoretisch aus (S. 27). Diesen Hintergrund möchte ich partiell anhand des auf den ersten Blick etwas sperrig wirkenden Titels ausbuchstabieren. *Entkörperung* beschreibt einen Zustand vieler Frauen in der heutigen Gesellschaft, „der durch Verlust von Leibwahrnehmung gekennzeichnet ist, es ist ein Gefühl von Totsein, von Dahinvegetieren, von Verzweiflung und Nicht-Erleben“ (S. 44). Doch wie kann dieser Zustand, dieses „falsche Selbst“ (ebd.) entstehen? Hier ist die Betrachtung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die

weibliche Identitätsbildung notwendig. Die mit der gesellschaftlichen Individualisierung einhergehenden Enttraditionalisierungen, etwa die Aufhebung der äußeren Strukturen wie Herkunftsfamilie, Kirche, Vereine, Parteien, die früher als zentrale Vermittler von Werten, Normen und Moralvorstellungen galten, bewirkten den Verlust von haltgebenden Strukturen. Klassen- und schichtspezifische Verhaltensregeln und damit verbundene Körpererfahrungen haben an Kraft verloren, was in einen Zustand der Ungebundenheit geführt hat. Verängstigungen werden ausgelöst, die das Mentale und das Körperliche betreffen.

Dieser Zustand der Ungebundenheit bewirkt zwangsweise *Suchbewegungen*. Damit stellt sich die Frage, ob und in welcher Form neue soziale Gruppen als Möglichkeiten der Wiedereinbindung erkannt werden (S. 31), denn beim Verlust sozialer Rückbindungen werde der Mensch auf seine eigene Körperlichkeit zurückgeworfen, die seinen 'inneren Kompass' darstelle. Innere Strukturen als ein körperlich gefühltes Ich ersetzen die von außen vorgegebenen Strukturen. Der Körper werde bewusst als Bezugssystem für die Bedürfnisbefriedigung erlebt und stelle damit die Lebensorientierung dar.

Damit begründet sich auch die Hinwendung der Erwachsenenbildung zum Körper als neuen Ansatzpunkt, denn biografische und körperliche Veränderungen können Lernanlässe sein. Erwachsenenbildung könne hier greifen, „indem sie Raum für Wissensvermittlung schafft und die Akteure der Lebenswelt in Beziehung zueinander treten lässt“ (S. 36 f.).

Der Aspekt der Geschlechtlichkeit „ist ein besonderer, ja vielleicht gar als heikel zu bezeichnender Konfrontationsbereich des Individuums in den Wirren der gesellschaftlichen Auflösung“ (S. 32). Seit Mitte der 1980er Jahre wandte sich die Frauenbewegung vermehrt der Differenz zwischen den Geschlechtern zu. Dabei wird die Differenz der Geschlechter hervorgehoben mit der Absicht, Weiblichkeit nicht nur anzuerkennen, sondern auch zu positivieren (S. 44). Die Frau als 'die Andere' soll über selbst gesetzte, weibliche Symbole und nicht mehr über eine vom Männlichen bloß abgeleitete Weiblichkeit sichtbar gemacht werden. Die Suche nach der eigenen geschlechtlichen Identität und

schließlich der Weg zur Subjektwerdung müssen vom weiblichen Körper ausgehen. Es ist notwendig, die eigene Mitte zu finden (S. 35). Diese Mitte ist aber erst im Hinblick auf die Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge zu verstehen. Diese Suche verweist auf eine lebendige Erfahrung mit einem realen Menschen außerhalb von uns selbst (S. 45). Ein ganzheitliches Selbst im Gegensatz zum fragmentarischen Selbst kann nur durch das Erkennen jener Frauen entstehen, die nicht zur eigenen sozialen Gruppe gehören.

Ziel dieser Suchbewegungen, die sowohl Momente des In-Beziehung-Tretens und der Ablösung (S. 45) beinhalten, ist somit die *Wiederaneignung von Körperlichkeit*. Ein Weg, Frauen in ihrer eigenen, nicht anerkannten Besonderheit gegenüber der männlichen Besonderheit zu unterstützen, ist die Erarbeitung einer der männlichen gegenüber zu stellenden weiblichen Genealogie (S. 42).

Die Annahme oder Ablehnung der eigenen Körperlichkeit liegt in der Mutter-Tochter-Beziehung begründet (S. 367). Dieses Verhältnis determiniert das Fundament für das Körpererleben der Tochter. Strukturlosigkeit, geringe Beachtung und Anerkennung verhindern das Erkennen des eigenen Selbst und die Schaffung eines Sozialgefüges, in dem Körperlichkeit regeneriert werden kann (S. 368). Diese Entkörperungen finden oft ihren Weg an die Oberfläche in Form von physischen und psychischen Krankheiten. Typische Krankheiten substanzloser Frauenkörper sind die Hysterie und die Essstörungen Magersucht und Bulimie (S. 98 ff.).

Die auf narrativen Interviews basierenden, aufschlussreichen Falldarstellungen machen den Hauptteil des Buches aus. Hess hat dort den gesamten weiblichen Lebenszusammenhang und alle Bereiche, die für die an Gesundheitsbildung teilnehmenden Frauen im Kontext der Fragestellung relevant sind, einbezogen (S. 145 f.). Die Autorin möchte aufzeigen, „welche Sinn- und Bedeutungshaftigkeit sich aus der *persönlichen* Darlegung hinter dem Kursbesuch rekonstruieren lässt“ (S. 146). Zugang zu den Interviewpartnerinnen gewann sie über die Volkshochschule Freiburg im Breisgau.

Die Beziehungserfahrungen im Mutter-Tochter-Gefüge der vier Frauen sind in den Fallbeispielen sehr verschiedenartig. So prägte in einem Fall eine schwermütige Mutter die Mutter-Tochter-Beziehung (S. 156 ff.), in einem anderen der Wunsch der Mutter, die innere Leere durch die Tochter zu kompensieren (S. 230 ff.), im dritten eine ihre Sorge und Kraft nur zum Wohl der Familie aufbringende Mutter (S. 282 ff.) und im vierten Fall eine von Angst geprägte Mutter bei weitgehender Abwesenheit des Vaters (S. 333 ff.). Alle bewirkten eine unvollständig ausgeformte Emotionalität, welche zu einer fragmentarischen Erlebnisfähigkeit auf

der körperlichen Ebene führt. Kann keine innere Freiheit und selbst erlebte Körperlichkeit erreicht werden, misslingt auch der Aufbau einer erfüllten Beziehung zum männlichen Geschlecht.

Hier schließt sich der Kreis zum Ausgangspunkt des Buches wieder. Seminare zur Gesundheitsbildung können für Frauen eine Hilfestellung leisten, Defizite aufzubrechen. „Frauen nehmen sich mit dem Kursbesuch der Regulationsaufgabe an oder besser: müssen sich dieser annehmen, weil ihr gesundheitliches Befinden, ihr Körper sie darauf aufmerksam macht“ (S. 370). So positiv diese Möglichkeit der Körperstabilisierung ist, so führt die Autorin doch kritisch an, dass im Rahmen der Gesundheitsbildungsseminare nicht unbedingt Handlungsmuster, die zum Nichterleben des Körpers führten, aufgedeckt würden, wobei die auf Körpererleben durch konkrete Aktivität angelegten Inhalte der Seminare auch nicht primär darauf ausgerichtet sind. „Die Teilnahme an Gesundheitsbildung *kann* eine Brücke zur Selbstfindung sein, sie *muss* es aber nicht unbedingt“ (S. 372).

Wie der stetig steigende Andrang bei Gesundheitsbildungskursen belegt, besteht ein hoher Bedarf an Kompensationsmöglichkeiten jenseits der beruflichen und/oder privaten Eingebundenheit. Ebenso verweist er auf Verletzungen bei Frauen, die durch Nichtakzeptanz ihrer Körperlichkeit in der patriarchal geprägten Gesellschaft entstehen.

Gesundheitsbildung, die im Gegensatz zu der über einen rein naturwissenschaftlichen Zugang zu Krankheitsbildern operierenden Schulmedizin steht, setzt den Menschen als Subjekt in den Mittelpunkt. Die individuelle Bedeutsamkeit des Menschen mit ihrer Sinn stiftenden Kraft und der Möglichkeit der Gestaltung von Sozialität stellt eine Grundvoraussetzung für körperliche Stabilität und somit auch Gesundheit dar, die es in der Gesundheitsbildung zu achten und fördern gilt.

Abschließend plädiert die Autorin dafür, dass „ein Raum für eine stärker auf Kommunikation, Erfahrungsaustausch und nachfolgend Reflexion basierende Lernform in der Gesundheitsbildung geschaffen werden“ (S. 373) müsse. Eine tief liegende Isolation könne durch motorische Aktivitäten im Kursbesuch eine Zeit lang aufgehoben werden. Nur eine Gesundheitsbildung, die die strukturelle Koppelung von Kommunikation und Körperlichkeit wahre, d. h. neben der Hinwendung zum konkreten Körper den kommunikativen Kontakt, das verbale In-Beziehung-Treten zu anderen Menschen fördere und so Reflexionsanstöße gebe, könne über Emotionen und damit Körpererleben in der Alltags- und Lebenswelt innere Aufklärungsarbeit leisten und so als Frauenbildung ganzheitliche Hilfe leisten.

Ines Schell-Kiel rezensiert:

Heide von Felden: Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne.

Opladen: Leske + Budrich, 2003. 273 Seiten, ISBN 3-8100-3811-3, EUR 19,90.

„Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne. Zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Genderforschung.“ – mit diesem Thema hat sich Heide von Felden 2001 an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg habilitiert. In dem vorliegenden Band 21 der Reihe „Studien zur Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung“ des Verlags Leske und Budrich, macht sie ihre Arbeit der pädagogisch-erziehungswissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit zugänglich.

Heide von Felden hat sich mit ihrem Habilitationsprojekt zum Ziel gesetzt sowohl den Begriff der „Bildung“ als auch den Begriff „Geschlecht“ in historischer und systematischer Weise aufzuarbeiten und deren theoretische Zusammenhänge herauszustellen. Mit Hilfe biographisch-narrativer Interviews kann sie darüber hinaus diese beiden grundlegenden Begriffe auch empirisch aufeinander beziehen und ist so in der Lage, erste Bausteine einer Bildungstheorie zu entwickeln, die – empirisch fundiert – Biographie und Geschlecht integriert.

Das Buch umfasst einen ausführlichen Teilbereich (Kapitel 2, S. 15-124) der Historie der beiden zentralen Begriffe – Bildung und Geschlecht – sowie der Entwicklung der Bildungs- und Frauen- bzw. Geschlechterforschung. Beide Themenfelder werden dabei ausdrücklich in die erkenntnistheoretische Diskussion der Kritischen Theorie und der poststrukturalistischen Ansätze eingeordnet und in ihrer Bedeutung für die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen herausgestellt.

Heide von Felden bewegt sich dabei in Bezug auf den Bildungsbegriff insoweit auf schwierigem Terrain, als die Bedeutung des Konstrukts „Bildung“ bei den Vertretern des Poststrukturalismus z. T. stark in Zweifel gezogen und als nicht mehr zeitgemäß betrachtet wird (vgl. bspw. Lyotard). Sie selbst verortet ihre Auffassung über Bildung dann auch im Bereich der Kritischen Theorie, die jedoch Ansätze der Postmoderne mit einbezieht (vgl. S. 50) und definiert Bildung zusammenfassend äußerst komplex auf vier Ebenen: „Bildung als Denkform, Bildung als Kulturaneignung, Bildung als Vergesellschaftung und Bildung als Norm und Kritik“ (S. 64).

Den Begriff Geschlecht diskutiert Heide von Felden ebenfalls in Bezug auf Moderne und Postmoderne und in Hinblick auf die widersprüchliche Argumentation aus Sicht der Kritischen Theorie wie des Poststrukturalismus. Neben dieser erkenntnistheoretischen Perspektive bearbeitet sie darüber hin-

aus Probleme, die die empirische Forschung über Geschlecht mit sich bringt (vgl. S. 115 ff.). Zusammenfassend kommt von Felden in Bezug auf Geschlecht zu der Auffassung, dass die Geschlechterverhältnisse auch heute noch dazu zwingen, sehr differenziert zu erläutern, in welcher Hinsicht auf kulturellem Gebiet Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen und in welcher Hinsicht nicht: „Es geht also darum, sprachlich sehr genau auszudrücken, dass hierarchische Unterschiede historisch konstruiert und egalitäre Unterschiede zwischen Menschen nicht zu hintergehen sind“ (S. 124). Mit Hilfe qualitativ-empirischer Verfahren untersucht von Felden deshalb, wie Individuen mit geschlechtstypischen und -bedingten Zuschreibungen umgehen und welche Rolle diese Wirklichkeitskonstruktionen in Hinblick auf Geschlecht auf der Ebene von Bildung spielen. Sie fragt also danach, wie sich Individuen als Frauen und Männer konstruieren und welchen Einfluss diese Konstruktionen auf die jeweiligen Lern- und Bildungsprozesse haben. Auf diese Weise gelingt es ihr, Zusammenhänge zwischen Bildung und Geschlecht festzumachen, ohne Unterschiede zwischen den Geschlechtern als ontologisch gegebene aufzufassen bzw. deren historische Entstehung zu leugnen (vgl. S. 124).

Den folgenden zweiten großen Teilbereich stellen Kapitel 3 und 4 (S. 125-237) mit den grundsätzlichen Überlegungen zu geeigneter Methodologie und Methodik für eine empirische Untersuchung der Kategorien Bildung und Geschlecht sowie die Auswertung der durchgeführten biographisch-narrativen Interviews dar.

Heide von Felden hat sich auf Basis der Annahme einer Verortung von Bildung und Geschlecht in biographischen Zusammenhängen in ihrer Untersuchung für einen qualitativ-empirischen Ansatz genauer: das Konzept der Biographieforschung entschieden. Sie stützt sich dabei neben Fritz Schütze auch auf empirische Arbeiten von Winfried Marotzki (zum Zusammenhang von Bildung und Biographie) und Bettina Dausien (zum Zusammenhang von Geschlecht und Biographie) und entwickelt auf dieser Grundlage ihr eigenes Forschungsdesign. In dem vorliegenden Band werden drei biographisch-narrative Interviews mit Studentinnen mittleren Lebensalters des weiterbildenden Studiengangs „Frauenstudien“ ausführlich dargestellt und analysiert. „Die Studentinnen im Rahmen dieses Interview-Settings verfügen

über Lebenserfahrungen, die im Studium mit neuen Lernformen, theoretischen Denkweisen und der Perspektive auf Geschlecht konfrontiert werden. Die Interviews zeigen ein Bild von den damit verbundenen Konflikten und Veränderungen, sowie den individuellen Verarbeitungsformen" (S. 153). Dabei wirken sich bei allen drei Interviewpartnerinnen geschlechtstypische und geschlechtsbedingte Zuschreibungen als Einengung von Autonomie- und Handlungspotential aus; es unterscheidet sich bei den dargestellten Fällen die Verbindung von Geschlechtskonstruktion und Lern- und Bildungsprozessen jedoch im Hinblick auf die jeweils stattfindenden Bildungsprozesse und damit die unterschiedliche Weise der Auseinandersetzung mit den jeweiligen Zuschreibungen und dem Versuch das eigene Handlungspotential zu erweitern.

Der dritte Themenkomplex (S. 239-254) umfasst schließlich die Entwicklung von Bausteinen einer Bildungstheorie, die den herausgearbeiteten Zusammenhängen von Bildung und Geschlecht unter den Bedingungen aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen gerecht zu werden vermag. Bildung wird dabei im biographischen Zusammenhang verortet und Geschlecht als eine gesellschaftliche Kategorie bzw. in seiner gender-Funktion zugrunde gelegt. Mit Hilfe der empirischen Untersuchung konnte von Felden zeigen, „dass die Konstruktion von Lern- und Bildungsprozessen über die Konstruktion der Erfahrungsaufschichtung und das Selbst- und Weltbild von der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen, geschlechtstypischen und geschlechtsbedingten Zuschreibungen abhängt, so dass behauptet werden kann, dass geschlechtliche Zuschreibungen Lernen und Bildung in bestimmter Weise beeinflussen" (S. 249). Dabei scheint es vor allem dann einen Zusammenhang zwischen den geschlechtstypischen Zuschreibungen und den jeweiligen Bildungsprozessen zu geben, „wenn die Auseinandersetzungen mit den Zuschreibungen zu Konstruktionen führen, die elementare Bedürfnisse nach gesellschaftlicher Anerkennung beeinträchtigen" (S. 250).

Heide von Felden gelangt zu dem Schluss, dass die kulturelle Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit zwar als normative Orientierung den Diskurs von Bildung durchzieht, dass diese gesellschaftliche

Normierung jedoch – trotz ihrer Wirkmächtigkeit – durch individuelle Performanzen und Umdeutungen verändert werden kann. Dabei geht sie davon aus, „dass Performanzen vorrangig in Lern- und Bildungsprozessen wirksam werden, die biographisch verortet werden können" (S. 253) – ganz unabhängig davon, wodurch und in welchem sozialen Kontext ein solcher Lern- bzw. Bildungsprozess angestoßen wird.

Heide von Felden ist mit diesem Buch eine sehr strukturierte Arbeit gelungen, die in nachvollziehbarer Weise deutlich macht, welche Diskurse und Argumentationen ihr für die Bearbeitung ihres Themas besonders bedeutsam erscheinen und an welcher Stelle sie sich selbst innerhalb dieser aktuellen Diskurse verortet. Sie greift dabei neben den theoretischen Diskussionen auch bereits durchgeführte empirische Studien auf, die ihr als Basis für das eigene Forschungsvorhaben und letztendlich die Entwicklung von Bausteinen einer neuen Bildungstheorie dienen.

Meines Erachtens ist der vorliegende Band deshalb sowohl für ErziehungswissenschaftlerInnen als auch Studierende und in der pädagogischen Praxis Tätige interessant – auch wenn es sich um ein Habilitationsprojekt handelt. So bietet diese Arbeit – neben den oben ausgeführten Denkanstößen für in der Erziehungswissenschaft forschende und lehrende Personen – eine ganz grundlegende historisch-systematische Auseinandersetzung mit den mehrdeutigen und vielfältig besetzten Begriffen „Bildung" und „Geschlecht", die z. B. Studierenden einen fundierten Überblick verschaffen und einen geeigneten Ausgangspunkt für die weitere Auseinandersetzung mit diesen beiden Themenkomplexen darstellen kann. Auch der ausführliche methodologisch-methodische Teil sowie die Auswertung der einzelnen Interviews eignet sich hervorragend für eine Einführung in aktuelle qualitative Forschung und die Möglichkeiten der Analyse biographisch-narrativer Verfahren. Nicht zu vergessen sind darüber hinaus die – empirisch und theoretisch fundierten – Argumentationshilfen für die (Weiter-)Bildungspraxis, die diese Arbeit für das Arrangement von Bildungsprozessen sowohl von weiblichen als auch männlichen Lernenden liefern kann.

Kontakt und Information

Dipl. Päd. Ines Schell-Kiel
c/o Lehrstuhl Weiterbildung
und Frauenbildung
Universität Duisburg-Essen,
Campus Duisburg
Lotharstr. 65
47057 Duisburg

Gudrun Schäfer rezensiert:

Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hg'innen): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Aufsätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung.

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 378 Seiten

Der vorliegende Band ist eine umfassende und anregende Dokumentation der Forschung zum Thema *Frauen- und Geschlechterforschung* am Wiener Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Dabei werden die Teilaspekte *Ansätze und Perspektiven, Öffentlichkeit und Journalismus, Rezeptions- und Fernsehforschung, Filmforschung* sowie *Neue Technologien* behandelt.

Im Rahmen dieser Forschungsansätze wollen die Herausgeberinnen den Terminus *Feministische Forschung* als Oberbegriff zu diversen Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung verstanden wissen. Diese Entscheidung allerdings ist für die Rezensentin nicht nachvollziehbar, da, wie die Herausgeberinnen selbst anmerken, der Begriff der Gender Studies/Geschlechterforschung auch auf eine wissenschaftshistorische Dimension verweist (S. 10), die m. E. dem Begriff der feministischen Forschung nicht inhärent ist.

Doch abgesehen von der damit etwas unglücklichen Titelwahl empfiehlt sich der Band durch seine theoretisch und methodisch fundierten Analysen sowie durch seine inhaltliche Bandbreite. Gerade der letztere Aspekt führt ja bei Sammelbänden oft dazu, dass die einzelnen Teile oft recht unverbunden nebeneinander stehen, so dass lediglich der Einband die einzelnen Beiträge zusammenhält. Hier jedoch verweisen die beteiligten Autorinnen mit ihren unterschiedlichen Themen oft auf gleiche oder ergänzende theoretische oder empirische Dimensionen ihrer Fragestellungen. So wird z. B. der Relevanz der Cultural Studies in mehreren Beiträgen diskutiert, ebenso die wissenschaftstheoretisch wie methodisch zentrale Frage wie die Kategorie Geschlecht/Gender in empirischen Untersuchungen jenseits banaler *weiblich/männlich*-Items erfasst werden kann.

Deutlich wird in den einleitenden sowie allen anderen Beiträgen auch, dass Geschlechterforschung kein Sondergebiet der Kommunikations- und Medienwissenschaft sein kann, sondern als umfassende Fragestellungen quer zu allen anderen traditionelleren Themengebieten der Disziplin liegt.

Sehr lobenswert, dass die Herausgeberinnen insbesondere die gravierenden Forschungsdefizite zu Genderfragen im Bereich der harten Kernbereiche des Fachs, wie z. B. Medienökonomie, Medienpolitik und Medienrecht monieren.

Aus der Vielzahl der anregenden Beiträge möchte ich den Text *Medienhandeln und Geschlecht* von Böck und Weish herausheben, in dem noch einmal überzeugend dargelegt wird, warum die angeblich gravierenden Unterschiede im Mediennutzungsverhalten von Frauen und Männern im Wesentlichen auf andere soziale Faktoren wie etwa Berufstätigkeit und Bildungsgrad zurückzuführen sind. Amüsant auch die Erkenntnis, dass das Romanelesen von Männern der Unter- und Mittelschicht als *Weiberkram* vorwiegend abgelehnt wird, dagegen in den gehobenen Schichten von beiden Geschlechtern als legitime Art des Medienhandelns akzeptiert und praktiziert wird.

Ein geschlechter-grenzüberschreitendes Verhalten finden wir auch in ganz anderen Kontexten, wie Rieser in ihrem Aufsatz *Geschlecht als Special Effect* erläutert: Im Film taiwanesischer oder hongkonger Herkunft waren vor *Tiger and Dragon* durchaus radikale, ja geradezu revolutionäre Geschlechterpositionierungen zu beobachten: bisexuelle oder Transgender-Kampfkunstmeisterinnen beherrschten die Szene. Vielleicht kann sich da *unsere Lara Croft* noch die eine oder andere Inspiration holen ... !

Neuerscheinungen

Birgitta Wrede (Hg'in): Geld und Geschlecht – Tabus, Paradoxien, Ideologien

Leske & Budrich, Opladen 2003, 182 Seiten.

Bestimmt das Geschlechterverhältnis bzw. das Geschlecht den Umgang mit und das Verhältnis zu Geld? Wissenschaftlerinnen untersuchen diese Frage unter kulturwissenschaftlichen, soziologischen, ökonomischen und historischen Perspektiven. Ihre Antworten sind in einem im Verlag Leske und Budrich erschienenen Sammelband dokumentiert. Der folgende Beitrag entspricht der Einleitung zu diesem Buch und soll eine anregenden Einführung in das äußerst spannende Themenfeld geben, das trotz seiner alltäglichen Relevanz mit Tabus, Paradoxien und Ideologien behaftet ist, die im Folgenden beleuchtet werden.

Tabus

Frauen haben weniger Geld als Männer. Diese Tatsache ist weitläufig bekannt. Die zugrunde liegenden strukturellen Bedingungen dafür wurden und werden kontinuierlich von Wissenschaftlerinnen erforscht und öffentlich gemacht. Allerdings wird die Perspektive der Betrachtungen zumeist verengt auf den Fokus der Benachteiligungen, des Mangels und der Armut: Frauenarmut national und international, Altersarmut von Frauen, Alleinerziehende in prekären Lebenslagen. Weitere geläufige Aspekte sind die Einkommensdiskriminierung von Frauen sowie die Unterfinanzierung von Frauenprojekten und von Maßnahmen zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit.

Auch die dahinter stehenden Ungerechtigkeiten sind leider nur zu vertraut: Frauen leisten zwei Drittel der Weltarbeit, ihnen gehört aber nur ein Hundertstel des Weltkapitals. Frauen arbeiten ebenso ‚hart‘, wenn nicht sogar ‚härter‘ als Männer gegen Bezahlung und leisten zusätzlich noch einen Großteil der Haus- und Familienarbeit: Sie managen den Haushalt und die Kindererziehung und sorgen für Pflegebedürftige. Die Arbeit von Frauen wird in beiden Bereichen nicht angemessen bzw. gar nicht bezahlt. Im Erwerbssektor sind Frauen einer Einkommensdiskriminierung ausgesetzt: Sie verdienen – gleich auf welcher Hierarchie- und Qualifikationsstufe sie sich befinden – im Schnitt nur 70 % des durchschnittlichen Einkommens ihrer männlichen Kollegen. Der Reproduktionsbereich entzieht sich gänzlich monetären Maßstäben. Hier gilt noch immer das Motto „Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit“.¹ Analysen der Frauen- und Geschlechterforschung weisen schon seit über 30 Jahren immer wieder

auf die gesellschaftsstabilisierende Funktion der (unbezahlten) Tätigkeiten von Frauen im Care-Bereich hin. Versuche, Kindererziehung, Hausarbeit oder Altenversorgung in Geld zu fassen, können lediglich einen ungefähren Wert ermitteln. So fällt die monetäre Bewertung des reproduktiven Sektors in den europäischen Staaten höher aus als das Bruttosozialprodukt. Das bedeutet: Mehr als die Hälfte der gesamtgesellschaftlich geleisteten Arbeit wird unentgeltlich (hauptsächlich) von Frauen in der Familien und Pflegearbeit geleistet. Das grundlegende Verhältnis der zentralen gesellschaftlichen Institutionen Geld und Geschlecht und das Zusammenspiel beider Kategorien wurden aber jenseits der oben angesprochenen Aspekte bislang kaum wissenschaftlich untersucht.

Ideologien

Tradierte geschlechtsspezifische Verhaltensmuster in Bezug zu Geld und entsprechende Stereotype verengen die Beschäftigung mit dem Thema auch im Alltag. So gilt die andere Perspektive auf das Verhältnis von Geld und Geschlecht, nämlich die Frage nach der Beteiligung von Frauen an gesellschaftlichem Reichtum, an Kapital, Besitz, Vermögen, an dem „großen Geld“, schnell als anrüchig. Und auch, wenn es um das „kleine Geld“ geht, wird – auch von Frauen – häufig abgeblockt, das Thema wird als trocken und formal, als unsinnlich und langweilig abgetan. Mit dem Hinweis auf per se zu geringe finanzielle Ressourcen und ein geringes Einkommen, das gerade für den alltäglichen Konsum ausreicht, wird die Auseinandersetzung mit Geldangelegenheiten verdrängt.

Zwar ist die Erkenntnis, dass die Emanzipation von Frauen ohne ökonomische Selbstständigkeit nicht zu erreichen ist, schon alt und die Forderung „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ und „Lohn für Hausarbeit“ gehören neben dem Selbstbestimmungsrecht von Frauen zu den Grundpfeilern gleichstellungspolitischer Überzeugungen. Doch haben sie nicht dazu geführt, das Thema Geld ins Zentrum der Auseinandersetzungen zu rücken, viele Gleichstellungspolitikern und Feministinnen sparen das Thema aus und widmen sich lieber den ideellen statt materiellen Zielen der Frauenbewegung.

¹ Das ist der Titel eines Aufsatzes, in dem Gisela Bock und Barbara Duden 1977 Hausarbeit analysieren. In: Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen, Berlin.

Paradoxien

Die Ausgrenzung des Themas Geld und Geschlecht auf individueller und gesellschaftlicher Ebene ist besonders vor dem Hintergrund der Veränderung der biographischen Situation von Frauen paradox. Obgleich der traditionelle weibliche Lebensentwurf mit seiner Orientierung auf die Versorgungsehe, die eine ökonomische Absicherung von Frauen in allen Lebensphasen implizierte, brüchig wird, behält er in den Köpfen noch seine Gültigkeit.

Zwar sind Frauen in den letzten Jahren immer stärker erwerbstätig geworden und verdienen somit ihr eigenes Geld. In Familien sind es jedoch immer noch nahezu ausschließlich die Frauen, die ihre Berufstätigkeit aufgeben, sobald Kinder geboren werden. Damit haben sie dann kein eigenes Einkommen mehr, sondern es gibt nur ein Familieneinkommen, das der Mann nach Hause bringt. Die wirklich schlechte soziale Infrastruktur in puncto Kinderbetreuung macht es Frauen häufig unmöglich, die Anforderungen von Beruf und Familie zu vereinbaren. Dies hat bedeutende Folgen: schlechte Karrierechancen, geringe Gehälter, starke finanzielle Abhängigkeit vom Partner, niedrige eigene Renten. Noch immer denken Frauen mit einem Lebensentwurf als Ehefrau und Mutter, sie seien im Alter abgesichert, obwohl dies – denkt man an die Zahl der Scheidungen – nicht mehr der Realität entspricht. Viele delegieren ihre finanzielle Versorgung und verlassen sich auf eine Absicherung durch ihren Partner oder hoffen auf eine staatliche Altersvorsorge.

Frauen schätzen ihre persönliche Freiheit, sie wollen Beruf, Karriere und Kinder, auch wenn ihre Ehe scheitert oder sie überhaupt keine eheliche Verbindung eingehen wollen. Das heißt aber auch, dass Frauen sich vermehrt mit dem Thema „finanzielle Unabhängigkeit“ beschäftigen müssen. Die Gestaltungspotenziale für den eigenen Lebenszusammenhang und für die eigene Biographie sind entscheidend von der Möglichkeit der eigenständigen Existenzsicherung abhängig. Dazu verhelfen die eigene Berufstätigkeit und die Beschäftigung mit dem Thema Geld. Frauen müssen sich finanziell selbst versorgen und sich selbst um ihre finanzielle Absicherung kümmern, um nicht unter die Armutsgrenze zu fallen – sei es aufgrund eines niedrigen Einkommens, unzureichender Sozialhilfe oder einer geringen Rente. Die Annahme, dass jemand anderes die ökonomische Absicherung für sie übernimmt und langfristig trägt, ist angesichts der hohen Zahl von ledigen, getrennt lebenden und geschiedenen Frauen unrealistisch. Dennoch treffen nur wenige Frauen Vorkehrungen für eine angemessene finanzielle Versorgung. Nur wenige kennen und planen ihre eigene ökonomische Stabilität, ohne die innere Sicherheit und tatsächliche Freiheit praktisch unmöglich sind. Viele Frauen re-

klamieren für sich individualisierte Lebensentwürfe, vergessen aber die dafür notwendige individuelle finanzielle Absicherung.

Eine intensive Beschäftigung mit dem Thema ist im Hinblick auf die Notwendigkeit einer privat organisierten, Kapital gedeckten (individuellen) Altersvorsorge von besonderer Bedeutung. Denn damit sind auch Frauen auf den Geldmarkt bzw. auf den Finanzdienstleistungssektor angewiesen, verbunden mit den entsprechenden Anforderungen an Fachwissen und Kapital. Die wichtige Frage: „Frauen leben länger – aber wovon?“² wird bislang gerade von Frauen verdrängt oder auf die lange Bank geschoben.

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse einer Ringvorlesung des *Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF)*, die im Sommersemester 2002 an der Universität Bielefeld stattfand und von der Herausgeberin organisiert worden ist. Im Zentrum dieser Veranstaltungsreihe und damit auch dieses Sammelbandes steht die Frage, wie das Geschlechterverhältnis bzw. das Geschlecht den Umgang mit und die Beziehung zu Geld beeinflusst. Die Antworten, die Wissenschaftlerinnen aus kulturwissenschaftlichen, soziologischen, ökonomischen und historischen Blickwinkeln geben, ermöglichen entsprechend der unterschiedlichen Perspektiven eine umfassende Sicht auf eine Fragestellung, die in dieser interdisziplinären Herangehensweise bislang nur selten in einem wissenschaftlichen Kontext bearbeitet wurde.³

Inhaltlich repräsentieren die Beiträge ein breites Spektrum: Es werden geschlechtsspezifische Verhaltensmuster in Bezug auf Geld und entsprechende kulturelle Stereotypen untersucht; Geldverteilung und Geldpolitiken werden exemplarisch unter einer Geschlechterperspektive analysiert; Geld wird als Indikator von Männlichkeit vorgestellt. Neben theoretischen Annäherungen an das Thema werden praktische Veränderungsoptionen des bislang schwierigen Verhältnisses von Geld und Geschlecht aufgezeigt.

Die ersten beiden Beiträge nähern sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive dem Thema. *Bettina Mathes* zeigt die symbolische Bedeutung des Geldes und seine Gleichsetzung mit männlich-geistiger Fruchtbarkeit in einer kulturhistorischen Betrachtung auf. Geld wird dabei nicht nur als Zahlungs- bzw. Tauschmittel aufgefasst, in dem sich das bestehende Geschlechterverhältnis ausdrückt, sondern auch als Medium, das eine historisch wandelbare symbolische Geschlechterordnung (re)produziert. Somit rückt das Geschlecht des Geldes selbst in den Blick, womit sich wiederum neue Perspektiven auf die „Natur“ der Geschlechterordnung eröffnen. Dahinter verbirgt sich

2 So der Titel eines der ersten Finanzratgebers für Frauen von Svea Kuschel, erschienen in Düsseldorf 1992.

3 Parallel zu diesem Buch erscheint der Sammelband „FrauenMachtGeld“, herausgegeben von Regina Dackweiler und Ursula Hornung. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2003.

eine „Naturalisierung“ symbolischer Prozesse, die wiederum mit Bildern von Männlichkeit und Weiblichkeit verknüpft ist. Erstaunlich ist die unter dieser Perspektive gefundene Entwicklung verschiedener (Geld)Symboliken in unterschiedlichen Kulturen: Ausgehend von antiken Opferkulten zeichnet die Autorin diesen Bogen bis zu den heutigen Symbolen der Geldvermehrung bzw. des Geldverlustes nach.

Wie stark Männlichkeit und Geld aktuell in der westlichen Welt nicht nur faktisch, sondern auch symbolisch und psychologisch miteinander verbunden sind, stellt *Eva Boesenberg* anhand einer Analyse der Bedeutung von Geld und Geschlecht im amerikanischen Roman dar. Sie untersucht die Analogie zwischen Gelderwerb und männlicher Potenz und diskutiert, warum der Zusammenhang zwischen Geld und Männlichkeit in der US-amerikanischen Kultur einen so zentralen Stellenwert besitzt. Um wichtige Aspekte dieses Verhältnisses neu zu beleuchten, fasst die Autorin nach Bourdieu Männlichkeit als eine Form sozialen Kapitals und diskutiert die Vor- und Nachteile dieser Konzeptualisierung.

Birgitta Wrede reflektiert anhand einer Literaturstudie das besondere Verhältnis von Frauen zu Geld und untersucht den speziellen „weiblichen“ Umgang mit Geld. Verfahren Frauen anders als Männer beim Ausgeben von Geld? Hat das Geld-Haben und Geld-Verdienen für Frauen einen anderen Sinn als für Männer? Unterscheiden sich die Geldverwendungsstile und die Kapitalanlagestrategien von Frauen und Männern? Die Autorin stellt die Thesen zu einem geschlechtsspezifischen Verhältnis zu Geld vor und entwickelt auf der Folie sozio-ökonomischer und sozialisationstheoretischer Überlegungen Erklärungsansätze für dieses Phänomen.

Sigrid Leitner betrachtet den bislang wesentlichen Pfeiler des Altersvorsorgesystems in Deutschland unter einer Geschlechterperspektive: die gesetzliche Rentenversicherung. Ihr Beitrag erläutert die Konzeption der deutschen Rentenversicherung vor und nach der Reform von 2001 und fragt nach geschlechtsspezifischen Diskriminierungsmechanismen. Anhand von Modellbiographien macht die Autorin deutlich, wo die Fallstricke der Alterssicherung für Frauen – wie für Männer – gespannt sind und welche Strategien zum Erfolg, nämlich der Sicherung des Lebensstandards im Alter, führen können. Dass auch in Bezug auf die dafür notwendige private Zusatzvorsorge die Gleichstellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf das zentrale, der Rentenproblematik vorgelagerte frauenpolitische The-

men- und Aktionsfeld ist, diskutiert Leitner ausführlich.

Regina Frey gibt uns eine Vorstellung davon, wie sich öffentliche Haushalte „gendern“ lassen und stellt mit Gender Budgeting eine Methode der Umsetzung des Gender Mainstreaming ausführlich vor. Sie führt in die Geschichte und Grundideen des Gender Budgeting ein, zeigt seine Möglichkeiten auf und stellt die entsprechenden Analyse- bzw. Bewertungsinstrumente dar. Kritisch hinterfragt die Autorin, ob die mit dieser Strategie verbundene schematische Analyse entlang der vermeintlich homogenen Kategorien „Frau“ und „Mann“ eine duale Geschlechterordnung reproduziert und ob reale haushaltspolitische Verfahren überhaupt kompatibel sind mit den normativen Zielen und geschlechterpolitischen Visionen des Gender Budgeting, eine Frage, die sich gerade im Kontext der aktuellen Verwaltungsmodernisierung und deren Spar- und Effizienzlogik stellt.

Margit Schratzenstaller untersucht in ihrem Beitrag die geschlechtsspezifischen Wirkungen unterschiedlicher Steuersysteme. Sie beleuchtet zunächst mit dem Konzept des Gender Budgeting einen Ansatz, der auf eine umfassende geschlechtsspezifische Analyse von Steuersystemen und haushaltspolitischen Maßnahmen abzielt und damit geeignet ist, bestehende Lücken der traditionellen Finanzwissenschaft zu füllen. Beispielhaft untersucht die Autorin wichtige Implikationen unterschiedlicher Systeme der Einkommensbesteuerung von Haushalten für die soziale und ökonomische Situation von Männern und Frauen. Einen Schwerpunkt ihrer Analyse bildet das „typisch deutsche“ Ehegattensplitting mit seinen mittelbaren oder verdeckten unterschiedlichen Wirkungen auf Frauen und Männer: Effekt dieses Verfahrens ist eine ungleiche innerfamiliäre Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit, meist zugunsten der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

Die Zusammenhänge von Geschlechterverhältnissen und Zugangsmöglichkeiten von Frauen zu Macht, Einfluss und Einkommen zeigt der nächste Beitrag auf der Folie von organisationssoziologischen Betrachtungen und Ergebnissen der Wohlfahrtsstaatsforschung auf. *Hildegard Theobald*, *Sigrid Quack* und *Janne Tienari* stellen anhand ihrer Studie im Ländervergleich dar, wie unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte die Neudefinition von Geschlechterbeziehungen im Rahmen von Restrukturierungsprozessen in Banken beeinflussen. Dazu haben sie gesellschaftliche Implikationen zum Geschlechterverhältnis in ihrer Bedeutung für diesen Veränderungsprozess analysiert und gleichzeitig die Frage gestellt, ob erwei-

terte Zugangsmöglichkeiten von Frauen zu Leitungspositionen in Banken mit einer qualitativen Veränderung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern bezüglich Macht, Einfluss oder Status verknüpft sind. Als Beispiel für einen Öffnungsprozess untersuchen sie die Restrukturierung der Filialleitungsposition im Vergleich von „Fallbanken“ in Finnland und Deutschland.

Auf ein bislang noch stark tabuisiertes Phänomen macht *Anette Schmedt* aufmerksam: die zunehmende Übernahme von „Schulden für Andere“ durch Frauen. Parallel zu den anhaltenden Anreizen zur Existenzgründung verschulden sich immer mehr Frauen, weil sie für Kreditaufnahmen ihres Partners bürgen. Anhand der Erfahrungen in einem Beratungsprojekt in Berlin, das betroffene Frauen bei der Bewältigung ihrer oft damit verbundenen Ver- und Überschuldung beratend begleitet, erläutert die Autorin allgemeine Strukturen und individuelle Lösungswege dieses sich ausweitenden gesellschaftlichen Problems, wobei sie insbesondere die bisherige Praxis der Banken bei Bürgschaftsabwicklungen kritisch reflektiert.

Marianne Kosmann untersucht in ihrer Studie Erbschaften und Vererbungsmuster im sozialen Wandel und analysiert Erbprozesse als Transfer materiellen Reichtums sowie als familiäre Interaktion und Kommunikation. Ihr Beitrag arbeitet die Relevanz des Erbens für die soziale Ungleichheit entlang der Strukturkategorie Geschlecht heraus: Haben Söhne immer noch höhere Erbchancen als Töchter? Tauschmuster und Planungsrationalitäten in Erbprozessen und Erbverhandlungen folgen sozialen Rollen und Normen und sind durch sich wandelnde Geschlechterverhältnisse beeinflusst. Vor diesem Hintergrund analysiert die Autorin, ob und wie soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern über familiäre Erb- und Transferpro-

zesse reproduziert wird und welche Vorstellungen und Erwartungen bezüglich des Erbes, Erbens und Vererbens von Frauen und Männern vorliegen.

Mit der Bedeutung des Geldes für die Verwirklichung von Projekten, für den Aufbau von Organisationen und für die Verbreitung neuer Ideen hat sich auch die deutsche Frauenbewegung auseinander setzen müssen, auch wenn das teilweise schwer gefallen ist. Zu fest verwurzelt war das Selbstverständnis der sparsamen Bürgerin, zu bescheiden häufig auch der Zuschnitt der Phantasien, um sich unbefangen und ohne Vorbehalte an kühne und kostspielige Projekte heranzuwagen. Ausgehend von dieser Feststellung analysiert *Gilla Dölle* die finanziellen Verhältnisse und die Akquisitionsstrategien der Frauenbewegung in den letzten einhundert Jahren. Ihr Beitrag konzentriert sich auf die Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung an der Wende zum 20. Jahrhundert, der Frauenverbände nach 1945 und der neuen (autonomen) Frauenbewegung. Dabei zeigt die Autorin Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede bei den Finanzgeschäften der Frauenbewegung zu Beginn und am Ende des Jahrhunderts auf.

Welche Bedeutung Geld für Frauen hat, lässt sich schon vor der Lektüre der einzelnen Beiträge an deren thematischer Vielschichtigkeit ablesen. Der vorliegende Sammelband leistet einen differenzierten Beitrag zur Enttabuisierung von Tabus, zur Analyse von grundlegenden Ideologien und zur Aufdeckung von blockierenden Paradoxien. Er soll einen Anstoß geben, sich diesem Thema auf verschiedenen Ebenen zu nähern: Zum einen, um eine wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Komplex anzuregen und um weitere Forschungsperspektiven zu entwickeln, zum anderen soll er als Einladung verstanden werden, auf einer individuellen Ebene die Facetten der eigenen Einstellung zum Geld und des eigenen Umgangs damit zu reflektieren.

Netzwerk Frauenforschung – Forschungsbericht 2001 – 2002

Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg'innen), Dortmund 2003, ISBN 3-936199-04-3

In ersten Teil des Forschungsberichtes sind mehr als 100 Forschungsprojekte – nach fünf Bereichen geordnet – aufgeführt: (1) Multikulturalität und Globalisierung; (2) Kultur, Sport und Religion; (3) Pflege, Gesundheit und Ökologie; (4) Bildung und Wissenschaft; (5) Arbeit und Raum.

In einem zweiten Teil sind die Projekte zusammengefasst, die sich in besonderer Weise der Sicherung der Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung und der Sichtbarmachung von Querbezügen widmen.

Im dritten Teil geht es um die Projekte, die in besonderem Maße den Netzwerkcharakter des Netzwerks Frauenforschung NRW widerspiegeln.

Im vierten Teil werden die beteiligten Netzwerkprofessorinnen vorgestellt. Erfasst sind, neben einigen personenbezogenen Daten, die Forschungsprojekte, Veröffentlichungen und Vorträge der Jahre 2001/ 2002.

Der Forschungsbericht kann bei der Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung angefordert werden.

Kontakt und Information

Netzwerk Frauenforschung
NRW
Universität Dortmund
Frauenforschung und
Wohnungswesen
in der Raumplanung
44221 Dortmund
Tel: (0231) 755-5142
kortendiek@netzwerk-
frauenforschung.de

**Yvonne P. Doderer:
Urbane Praktiken - Strategien und Raumproduktionen feministischer
Frauenöffentlichkeit.**

Verlagshaus Mosenstein und Vannerdat, Dortmund 2003, 330 S., 18,80 Euro, ISBN 3-936600-79-1

Die (zweite) Frauenbewegung in Deutschland hat sich seit ihrem Aufbruch in den 1970er Jahren zu einer urbanen Frauenprojektkultur entwickelt. In welcher Weise hat sich diese Bewegung im Urbanen lokalisiert? Und inwiefern ist die Stadt Voraussetzung für die Raumproduktionen feministischer Frauenöffentlichkeit? Ausgehend von einer theoretischen Fundierung des Raumbegriffes und einer anschaulichen Beschreibung der Entwicklung der Frauenbewegung, analysiert die Autorin die aktuellen Beiträge, die die feministische Frauenöffentlichkeit zu städtischer Kultur, gesellschaftlichem Leben und sozialer Dienstleistungsökonomie leistet.

Entlang einer interdisziplinären Untersuchung der Städte Berlin, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart und München wird die Verortung urbaner Frauenprojektkultur nachgezeichnet, um im Anschluss neue Perspektiven auf ein feministisches Verständnis urbaner Räume aufzuzeigen.

**Ulrike Hänsch:
Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten
lesbischer Frauen.**

Geschlecht und Gesellschaft, Band 36, 2003. 257 Seiten. Kart. 14,90 EUR, ISBN 3-8100-3964-0

Das Buch analysiert den Freiheitsgewinn, der für lesbische Frauen in der Moderne durch Enttraditionalisierung und Individualisierung entstanden ist, und untersucht zugleich die Normen der Heterosexualität als Rahmenbedingung biografischer Entwicklungen.

Teil I: Im Spannungsfeld von Individualisierung und Heteronormativität. Diskussionen zu Theorie und Forschungsstand

Teil II: Rekonstruktive Fallanalysen: Unterschiedliche Erfahrungskonstellationen und differente Konstruktionen der „Lebbarkeit“ lesbischen Lebens

**Ilse Lenz, Lisa Mense, Charlotte Ullrich (Hg'innen):
Reflexive Körper? – Zur Modernisierung von Sexualität und
Reproduktion.**

Leske und Budrich, Opladen 2004, 311 Seiten, ISBN 3-81003-922-5, 24,90 Euro.

Mit der Modernisierung gehen auch Veränderungen im Geschlechterverhältnis einher. Im Bereich der Medizin und der Neuen Reproduktionstechnologien und anhand von Sexualität in populär(wissenschaftlich)en Medien wird die Ambivalenz dieser Entwicklung aufgezeigt. Mit Beiträgen von Robert W. Connell, Erika Feyerabend, Christine Kenning, Ilse Lenz, Margaret Lock, Lisa Mense, Nelly Oudshoorn, Charlotte Ullrich, Paula-Irene Villa und Torsten Wöllmann.

Inhaltsverzeichnis:

- Ilse Lenz, Lisa Mense, Charlotte Ullrich: Einleitung
- Ilse Lenz: Zum Verschwinden und Wiederauftauchen der Sexualität in der feministischen Diskussion
- Christine Kenning: Kontingente Höhepunkte: Geschlechterdisziplinierung und Orgasmus
- Charlotte Ullrich: Nichts spüren. Nichts sehen. Nichts riechen. Zur Inszenierung von Weiblichkeit in der Menstruationshygienewerbung
- Paula Villa: „Express your Self“ – Identitäten und Differenzen in Videoclips
- Lisa Mense: Neue Formen von Mutterschaft – Verwandtschaft im Kontext der neuen Reproduktionstechnologien
- Erika Feyerabend: Verdächtige Frauenkörper – biomächtige Leitbilder
- Lock, Margaret: Perfekionierte Gesellschaft: Reproduktive Technologien, genetische Test und geplante Familien.

- Oudshoorn, Nelly: Die natürlicher Ordnung der Dinge? Reproduktive Wissenschaften und die Politik des „Othering“.
- Torsten Wöllmann: Die medizinische Neuerfindung des Männerkörpers: Andrologie und Macht
- Bob Connell (1998): „I threw it like a girl“ – Schwierigkeiten mit dem männlichen Körper

Eszter Belinszki, Katrin Hansen, Ursula Müller (Hg'innen): Diversity Management - Best Practices im internationalen Feld.

Reihe: Managing Diversity, Bd. 2, 2003, 360 S., 20.90 EUR, br., ISBN 3-8258-6097-3, (zu beziehen über das IFF, Ulla Reissland 0521-106-4574)

Der Band gibt Einblick in neue deutsche Forschungen zu Diversity und in praktische Erfahrungen mit dem Management von Diversity im In- und Ausland. Was bedeutet Diversity Management als neuer Umgang mit Vielfalt in Arbeits- und Bildungsorganisationen? Warum wird es überall im strategischen Management – vom Human Resources Management bis zum Marketing – in den nächsten Jahren eine zentrale Rolle spielen? Wie wird „Vielfalt“ – vor allem personelle Vielfalt – in Deutschland heute wahrgenommen? Was lässt sich aus den internationalen Erfahrungen mit Diversity Management lernen? Namhafte AutorInnen geben Antwort.

Sabine Marx: Kommunikation im Arbeitsteam. Eine Fallstudie mit Ingenieurinnen und Ingenieuren.

Campus Verlag, Frankfurt/M./New York 2003, 324 S., 34,90 Euro, ISBN 3-593-37349-1

Kommunikation kommt in der Neu-/Gestaltung von Organisationen eine Schlüsselrolle zu. Dabei stellen sich einige grundlegende Fragen: Wie „funktioniert“ überhaupt menschliche Kommunikation? Wie lassen sich kommunikative Ressourcen in Organisationen erfolgreich nutzen? Wie entfaltet sich kommunikative Kompetenz?

Diesen Fragen geht das Buch aufgrund einer Fallstudie mit Ingenieurinnen und Ingenieuren nach. Untersucht wurde die Zusammenarbeit in multiprofessionellen Teams. Es entstanden lebendige Porträts aktueller Teamarbeit, die Einblick geben in den Berufsalltag der Beteiligten jenseits von Managementrhetorik. Die Autorin schildert die Auflösung wesentlicher Orientierungsfiguren wie Berufs- und Unternehmensidentität, Geschlechterordnung, Zukunft als zentrale Herausforderung an die Akteure. Die in der Studie angewandte Methode der Gruppendiskussion wird ausführlich dargelegt, besonders in ihrem Nutzen für die Organisationsberatung.

Edelard Kutzner: Die Un-Ordnung der Geschlechter - Industrielle Produktion, Gruppenarbeit und Geschlechterpolitik in partizipativen Arbeitsformen.

Rainer Hampp Verlag 2003, 308 S. ISBN 3-87988-752-7

Profitieren Frauen von Gruppenarbeit? Verlieren Produktionsarbeiterinnen nicht doch alle ihre Arbeitsplätze? Ist es überhaupt attraktiv für Frauen, um (andere) Arbeitsplätze in der Produktion zu kämpfen? Was ist durch die Beteiligung von Frauen an der Gestaltung ihrer Arbeit veränderbar? In diesem Buch geht es um Arbeiterinnen und Arbeiter, um Betriebsrätinnen und Betriebsräte, um Frauen und Männer in Vorgesetztenpositionen und im Management. Es wird gezeigt, wie sie die Arbeit gestalten, wie sie sich am Prozess der betrieblichen Umstrukturierung beteiligen, wie sie ihre unterschiedlichen Interessen durchsetzen, welche Vorstellungen ihr Handeln beeinflussen. Umstrukturierungen sind Prozesse, die durch allerlei Wendungen und Brüche gekennzeichnet sind. Hier verlieren traditionelle Formen der Arbeitsorganisation und mit ihnen

auch bestehende Geschlechterdifferenzen als ordnende Strukturen ihren Gesetzescharakter. Mit der Einführung von Gruppenarbeit werden alte Grenzziehungen zwischen Frauen und Männern erklärungsbedürftig. Die Folgen sind Gleichzeitigkeiten von Veränderung, Beharrung und Wiederherstellung. Das zentrale Ergebnis der vorliegenden Arbeit kann mit dem Begriff der Un-Ordnung der Geschlechter beschrieben werden. Un-Ordnung verstanden als Ausdruck der Hin- und Herbewegung, als Ausdruck eines Auseinandersetzungsprozesses, als Ausdruck von Irritation. Akribisch und differenziert wird der Gestaltungsprozess von Gruppenarbeit in fünf Unternehmen der Metall- und Elektroindustrie, der Nahrungsmittelindustrie und der chemischen Industrie nachgezeichnet und analysiert. Dabei werden Prozesse, Aushandlungen und Auseinandersetzungen unterhalb der offiziellen Betriebsrealität sichtbar gemacht, das scheinbar Selbstverständliche enthüllt. Die vorliegenden Ergebnisse sind aufschlussreich für alle, die sich mit betrieblicher Umstrukturierung befassen. Das Buch richtet sich an Leserinnen und Leser aus Wissenschaft und Praxis.

Dr. rer. soc. Edelgard Kutzner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Sozialforschungsstelle Dortmund. Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Fassung ihrer an der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld entstandenen Dissertation.

Christa Schmalzhaf-Larsen: Geschlechtersozialisation im Kontext - Eine Perspektive auf die mittlere Kindheit und die frühe Adoleszenz.

Schriften zur Sozialisationsforschung, Bd. 1 Hamburg 2004, 416 Seiten ISBN 3-8300-1296-9

Mit brilliantem soziologischen Sachverstand und einem hohen Maß an soziologischer Phantasie schafft die Autorin dieses Buches inhaltliche Verbindungen zwischen zwei bisher unverbunden Forschungssträngen, die zudem verschiedenen Theorietraditionen entstammen.

Bisher liefern vor allem konstruktivistisch inspirierte empirische Studien Erkenntnisse über das subjektive und kollektive Verständnis vom Mädchen- bzw. Junge-Sein, wenn Prozesse der Geschlechtersozialisation in Peergruppen bei Kindern in der mittleren Kindheit (8-10 Jahre) und Jugendlichen in der Frühadoleszenz (12-14 Jahre) betrachtet werden. Das Betrachtungsfeld solcher Arbeiten ist auf den Mikrokosmos Peergruppe beschränkt. Mögliche Wirkungen der Kontexte, in welchen diese Peergruppen verortet sind, werden in dieser Forschungstradition nicht berücksichtigt. Demgegenüber arbeitet die sozial-strukturell ausgerichtete Kindheits- und Jugendforschung vor allem über die Wirkungen der familiären und der regionalen Umgebungen auf den Zugang zu Peergruppen in Schulen, Vereinen, auf Spielplätzen oder beim Sport. Prozesse innerhalb dieser Peergruppen, besonders die geschlechtlich relevanten, finden in dieser Forschungstradition keine Berücksichtigung.

Mit ihrem sozialstrukturellen Zugang spezifiziert die Autorin in diesem Band Mikroprozesse innerhalb von Peergruppen so, dass sie sozialstrukturell anschlussfähig werden. Das Ergebnis dieses Vorgehens ist das hoch innovative Modell ‚kontextualisierte Geschlechtersozialisation von Kindern und Jugendlichen in situ-ierten Peergruppen‘.

Die Autorin zeigt, dass Prozesse der Geschlechtersozialisation in Peergruppen sowohl direkt als auch indirekt durch die Umgebungen, in welchen die Peergruppen situiert sind, beeinflusst werden. Als indirekten Einfluss macht sie den familiären und den regionalen Hintergrund von Kindern und Jugendlichen aus: Diese Komponenten der Herkunft sind entscheidend dafür, welche Peerorte überhaupt zugänglich sind. Peerorte ihrerseits stellen darüber hinaus eine Rahmung dar und zwar für Prozesse der Geschlechtersozialisation, die in den dort situierten Peergruppen stattfinden. Bei den Rahmungen handelt es sich entweder um eine sogenannte ‚vergeschlechtlichte‘ oder um eine sogenannte ‚geschlechtsneutrale‘ Kodierung einzelner Peerorte. Der direkte Einfluss der Peerorte besteht in der Analyse dieses Buches darin, dass Mädchen und Jungen sich an ‚vergeschlechtlichten‘ Peerorten in Prozessen der Geschlechtersozialisation als Differente erfahren, während sie sich an ‚geschlechtsneutralen‘ Peerorten als Gleiche konstruieren.

Indirekte und direkte Umgebungseinflüsse werden von der Autorin konstruktiv zusammengeführt, so dass sich für Kinder und Jugendliche je nach familiärer und regionaler Herkunft unterschiedliche Kombinationen von Gleichheits- und Differenzenerfahrungen an den ihnen zur Verfügung stehenden Peerorten eröffnen. Aus zwei zentralen Dimensionen der Sozialstruktur, nämlich dem familiären Status und der regionalen Zugehörigkeit, entwickelt die Autorin eine innovative Beschreibung sozial-strukturell variierender Konstitutionsbedingungen von Geschlecht.

**Irina Novikova/Dimitar Kambourov (Hg'in):
Men in the Global World -Integrating Post-Socialist Perspectives.**

Kikimora Publications : Series B29. 2003, ISBN 952-10-1308-7, 25 EUR, 255 p.

This volume responds to a growing field of critical research in men and masculinities in the post-socialist and post-Soviet countries.

The collection of articles offers interdisciplinary, cross-cultural and transnational insights into "men" in the "transitional" Europe and in a global perspective. All chapters address specifically the issues of men and masculinities in the national settings of a few post-socialist and post-Soviet countries by placing them into a wider European and global context.

One of our aims is to facilitate greater understanding of changing social processes of gender relations and gender construction, particularly in relation to men and men's practices, in the post-socialist region. To undertake this kind of exploration necessitates specific attention to the challenges and difficulties of comparative and interdisciplinary perspectives in post-socialist and European contexts, with an awareness that practices increasingly interact at various levels. In undertaking a transnational perspective, the volume, nevertheless, attends to diversity of complex variations in post-socialist transformations beyond their European agendas.

**Susanne Kröhnert-Othman:
Lebensführung und Identitätsbestimmung - Zeit- und
Sinnorientierungen palästinensischer Lehrerinnen.**

Umbrüche der Moderne - Arbeit-Staat-Kultur, Band 10, 2003, 372 S., € 26,80 zzgl. Versandkosten,
ISBN 3-88939-699-2

Individuelle Lebensführung ist ein zentrales Thema der gegenwärtigen soziologischen Modernisierungsdebatte. Selten wird jedoch moderne Lebensführung im Kontext einer nicht-westlichen Gesellschaft untersucht.

Die Studie zu Lebensführung und Zeitorientierungen palästinensischer Lehrerinnen bildet vor diesem Hintergrund nicht nur einen erweiterten Beitrag zur Betrachtung des palästinensischen Kampfes um Anerkennung, sondern auch zur interkulturellen Debatte um den Charakter der Moderne und um die Deutung von Modernisierungsprozessen in nicht-westlichen Gesellschaften. Die Ebene der Zeitlichkeit verbindet in dieser Studie Makro- und Mikroebenen sozialen Wandels und bricht die Gegensätzlichkeit von Tradition versus Moderne auf.

Susanne Kröhnert-Othman, Ethnologin und Soziologin, zur Zeit Mitarbeiterin im Projekt VINGS - Virtual International Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Entwicklungssoziologie und Geschlechterforschung, Ethnologie des Nahen Ostens, Islam und Moderne, Soziologie der Zeit, Interkulturalität und Mediendidaktik der Online-Lehre.

**Christiane Erlemann:
Ich trauer meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach - Warum
Ingenieurinnen den Beruf wechseln. Eine qualitative empirische Studie.**

Kleine Verlag, Bielefeld, 433 Seiten, ISBN 3-89370-370-5, 24,90 €

Haben Frauen kein Interesse an Technik – oder welche anderen Ursachen sind dafür verantwortlich, dass es so wenige Ingenieurinnen gibt? Christiane Erlemann rollt das viel diskutierte Thema aus einer ungewöhnlichen Perspektive auf: Durch Befragung von Ingenieurinnen, die nach einigen Jahren Berufserfahrung ihren Beruf „an den Nagel gehängt“ und sich anderen Feldern zugewandt haben. Sie rekonstruiert die Abwendung vom ingenieurwissenschaftlichen Feld mit der Methode der interpretativen Textanalyse, basierend auf biographisch orientierten narrativen Interviews.

Bei der Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW eingegangene Stellenausschreibungen:

Ausschreibung einer Vorziehprofessur für

„Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz

An der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gelangt die Vorziehprofessur für „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ mit 1. Oktober 2004 zur Besetzung.

Bei der Professur handelt es sich um ein auf sechs Jahre befristetes Arbeitsverhältnis.

Die Universität strebt eine Erhöhung des Frauenanteils in ihrem Personalstand an und lädt daher facheinschlägig qualifizierte Wissenschaftlerinnen ausdrücklich zur Bewerbung ein; Frauen werden bei gleicher Qualifikation vorrangig aufgenommen.

Gesetzliche Anstellungserfordernisse sind eine der Verwendung entsprechende abgeschlossene Hochschulbildung, eine einschlägige Habilitation bzw. gleichwertige Qualifikation, hervorragende Qualifikation in Forschung und Lehre, pädagogische und didaktische Eignung sowie Qualifikation zur Führungskraft, facheinschlägige Auslandserfahrung, facheinschlägige außeruniversitäre Praxis, soweit diese in dem zu besetzenden Fach möglich und sinnvoll ist.

Die Professur „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ ist eine am Institut für Soziologie angesiedelte, überfakultäre Professur im Kontext der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung (Gender Studies). Ihr Aufgabenbereich umfasst die Lehre und Forschung im Themenbereich „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ sowie die Mitwirkung an den interdisziplinären Kooperationen im Rahmen der Grazer Frauen- und Geschlechterforschung (insbesondere die Mitwirkung an der fakultätsübergreifenden Lehre und Entwicklung von Curricula zu Frauen- und Geschlechterforschung).

Ziele der neuen Professur: Institutionalisierung und Vertiefung der seit mehreren Jahren bestehenden fächerübergreifenden Kooperation zwischen Soziologie und Frauen- und Geschlechterforschung. Stärkung des Lehrangebotes zu Frauen- und Geschlechterforschung. Ausbau der Lehre zur soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Ausbau und Bündelung der Forschung zum Themenbereich 'Soziologie der Geschlechterverhältnisse'.

Von der Bewerberin / dem Bewerber werden erwartet:

- Forschungsschwerpunkt im Bereich „Soziologie der Geschlechterverhältnisse“ inklusive ihrer theoretischen Grundlagen
- Internationale Publikations- und Vortragstätigkeit auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung
- Einschlägige Lehrerfahrung
- Interdisziplinäre Anschlussfähigkeit und fächerübergreifende Kenntnisse in zumindest einem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung unter besonderer Berücksichtigung sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Felder.
- Inhaltliche Anschlussfähigkeit an eines oder mehrere der Themen, die an der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz bereits mit einem Gender-Focus bearbeitet werden (u.a. Soziale Probleme und Risiken; Geschlechterverhältnisse und Arbeit; Chancengleichheitskonzeptionen / Gender Mainstreaming; Familiensoziologie)
- Erfahrung in der Konzeption und Durchführung von interdisziplinären Forschungsprojekten auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung

Erwünscht sind Erfahrung in der Drittmittelakquirierung, Erfahrung in der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung. Vorausgesetzt wird die Bereitschaft zur maßgeblichen Mitwirkung bei der in Graz laufenden Aufbauarbeit im Hinblick auf ein fakultätsübergreifendes Studium Frauen- und Geschlechterforschung und Mitgestaltung des entsprechenden Lehrangebotes.

Ende der Bewerbungsfrist: 1. Juni 2004. Bewerbungen sind zu richten an: Personalwesen der Karl-Franzens-Universität Graz, Halbärthgasse 8, A-8010 Graz.

nähere Informationen zu
Vorziehprofessuren:
[http://www.bmbwk.gv.at/
universitaeten/pm/
dok_uniref/](http://www.bmbwk.gv.at/universitaeten/pm/dok_uniref/)
Das_Schwarze_Brett_2_Au9742.xml

Für Informationen steht Ihnen
Frau Mag. Dr. Katharina
Scherke
([katharina.scherke@uni-
graz.at](mailto:katharina.scherke@uni-graz.at), Tel.: 0043/316/380-
7078) zur Verfügung

ANNOUNCEMENT OF APPOINTMENT - THE POST OF PROFESSOR II (SHARED PROFESSORSHIP), SOCIAL SCIENCE, WOMEN'S STUDIES AND GENDER RESEARCH

is vacant at the Centre for Women's Studies and Gender Research at the University of Oslo.

Scale: 62 – 68 (20 % position). Closing date for applications: July, 20th 2004.

Please address applications to the University Director enclosing five copies of a curriculum vita and attachments (certified copies and references, certificates etc.) and send to the University of Oslo, the Faculty of Social Sciences, P.O. Box 1084, Blindern, 0317 Oslo, Norway

For further information please
contact: Research Director
Beatrice Halsaa, tel. + 47
22858976, e-mail:
beatrice.halsaa@skk.uio.no,
or Administrative Director
Rigmor Smith-Gahrsen,
+ 47 22858940, e-mail:
[rigmor.smith-
gahrsen@skk.uio.no](mailto:rigmor.smith-
gahrsen@skk.uio.no)

Am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung GmbH (WZB) wird im Jahre 2004 eine auf drei Jahre befristete Gastprofessur

„Geschlechtergerechtigkeit und neue gesellschaftliche Kooperationsformen“

eingerrichtet. Bewerbungen sind für einen Zeitraum von einem Jahr bis zu drei Jahren möglich. Die Professur ist beim Präsidenten des WZB angesiedelt.

Aufgaben: Konzeptionelle und empirie-basierte Forschungen zur Entwicklung geschlechtsspezifischer Ungleichheitsverhältnisse in modernen Gesellschaften wie zu deren institutionellen und kulturellen Voraussetzungen, zum Wandel in den Gerechtigkeitsvorstellungen sozialer Akteure und deren Umsetzung in politische, organisatorische und intermediäre Handlungsfelder unter Einbezug anderer Ungleichheitsverhältnisse. Bei den Forschungsarbeiten ist eine international vergleichende oder historisch/longitudinale Perspektive erwünscht. Gefordert ist der Bezug zu einem oder mehreren der folgenden Themenbereiche:

- flexible Lebensarbeitszeiten, soziale Sicherung und Verteilung der Reproduktionsarbeiten
- Vermittlungs- und Reflexionsprozesse von Gerechtigkeitsdiskursen in politischen Räumen
- Teilhabechancen an der Generierung, Legitimierung und Verteilung von Wissen in und zwischen Organisationen.

Voraussetzungen: Ausgewiesene sozialwissenschaftliche Forschungskompetenz zu Fragen der Geschlechtergerechtigkeit in einem oder mehreren der genannten Bereiche einschließlich empirischer Forschungserfahrung; Bereitschaft zur Kooperation mit anderen Forschungsbereichen des WZB, die Geschlechter- und Gerechtigkeitsfragen bearbeiten; Vorstellungen zur konzeptionellen Zusammenführung dieser Forschungsarbeiten.

Die Position wird außertariflich – bis zu C 4-entsprechend – vergütet. Das WZB fordert Frauen ausdrücklich zur Bewerbung auf. Schwerbehinderte werden bei gleicher Qualifikation bevorzugt.

Schriftliche Bewerbungen werden mit den üblichen Unterlagen **bis zum 7. Juni 2004** erbeten:

An den Präsidenten des Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung Prof. Dr. Dr. h.c.mult. Jürgen Kocka
Reichpietschufer 50, 10785 Berlin

An der Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie wird ein interdisziplinäres Promotionskolleg zum Thema

„Geschlechterbeziehungen im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“

eingerrichtet. Im Rahmen des interdisziplinären Promotionskollegs, das von den Instituten für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Politologie und Soziologie getragen und von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert wird, werden 9 Doktoranden/-innenstipendien für einen Förderzeitraum von drei Jahren vergeben (Beginn der Stipendienlaufzeit für Bewerber/-innen der Zweitausschreibung: 1.10.2004).

Voraussetzungen: Die Bewerber/innen sollten zum einen die Kriterien der Hans-Böckler-Stiftung erfüllen (Nachweis eines überdurchschnittlichen wissenschaftlichen Abschlusses sowie eines gewerkschaftlichen und/oder gesellschaftspolitischen Engagements). Zum anderen ist eine aussagekräftige Skizze für ein Promotionskonzept (maximal 10 Seiten) einzureichen, in dem auch der Bezug zum Promotionskolleg aufgezeigt wird. Erwünscht sind sowohl theoretische als auch empirische Arbeiten zu einem der Themenfelder des Kollegs. Den Unterlagen ist zudem ein Bewerbungsbogen beizufügen (Bewerbungsbogen unter: www.boeckler.de, Promotionsförderung). Ausdrückliches Ziel des Promotionskollegs ist es, die unterschiedlichen Promotionsvorhaben in gemeinsamen Diskussionen aufeinander zu beziehen und die Debatte über das Wechselverhältnis von Geschlecht, Arbeit, Politik und Kultur voranzubringen. Vorausgesetzt wird folglich die Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Die Bewerbungsunterlagen sind bis zum 11. Juni 2004 einzureichen.

Anschrift: Promotionskolleg Gender Dekanat des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und Philosophie Philipps-Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6, D-35032 Marburg.

Informationen zum Kolleg können unter: www.uni-marburg.de/PKG abgerufen werden

Am Fachgebiet

Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung der Universität Dortmund

sind voraussichtlich ab 1.9.2004 zwei 0,5 Stellen einer wissenschaftlichen MitarbeiterIn (BAT II a-Haushaltsstellen) für Aufgaben in Forschung und Lehre für zunächst zwei Jahre zu besetzen.

Gesucht werden WissenschaftlerInnen mit einem einschlägigen qualifizierten Abschluss der Volkswirtschaft, Soziologie, Geografie, Stadt- oder Raumplanung sowie nachgewiesenen Kenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung. Erfahrungen mit (quantitativen) Methoden der empirischen Sozialforschung sind erwünscht.

Bewerbungsfrist: 1.7.2004

InteressentInnen werden gebeten, vor Abgabe einer Bewerbung ein Informationsblatt anzufordern unter fwr@uni-dortmund.de Tel. 0231-755-5431

Prof'in Dr. Ruth Becker, FG Frauenforschung und Wohnungswesen, Fakultät Raumplanung, Universität Dortmund, 44221 Dortmund



Netzwerk Frauenforschung NRW
Universität Dortmund
44221 Dortmund

ISSN 1617-2493